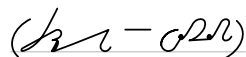
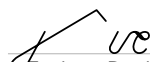


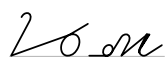
Kinder- und Hausmärchen


gesammelt durch


die Brüder Grimm


(Jacob und Wilhelm)


Zweiter Band


Große Ausgabe


Siebente Auflage


Göttingen


Verlag der Dieterichschen Buchhandlung

1857
1857

Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Weg vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich auszusehen, und gehörte das große einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herr Gott »dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen: bei ihm will ich übernachten.« Der Reiche, als er an seine Türe klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling was er suche? Der Herr antwortete »ich bitte um ein Nachtlager.« Der Reiche gückte den Wandersmann von Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach »ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Türe klopft, so könnte ich selber den Bettstab in die Hand nehmen. Sucht euch anderswo ein Auskommen.« Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, so klinkte der Arme schon sein Türchen auf und bat den Wandersmann einzutreten. »Bleibt die Nacht über bei mir,« sagte er »es ist schon finster, und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen.« Das gefiel dem lieben Gott und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte er möchte es bequem machen und vorlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gerne. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Nachdem sie gegessen hatten, und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach »hör, lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann: er ist den ganzen Tag übergegangen, da wird einer müde.« »Von Herzen gern,« antwortete er, »ich wills ihm anbieten.« ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenne ihm recht wäre, möcht er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte: sich selbst aber machten sie

eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott abgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Türe stand, kehrte er sich um und sprach »weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen.« Da sagte der Arme »was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.« Der liebe Gott sprach »willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?« »O ja,« sagte der Mann, »wenn ich das auch noch erhalten kann, so wär mirs wohl lieb.« Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter. Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues, reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach »sag mir, was ist geschehen? Gestern Abend stand noch die alte elende Hütte, und heute steht da ein schönes neues Haus. Lauf hinüber und höre wie das gekommen ist.« Die Frau ging und fragte den Armen aus: er erzählte ihr »gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt, die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu und jetzt noch statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus.« Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Manne wie alles gekommen war. Der Mann sprach »ich möchte mich zerreißen und beschlagen: hätt ich das nur gewußt! der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachtet wollen, ich habe ihn aber abgewiesen.« »Eil dich,« sprach die Frau, »und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünsche gewähren lassen.« Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferd davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat er möchts nicht übel nehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Haustüre gesucht, derweil wäre er weggegangen: wenn er des Weges zurück käme, müßte er bei ihm einkehren. »Ja,« sprach der liebe Gott, »wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun.« Da fragte der Reiche ob er nicht auch drei Wünsche tun dürfte, wie sein Nachbar? Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche meinte er wollte sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glück gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde sprach der liebe Gott »reit heim, und drei Wünsche, die du tust, die sollen in Erfüllung gehen.« Nun hatte der Reiche was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Flügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammen bringen

konnte. Er klopfte ihm an den Hals und sagte »sei ruhig, Liese,« aber das Pferd machte aufs neue Männerchen. Da ward er jetzt ärgerlich und
rief ganz ungeduldig »so wollt ich, daß du den Hals zerbrächst!« Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd
tot und regte sich nicht mehr; damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im
Stich lassen, schnitts ab, hings auf seinen Rücken, und mußte nun zu Fuß gehen. »Du hast noch zwei Wünsche übrig« dachte er und tröstete sich damit.
Wie er nun langsam durch den Sand dahin ging, und zu Mittag die Sonne heiß brannte, wards ihm so warm und verdrießlich zu Mut: der Sattel
drückte ihn auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. »Wenn ich mir auch alle Reiche und Sätze der Welt
wünsche,« sprach er zu sich selbst, »so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus: ich wills aber so
einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig zu wünschen bleibt.« Dann seufzte er und sprach »ja, wenn ich der bayrische Bauer wäre, der auch drei
Wünsche frei hatte, der wülste sich zu helfen, der wünschte sich erst recht viel Bier, und zweitens so viel Bier als er trinken könnte, und drittens noch
ein Faß Bier dazu.« Manchmal meinte er jetzt hätte er es gefunden, aber hernach schiens ihm doch zu wenig. Da kam ihm so in die
Gedanken was es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe sich wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich,
und ohne daß ers wülste, sprach er so hin »ich wollte die säße daheim auf dem Sattel, und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da auf meinem
Rücken schleppe.« Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte daß sein
zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in
seine Kammer hinstellen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber ankommt und die Stubentür aufmacht, sitzt da seine Frau
mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er »gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbei
wünschen, nur bleib da sitzen.« Sie schalt ihn aber einen Schafskopf und sprach »was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf
dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen.« Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun,
daß sie vom Sattel ledig wäre und herunter steigen könnte; und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe,
Scheltworte und ein verlorenes Pferd: die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

Das singende springende Löweneckerchen.

[Löweneckerchen]

Es war einmal ein Mann, der hatte eine große Reise vor, und beim Abschied fragte er seine drei Töchter was er ihnen mitbringen sollte.

Da wollte die älteste Perlen, die zweite wollte Diamanten, die dritte aber sprach »lieber Vater, ich wünsche mir ein singendes springendes

Löweneckerchen (Lerche).« Der Vater sagte »ja, wenn ich es kriegen kann, sollst du es haben,« küßte alle drei und zog fort. Als nun die

Zeit kam, daß er wieder auf dem Heimweg war, so hatte er Perlen und Diamanten für die zwei ältesten gekauft, aber das singende springende

Löweneckerchen für die jüngste hatte er umsonst aller Orten gesucht, und das tat ihm leid, denn sie war sein liebstes Kind. Da führte ihn der

Weg durch einen Wald, und mitten darin war ein prächtiges Schloß, und nah am Schloß stand ein Baum, ganz oben auf der Spitze des Baums aber

sah er ein Löweneckerchen singen und springen. »Ei, du kommst mir gerade recht« sagte er ganz vergnügt und rief seinem Diener, er

sollte hinauf steigen und das Tierchen fangen. Wie er aber zu dem Baum trat, sprang ein Löwe darunter auf, schüttelte sich und brüllte, daß das Laub

an den Bäumen zitterte. »Wer mir mein singendes springendes Löweneckerchen fehlen will,« rief er, »den fresse ich auf.« Da sagte der Mann

»ich habe nicht gewußt, daß der Vogel dir gehört: ich will mein Unrecht wieder gut machen, und mich mit schwerem Golde loskaufen, laß mir nur

das Leben.« Der Löwe sprach »dich kann nichts retten, als wenn du mir zu eigen versprichst, was dir daheim zuerst begegnet, willst du das aber tun,

so schenke ich dir das Leben und den Vogel für deine Tochter obendrein.« Der Mann aber weigerte sich und sprach »das könnte meine

jüngste Tochter sein, die hat mich am liebsten und läßt mir immer entgegen, wenn ich nach Haus komme.« Dem Diener aber war angst und er

sagte »muß euch denn gerade eure Tochter begegnen, es könnte ja auch eine Kaze oder ein Hund sein.« Da ließ sich der Mann

überreden, nahm das singende springende Löweneckerchen und versprach dem Löwen zu eigen was ihm daheim zuerst begegnen würde.

Wie er daheim anlangte und in sein Haus eintrat, war das erste, was ihm begegnete, niemand anders als seine jüngste liebste Tochter: die kam

gelaufen, küßte und verzte ihn, und als sie sah, daß er ein singendes springendes Löweneckerchen mitgebracht hatte, war sie außer sich vor Freude.

Der Vater aber konnte sich nicht freuen, sondern fing an zu weinen und sagte »mein liebstes Kind, den kleinen Vogel habe ich teuer

gekauft, ich habe dich dafür einem wilden Löwen versprochen müssen, und wenn er dich hat, wird er dich zerreißen und fressen,« und erzählte ihr da

alles, wie es gegangen war, und bat sie nicht hin zu gehen, es möchte auch kommen was da wollte. Sie tröstete ihn aber und sprach »liebster

Vater, was ihr ersprochen habt muß auch gehalten werden: ich will hingehen und will den Löwen schon besänftigen, daß ich wieder gesund zu euch komme.« Am andern Morgen ließ sie sich den Weg zeigen, nahm Abschied und ging getrost in den Wald hinein. Der Löwe aber war ein verzauberter Königssohn, und war bei Tag ein Löwe, und mit ihm wurden alle seine Leute Löwen, in der Nacht aber hatten sie ihre natürliche menschliche Gestalt. Bei ihrer Ankunft ward sie freundlich empfangen und in das Schloß geführt. Als die Nacht kam, war er ein schöner Mann und die Hochzeit ward mit Pracht gefeiert. Sie lebten vergnügt mit einander, wachten in der Nacht und schliefen am Tag. Zu einer Zeit kam er und sagte »morgen ist ein Fest in meines Vaters Haus, weil deine älteste Schwester sich verheiratet, und wenn du Lust hast hinzugehen, so sollen dich meine Löwen hinführen.« Da sagte sie ja, sie möchte gern ihren Vater wiedersehen, fuhr hin und ward von den Löwen begleitet. Da war große Freude, als sie ankam, denn sie hatten alle geglaubt sie wäre von dem Löwen zerrissen worden und schon lange nicht mehr am Leben. Sie erzählte aber was sie für einen schönen Mann hätte und wie gut es ihr ginge, und blieb bei ihnen so lang die Hochzeit dauerte, dann fuhr sie wieder zurück in den Wald. Wie die zweite Tochter heiratete und sie wieder zur Hochzeit eingeladen war, sprach sie dem Löwen »diesmal will ich nicht allein sein, du mußt mitgehen.« Der Löwe aber sagte das wäre zu gefährlich für ihn, denn wenn dort der Strahl eines brennenden Sterns ihn berührte, so würde er in eine Taube verwandelt, und müßte sieben Jahre lang mit den Tauben fliegen. »Ach,« sagte sie, »geh nur mit mir: ich will dich schon hüten und vor allem Licht bewahren.« Also zogen sie zusammen und nahmen auch ihr kleines Kind mit. Sie ließ dort einen Saal mauern, so stark und dick daß kein Strahl durchdringen konnte, darin sollt er sitzen, wann die Hochzeitslichter angezündet würden. Die Tür aber war von frischem Holz gemacht, das sprang und bekam einen kleinen Ritz, den kein Mensch bemerkte. Nun ward die Hochzeit mit Pracht gefeiert, wie aber der Zug aus der Kirche zurückkam mit den vielen Fackeln und Lichtern an dem Saal vorbei, da fiel ein haarbreiter Strahl auf den Königssohn, und wie dieser Strahl ihn berührt hatte, in dem Augenblick war er auch verwandelt, und als sie hineinkam und ihn suchte, sah sie ihn nicht, aber es saß da eine weiße Taube. Die Taube sprach zu ihr »sieben Jahr muß ich in die Welt fortfliegen: alle sieben Schritte aber will ich einen roten Blutstropfen und eine weiße Feder fallen lassen, die sollen dir den Weg zeigen, und wenn du die Spur folgst, kannst du mich erlösen.« Da flog die Taube zur Tür hinaus, und sie folgte ihr nach, und alle sieben Schritte fiel ein rotes Bluttröpfchen und ein weißes Federchen herab und zeigte ihr den Weg. So ging sie immer zu in die weite Welt hinein, und schaute nicht um sich und ruhte sich nicht, und waren fast die sieben Jahre herum: da freute sie sich und meinte sie wären bald erlöst, und war noch so weit davon. Einmal, als sie so fortging, fiel kein Federchen mehr und auch kein rotes Bluttröpfchen, und als sie die Augen aufschlug, so war die Taube verschwunden. Und weil sie dachte

»Menschen können dir da nicht helfen,« so stieg sie zur Sonne hinauf und sagte zu ihr »du scheinst in alle Ritzen und über alle Spitzen, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?« »Nein,« sagte die Sonne, »ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Kästchen, das mach auf, wenn du in großer Not bist.« Da dankte sie der Sonne und ging weiter bis es Abend war, und der Mond schien, da fragte sie ihn »du scheinst ja die ganze Nacht und durch alle Felder und Wälder, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?« »Nein,« sagte der Mond, »ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Ei, das zerbrich wenn du in großer Not bist.« Da dankte sie dem Mond, und ging weiter, bis der Nachtwind heran kam und sie anblies: da sprach sie zu ihm »du wehst ja über alle Bäume und unter allen Blättern weg, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?« »Nein,« sagte der Nachtwind, »ich habe keine gesehen, aber ich will die drei andern Winde fragen, die haben sie vielleicht gesehen.« Der Ostwind und der Westwind kamen und hatten nichts gesehen, der Südwind aber sprach »die weiße Taube habe ich gesehen, sie ist am roten Meer geflogen, da ist sie wieder ein Löwe geworden, denn die sieben Jahre sind herum, und der Löwe steht dort im Karol mit einem Lindwurm, der Lindwurm ist aber eine verzauberte Königstochter.« Da sagte der Nachtwind zu ihr »ich will dir Rat geben, geh am roten Meer, am rechten Ufer da stehen große Rüfen, die achte, und die elfte schneid dir ab, und schlag den Lindwurm damit, dann kann ihn der Löwe bezwingen, und beide bekommen auch ihren menschlichen Leib wieder. Hernach schau dich um, und du wirst den Vogel Greif sehen, der am roten Meer sitzt, schwing dich mit deinem Liebsten auf seinen Rücken: der Vogel wird euch übers Meer nach Haus tragen. Da hast du auch eine Nuss, wenn du mitten über dem Meere bist, laß sie herab fallen, alsbald wird sie aufgehen, und ein großer Nußbaum wird aus dem Wasser hervor wachsen, auf dem sich der Greif ausruht: und könnte er nicht rühnen, so wäre er nicht stark genug euch hinüber zu tragen: und wenn du vergißt die Nuss herab zu werfen, so läßt er euch ins Meer fallen.«

Da ging sie hin und fand alles wie der Nachtwind gesagt hatte. Sie zählte die Rüfen am Meer und schnitt die elfte ab, damit schlug sie den Lindwurm, und der Löwe bezwang ihn: alsbald hatten beide ihren menschlichen Leib wieder. Aber wie die Königstochter, die vorher ein Lindwurm gewesen war, vom Zauber frei war, nahm sie den Jüngling in den Arm, setzte sich auf den Vogel Greif, und führte ihn mit sich fort. Da stand die arme weggewanderte, und war wieder verlassen, und setzte sich nieder und weinte. Endlich aber ermutigte sie sich und sprach »ich will noch so weit gehen als der Wind weht und so lange als der Hahn kräht, bis ich ihn finde.« Und ging fort, lange lange Wege, bis sie endlich zu dem Schloß kam, wo beide zusammen lebten: da hörte sie daß bald ein Fest wäre, wo sie Hochzeit mit einander machen wollten. Sie sprach aber »Gott hilft mir noch,« und öffnete das Kästchen, das ihr die Sonne gegeben hatte, da lag ein Kleid darin, so glitzend wie die Sonne selber. Da nahm sie es heraus und zog es an und ging hinauf in das Schloß, und alle Leute, und die Braut selber, sahen sie mit Verwunderung an; und es

Kleid gefiel der Braut so gut, daß sie dachte es könnte ihr Hochzeitskleid geben, und fragte ob es nicht feil wäre. »Nicht für Geld und Gut,«
antwortete sie, »aber für Fleisch und Blut.« Die Braut fragte was sie damit meinte. Da sagte sie »laß mich eine Nacht in der Kammer schlafen, wo
der Bräutigam schläft.« Die Braut wollte nicht, und wollte doch gerne das Kleid haben, endlich willigte sie ein, aber der Kammerdiener mußte dem
Königssohn einen Schlaftrunk geben. Als es nun Nacht war und der Jüngling schon schlief, ward sie in die Kammer geführt. Da setzte sie sich ans
Bett und sagte »ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonne und Mond und bei den vier Winden gewesen, und habe nach dir
gefragt, und habe dir geholfen gegen den Lindwurm, willst du mich denn ganz vergessen?« Der Königssohn aber schlief so hart, daß es ihm
nur vorkam als rauschte der Wind draußen in den Tannenbäumen. Wie nun der Morgen anbrach, da ward sie wieder hinausgeführt und mußte das
goldene Kleid hingeben. Und als auch das nichts geholfen hatte, ward sie traurig, ging hinaus auf eine Wiese, setzte sich da hin und weinte. Und wie
sie so saß, da fiel ihr das Ei noch ein, das ihr der Mond gegeben hatte: sie schlug es auf, da kam eine Glucke heraus mit zwölf Küchlein
ganz von Gold, die liefen herum und piepten und krochen der Alten wieder unter die Flügel, so daß nichts schöneres auf der Welt zu sehen war. Da
stand sie auf, trieb sie auf der Wiese vor sich her, so lange bis die Braut aus dem Fenster sah, und da gefielen ihr die kleinen Küchlein so gut, daß
sie gleich herab kam und fragte ob sie nicht feil wären? »Nicht für Geld und Gut, aber für Fleisch und Blut, laß mich noch eine Nacht in der
Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.« Die Braut sagte »ja,« und wollte sie betrogen wie am vorigen Abend. Als aber der Königssohn
zu Bett ging, fragte er seinen Kammerdiener was das Murmeln und Raschen in der Nacht gewesen sei. Da erzählte der Kammerdiener alles, daß
er ihm einen Schlaftrunk hätte geben müssen, weil ein armes Mädchen heimlich in der Kammer geschlafen hätte, und heute Nacht sollte
er ihm wieder einen geben. Sagte der Königssohn »gieß den Trank neben das Bett aus.« Zur Nacht wurde sie wieder hereingeführt, und als sie
anfang zu zählen wie es ihr traurig ergangen wäre, da erkannte er gleich an der Stimme seine liebe Gemahlin, sprang auf und rief »jetzt bin
ich erst recht erlöst, mir ist gewesen wie in einem Traum, denn die fremde Königstochter hatte mich verzaubert, daß ich dich vergessen mußte, aber
Gott hat noch zu rechter Stunde die Betörung von mir genommen.« Da gingen sie beide in der Nacht heimlich aus dem Schloß, denn sie fürchteten sich
vor dem Vater der Königstochter, der ein Zauberer war, und setzten sich auf den Vogel Greif, der trug sie über das rote Meer, und als sie in
der Mitte waren, ließ sie die Nuls fallen. Alsbald wuchs ein großer Nulsbaum, darauf ruhte sich der Vogel, und dann führte er sie nach Haus, wo sie ihr
Kind fanden, das war groß und schön geworden, und sie lebten von nun an vergnügt bis an ihr Ende.

120222.
Die Gänsemagd.

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter. Wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld an einen Königssohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten und das Kind in das fremde Reich abreisen mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Gerät und beschmeide ein, Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was nur zu einem königlichen Brautschatz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten; darauf hielt sie ein weißes Lämpchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach »liebes Kind, verwahre sie wohl, sie werden dir unterwegs Not tun.«

Also nahmen beide von einander betrübten Abschied: das Lämpchen steckte die Königstochter in ihren Büsen vor sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und sprach zu ihrer Kammerjungfer »steig ab, und schöpfe mir mit meinem Becher, den du für mich mitgenommen hast, Wasser aus dem Bache, ich möchte gern einmal trinken.«

»Wenn ihr Durst habt,« sprach die Kammerjungfer, »so steigt selber ab, legt euch ans Wasser und trinkt, ich mag eure Magd nicht sein.« Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser im Bach und trank, und durfte nicht aus dem goldenen Becher trinken. Da sprach sie »ach Gott!« da antworteten die drei Blutstropfen »wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen.« Aber die Königsbraut war demütig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferd. So ritten sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, die Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer »steig ab und gib mir aus meinem Goldbecher zu trinken,« denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmütiger, »wollt ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht eure Magd sein.« Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst, legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach »ach Gott!« und die Blutstropfen antworteten wiederum »wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen.« Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Lämpchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Büsen und floß mit dem Wasser fort ohne daß sie es in ihrer großen

Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugesehen und freute sich daß sie Gewalt über die Braut bekäme: denn damit, daß diese die Blutstropfen

verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte die Kammerfrau

»auf Falada gehör ich, und auf meinen Gaul gehörs du;« und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerfrau mit harten Worten die

königlichen Kleider abzuziehen und ihre schlechten anzulegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel erschwören daß sie am königlichen

Hof keinem Menschen etwas davon sprechen wollte; und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden.

Aber Falada sah das alles an und nahm wohl in Acht.

Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen

Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königssohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und

meinte sie wäre seine Gemahlin: sie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unterstehen bleiben. Da schaute der

alte König am Fenster, und sah sie im Hof halten und sah wie sie fein war, zart und gar schön: ging alsbald hin ins königliche

Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stände, und wer sie wäre? »Die hab ich mir unterwegs

mitgenommen zur Gesellschaft; gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßigsteht.« Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte

nichts, als daß er sagte »da hab ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen.« Der Junge hieß Kürdchen

(Conrädchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Bald aber sprach die fache Braut zu dem jungen König »liebster Gemahl, ich bitte euch tut mir einen Gefallen.« Er antwortete »das will ich

gerne tun.« »Nun so laßt den Schinder ruhen und da dem Pferde, worauf ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs

geärgert hat.« Eigentlich aber fürchtete sie daß das Pferd sprechen möchte wie sie mit der Königstochter umgegangen war. Nun war das

so weit geraten, daß es geschehen und der treue Falada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und sie sprach

dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes

finstres Tor, wo sie Abends und Morgens mit den Gänsen durch mußte, »unter das finstere Tor möchte er dem Falada seinen Kopf

hinageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen könnte.« Also versprach das der Schindersknecht zu tun, hieb den Kopf ab und

nagelte ihn unter das finstere Tor fest.

Des Morgens früh, da sie und Kürdchen unterm Tor hinaus trieben, sprach sie im Vorbeigehen

»gib Falada, da du hangest,«

antwortete der Kopf

»du Jungfer Königin, da du gangest,

wenn das deine Mütter wüßte,

ihr Hfz tät iherspringen.«

Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die Gänse aufs Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie nieder und machte

ihre Haare auf, die waren eitel Gold, und Kürdchen sah sie und freute sich wie sie glänzten, und wollte ihr ein paar ausraufen. Da sprach sie

»weh, weh, Windchen,

nimm Kürdchen sein Hütchen,

und laß'n sich mit jagen,

bis ich mich geflochten und geschätzt,

und wieder aufgesetzt.«

Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürdchen sein Hütchen weg wehte über alle Land, und es mußte ihm nachlaufen. Bis es wieder

kam war sie mit dem Kämmen und Ausetzen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da war Kürdchen böß und sprach nicht mit ihr; und so

hüteten sie die Gänse bis daß es Abend ward, dann gingen sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Tor hinaus trieben, sprach die Jungfrau

»du Falada, da du hangest,«

Falada antwortete

»du Jungfer Königin, da du gangest,

wenn das deine Mütter wüßte,

das Hfz tät iherspringen.«

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an ihr Haar anzukämmen, und Kürdchen lief und wollte danach greifen, da sprach sie

schnell

»weh, weh, Windchen,

nimm Kürdchen sein Hütchen,

- ö j z h,
und laß'n sich mit jagen,

l, v p h - p h;
bis ich mich geflochten und geschätzt,

- E g o f.«
und wieder aufgesetzt.«

e n a \ o - a p e r h s u l c o r, e n t h p h v; - o - e n, k b n d r z
Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß Kürdchen nachlaufen mußte; und als es wieder kam, hatte sie längst ihr Haar

p h, - t n e s o p; - m o, v o l - v e o e.
gerecht, und es konnte keins davon erwischen; und so hüteten sie die Gänse bis es Abend ward.

v e n, p h o z p u e n, r n t h ~ t n p - o t » l z v h - 1 / n v o
Abends aber, nachdem sie heim gekommen waren, ging Kürdchen vor den alten König und sagte »mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse

hüten.« »Warum denn?« fragte der alte König. »Ei, das ärgert mich den ganzen Tag.« Da befahl ihm der alte König zu zählen wies ihm

e z r n. e s t t h » m o, c i l z b t n z \ x e n n, - e n z o l n
denn mit ihr ginge. Da sagte Kürdchen »Morgens, wenn wir unter dem finstern Tor mit der Heerde durchkommen, so ist da ein Gaulskopf an

\ o, j z e i b
der Wand, zu dem redet sie

» l e s, e g z o b,«
»Falada, da du hangest,«

e n t n l
da antwortet der Kopf

» e n t h p, e e n b,
»b du Königsjungfer, da du gangest,

c e e z o b,
wenn das deine Mutter wüßte,

e z j r p h n.«
das Hütz tät ihnderspringen.«

- p t t h c o s \ n o o p s, - a, e n z p r o e p h v.
Und so erzählte Kürdchen weiter was auf der Gänsewiese geschähe, und wie es da dem Hüt im Winde nachlaufen müßte.

\ t n p l e r ~ t h n e z o j t h, - b, a z n n a, o f j a t e b t n -
Der alte König befahl ihm den nächsten Tag wieder hinaus zu treiben, und er selbst, wie es Morgen war, setzte sich hinter das finstere Tor und

z t e o b z z o l e r p: - e n, r n d z e l e - w j z r y s \ o. e n o.
hörte da wie sie mit dem Haupt des Falada sprach: und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er

w e l o m n z a, z o r n e - \ n o h, z e p h u l l, - a n d r c o b j o f - n
nun bald mit seinen eigenen Augen wie die Gänsemagd und der Gänsejunge die Heerde getrieben brachte, und wie nach einer Weile sie sich setzte und ihre

z n o l l, i f t z y z p h o e
Haare losflocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder

» o, o, o h,
»weh, weh, Windchen,

l o n t h o n t h,
faß Kürdchen sein Hütchen,

- ö j z h,
und laß'n sich mit jagen,

l e, v p h - p h;
bis daß ich mich geflochten und geschätzt,

- E g o f.«
und wieder aufgesetzt.«

Da kam ein Windstoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück, und als Abends die Gänsemagd heim kam, rief er sie bei Seite, und fragte warum sie dem allem so täte? »Das darf ich euch nicht sagen, und darf auch keinem Menschen mein Leid klagen, denn so hab ich mich unter freiem Himmel geschworen, weil ich sonst um mein Leben gekommen wäre.« Er drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, aber er konnte nichts aus ihr herausbringen. Da sprach er »wenn du mir nichts sagen willst, so klag dem Eisenofen da dein Leid,« und ging fort. Da kroch sie in den Eisenofen, fing an zu jammern und zu weinen, schüttete ihr Herz aus und sprach »da sitze ich nun von aller Welt verlassen, und bin doch eine Königstochter, und eine fauche Kammerjungfer hat mich mit Gewalt dahin gebracht daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müssen und hat meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen, und ich muß als Gänsemagd gemeine Dienste tun. Wenn das meine Mutter wüßte, das Herz im Leib tät ihr zerspringen.« Der alte König stand aber außen an der Ofenröhre, lauerte ihr zu und hörte was sie sprach. Da kam er wieder herein und hieß sie aus dem Ofen gehen. Da wurden ihr königliche Kleider angetan, und es schien ein Wunder wie sie so schön war. Der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm daß er die fauche Braut hätte: die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier, als die gewesene Gänsemagd. Der junge König war erzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angesetzt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, und gutes Muts waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Rätsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte »welches Urteils ist diese würdig?« Da sprach die fauche Braut »die ist nichts besseres wert, als daß sie splitternackt ausgezogen und in ein Faß gesteckt wird, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen ist: und zwei weiße Pferde müssen vorgepannt werden, die sie von Gasse auf Gasse ab zu Tode schleifen.« »Das bist du,« sprach der alte König, »und hast dein eigen Urteil gefunden, und danach soll dir wiederfahren.« Und als das Urteil vollzogen war, vermählte sich der junge König mit seiner rechten Gemahlin, und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

Der junge Riese.

Ein Bauersmann hatte einen Sohn, der war so groß wie ein Daumen und ward gar nicht größer und wuchs in etlichen Jahren nicht ein Haar breit. Einmal wollte der Bauer ins Feld gehen und pflügen, da sagte der Kleine »Vater, ich will mit hinaus.« »Du willst mit hinaus?« sprach der Vater, »bleib du hier, dort bist du zu nichts nutz: du könntest mir auch verloren gehen.« Da fing der Däumling an zu weinen, und um Ruhe zu haben, steckte ihn der Vater in die Tasche und nahm ihn mit. Draußen auf dem Felde holte er ihn wieder heraus und setzte ihn in eine frische Furche. Wie er da so saß, kam über den Berg ein großer Riese daher. »Siehst du dort den großen Buzemann?« sagte der Vater, und wollte den Kleinen schrecken, damit er artig wäre, »der kommt und holt dich.« Der Riese aber hatte mit seinen langen Beinen kaum ein paar Schritte getan, so war er bei der Furche. Er hob den kleinen Däumling mit zwei Fingern behutsam in die Höhe, betrachtete ihn und ging ohne ein Wort zu sprechen, mit ihm fort. Der Vater stand dabei, konnte vor Schrecken keinen Laut hervor bringen und dachte nicht anders als sein Kind für verloren, also daß ers sein Lebtag nicht wieder mit Augen sehen würde.

Der Riese aber trug es heim und ließ es an seiner Brust saugen, und der Däumling wuchs und ward groß und stark nach Art der Riesen. Nach Verlauf von zwei Jahren ging der Alte mit ihm in den Wald, wollte ihn versuchen und sprach »zieh dir eine Gerte heraus.« Da war der Knabe schon so stark, daß er einen jungen Baum mit den Wurzeln aus der Erde riß. Der Riese aber meinte »das muß besser kommen,« nahm ihn wieder mit, und säugte ihn noch zwei Jahre. Als er ihn versuchte, hatte seine Kraft schon so zugenommen, daß er einen alten Baum aus der Erde brechen konnte. Das war dem Riesen noch immer nicht genug, er säugte ihn abermals zwei Jahre, und als er dann mit ihm in den Wald ging, und sprach »nun reiße einmal eine ordentliche Gerte aus,« so riß der Junge den dicksten Eichenbaum aus der Erde, daß er krachte, und war ihm nur ein Spaß. »Nun ist's genug,« sprach der Riese, »du hast ausgelernt,« und führte ihn zurück auf den Acker, wo er ihn geholt hatte. Sein Vater stand da hinter dem Pflug, der junge Riese ging auf ihn zu und sprach »siehst du wohl, Vater, was dein Sohn für ein Mann geworden ist.« Der Bauer erschrak, und sagte »nein, du bist mein Sohn nicht, ich will dich nicht, geh weg von mir.« »Freilich bin ich dein Sohn, laß er mich an deiner Arbeit, ich kann pflügen so gut als er und noch besser.« »Nein, nein, du bist mein Sohn nicht, du kannst auch nicht pflügen, geh weg von mir.« Weil er sich aber vor dem großen Mann fürchtete, ließ er den Pflug los, trat zurück und setzte sich zur Seite ans Land. Da nahm der Junge das Geschirr und drückte bloß mit einer Hand darauf, aber der Druck war so gewaltig, daß der Pflug tief in die Erde ging. Der Bauer konnte das nicht

mit ansehen und rief ihm zu »wenn du pflügen willst, mußt du nicht so gewaltig drücken, das gibt schlechte Arbeit.« Der Junge aber spannte die Pferde aus, zog selber den Pflug und sagte »geh er nur nach Haus, Vater, und laß er die Mutter eine große Schüssel voll Essen kochen; ich will derweil den Acker schon umreißen.« Da ging der Bauer heim und gestellte das Essen bei seiner Frau: der Junge aber pflügte das Feld, zwei Morgen groß, ganz allein, und dann spannte er sich auch selber vor die Egge und eggte alles mit zwei Eggen zugleich. Wie er fertig war, ging er in den Wald und riß zwei Eichenbäume aus, legte sie auf die Schultern, und hinten und vorn eine Egge darauf, und hinten und vorn auch ein Pferd, und trug das alles, als wär es ein Bünd Stroh, nach seiner Eltern Haus. Wie er in den Hof kam, erkannte ihn seine Mutter nicht und fragte »wer ist der entzliche, große Mann?« Der Bauer sagte »das ist unser Sohn.« Sie sprach »nein, unser Sohn ist das nimmermehr, so groß haben wir keinen gehabt, unser war ein kleines Ding.« Sie rief ihm zu »geh fort, wir wollen dich nicht.« Der Junge schwieg still, zog seine Pferde in den Stall, gab ihnen Hafer und Heu, alles wie stas gehörte. Als er fertig war, ging er in die Stube, setzte sich auf die Bank und sagte »Mütter, nun hätte ich Lust zu essen, ists bald fertig?« Da sagte sie »ja« und brachte zwei große große Schüsseln voll herein, daran hätten sie und ihr Mann acht Tage lang satt gehabt. Der Junge aber aß sie allein auf und fragte ob sie nicht mehr vorsezen könnte? »Nein,« sagte sie, »das ist alles, was wir haben.« »Das war ja nur um Schmecken, ich muß mehr haben.« Sie getraute nicht ihm zu widerstehen, ging hin und setzte einen großen Schweinekessel voll übers Feuer, und wie es gahr war, trug sie es herein. »Endlich kommen noch ein paar Brocken« sagte er und aß alles hinein; es war aber doch nicht genug seinen Hunger zu stillen. Da sprach er »Vater, ich sehe wohl, bei ihm werd ich nicht satt, will er mir einen Stab von Eisen verschaffen, der stark ist, und den ich vor meinen Knien nicht zerbrechen kann, so will ich fort in die Welt gehen.« Der Bauer war froh, spannte seine zwei Pferde vor den Wagen und holte bei dem Schmied einen Stab so groß und dick, als ihn die zwei Pferde nur fort schafften konnten. Der Junge nahm ihn vor die Knie, und rath! brach er ihn wie eine Bohnerstange in der Mitte zitzwei und warf ihn weg. Der Vater spannte vier Pferde vor und holte einen Stab so groß und dick, als ihn die vier Pferde fort schafften konnten. Der Sohn knickte auch diesen vor dem Knie zitzwei, warf ihn hin und sprach »Vater, der kann mir nicht helfen, er muß besser vorsezen und einen stärkern Stab holen.« Da spannte der Vater acht Pferde vor und holte einen so groß und dick, als ihn die acht Pferde herbei fahren konnten. Wie der Sohn den in die Hand nahm, brach er gleich oben ein Stück davon ab und sagte »Vater, ich sehe er kann mir keinen Stab anschaffen wie ich ihn bräuché, ich will nicht länger bei ihm bleiben.« Da ging er fort und gab sich für einen Schmiedgesellen aus. Er kam in ein Dorf, darin wohnte ein Schmied, der war ein Geizmann, gönnte keinem Menschen etwas und wollte alles allein haben; zu dem trat er in die Schmiede und fragte ob er keinen Gesellen brauchte. »Ja«

sagte der Schmied, sah ihn an und dachte »das ist ein tüchtiger Kerl, der wird gut vorschlagen und sein Brot verdienen.« Er fragte »wie viel willst du Lohn haben?« »Gar keinen will ich haben,« antwortete er, »nur alle vierzehn Tage, wenn die andern Gesellen ihren Lohn bezahlt kriegen, will ich dir zwei Streiche geben, die müßt du aushalten.« Das war der Geizmann von Htzen zufrieden und dachte damit viel Geld zu sparen. Am andern Morgen sollte der fremde Geselle zuerst vorschlagen, wie aber der Meister den glühenden Stab brachte und jener den ersten Schlag tat, so flog das Eisen von einander und der Ambos sank in die Erde, so tief, daß sie ihn gar nicht wieder heraus bringen konnten. Da ward der Geizmann böse und sagte »ei was, dich kann ich nicht brauchen, du schlägst gar zu grob, was willst du für den einen Schlag haben?« Da sprach er »ich will dir nur einen ganz kleinen Streich geben, weiter nichts.« Und hob seinen Fuß auf und gab ihm einen Tritt, daß er über vier Fuder Heu hinausflog. Darauf suchte er sich den dicksten Eisenstab aus, der in der Schmiede war, nahm ihn als einen Stock in die Hand und ging weiter. Als er eine Weile gezogen war, kam er zu einem Vorwerk und fragte den Amtmann ob er keinen Großknecht nötig hätte. »Ja,« sagte der Amtmann, »ich kann einen brauchen: du siehst aus wie ein tüchtiger Kerl, der schon was vermag, wie viel willst du Jahreslohn haben?« Er antwortete wiederum er verlangte gar keinen Lohn, aber alle Jahre wollte er ihm drei Streiche geben, die müßte er aushalten. Das war der Amtmann zufrieden, denn er war auch ein Geizhals. Am andern Morgen, da sollten die Knechte ins Holz fahren, und die andern Knechte waren schon auf, er aber lag noch im Bett. Da rief ihn einer an »steh auf, es ist Zeit, wir wollen ins Holz, und du müßt mit.« »Ach,« sagte er ganz grob und trotzig, »geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle mit einander.« Da gingen die andern zum Amtmann und erzählten ihm der Großknecht läge noch im Bett und wollte nicht mit ins Holz fahren. Der Amtmann sagte sie sollten ihn noch einmal wecken und ihn heißen die Pferde vorspannen. Der Großknecht sprach aber wie vorher »geht ihr nur hin, ich komme doch eher wieder als ihr alle mit einander.« Darauf blieb er noch zwei Stunden liegen, da stieg er endlich aus den Federn, holte sich aber erst zwei Scheffel voll Erbsen vom Boden, kochte sich einen Brei und aß den mit guter Ruhe, und wie das alles geschehen war, ging er hin, spannte die Pferde vor und fuhr ins Holz. Nicht weit vor dem Holz war ein Hohlweg, wo er durch mußte, da fuhr er den Wagen erst vorwärts, dann mußten die Pferde stille halten, und er ging hinter den Wagen, nahm Bäume und Reisig und machte da eine große Hücke (Verhack), so daß kein Pferd durchkommen konnte. Wie er nun vors Holz kam, fuhren die andern eben mit ihren beladenen Wagen heraus und wollten heim, da sprach er zu ihnen »fährt nur hin, ich komme doch eher als ihr nach Haus.« Er fuhr gar nicht weit ins Holz, riß gleich zwei der allergrößten Bäume aus der Erde, warf sie auf den Wagen und drehte um. Als er vor der Hücke anlangte, standen die andern noch da und konnten nicht durch. »Seht ihr wohl,« sprach er, »wärt ihr bei mir geblieben, so wärt ihr eben so schnell nach Haus gekommen und hättet noch eine Stunde

schlafen können.« Er wollte nun zufahren, aber seine Pferde konnten sich nicht durcharbeiten, da spannte er sie aus, legte sie oben auf den Wagen, nahm selber die Deichsel in die Hand, und hüf! zog er alles durch, und das ging so leicht als hätte er Federn geladen. Wie er drüben war, sprach er zu den andern »seht ihr wohl, ich bin schneller hindurch als ihr.« fuhr weiter, und die andern mußten stehen bleiben. In dem Hof aber nahm er einen Baum in die Hand, zeigte ihn dem Amtmann und sagte »ist das nicht ein schönes Klafstück?« Da sprach der Amtmann zu seiner Frau »der Knecht ist gut; wenn er auch lang schläft, er ist doch eher wieder da als die andern.«

Nun diente er dem Amtmann ein Jahr: wie das herum war, und die andern Knechte ihren Lohn kriegten, sprach er es wäre Zeit, er wollte sich auch seinen Lohn nehmen. Dem Amtmann ward aber angst vor dem Streichen, die er kriegen sollte, und bat ihn ständig er möchte sie ihm schenken, lieber wollte er selbst Großknecht werden, und er sollte Amtmann sein. »Nein,« sprach er, »ich will kein Amtmann werden, ich bin Großknecht und wills bleiben, ich will aber austeilen was bedungen ist.« Der Amtmann wollte ihm geben, was er nur verlangte, aber es half nichts, der Großknecht sprach zu allem »nein.« Da wußte sich der Amtmann nicht zu helfen und bat ihn um vierzehn Tage Frist, er wollte sich auf etwas besinnen. Der Großknecht sprach die Frist sollte er haben. Der Amtmann berief alle seine Schreiber zusammen, sie sollten sich bedenken und ihm einen Rat geben. Die Schreiber besannen sich lange, endlich sagten sie vor dem Großknecht wäre niemand seines Lebens sicher, der schläge einen Menschen wie eine Mücke tot. Er sollte ihn heißen in den Brunnen steigen und ihn reinigen, wenn er unten wäre, wollten sie einen von den Mühensteinen, die da lägen, herbei rollen und ihm auf den Kopf werfen, dann würde er nicht wieder an des Tages Licht kommen. Der Rat gefiel dem Amtmann, und der Großknecht war bereit in den Brunnen hinab zu steigen. Als er unten auf dem Grund stand, rollten sie den größten Mühenstein hinab, und meinten der Kopf wäre ihm eingeschlagen, aber er rief »jagt die Hühner vom Brunnen weg, die krahen da oben im Sand und werfen mir die Körner in die Augen, daß ich nicht sehen kann.« Da rief der Amtmann »hüsch! hüsch!« und tat als scheuchte er die Hühner weg. Als der Großknecht mit seiner Arbeit fertig war, stieg er herauf und sagte »seht einmal, ich habe doch ein schönes Halsband um,« da war es der Mühenstein, den er um den Hals trug. Der Großknecht wollte jetzt seinen Lohn nehmen, aber der Amtmann bat wieder um vierzehn Tage Bedenkzeit. Die Schreiber kamen zusammen und gaben den Rat er sollte den Großknecht in die verwünschte Mühle schicken um dort in der Nacht Korn zu mahlen: von da wäre noch kein Mensch Morgens lebendig herausgekommen. Der Anschlag gefiel dem Amtmann, er rief den Großknecht noch denselben Abend und hieß ihn acht Malter Korn in die Mühle fahren und in der Nacht noch mahlen; sie hätten nötig. Da ging der Großknecht auf den Boden und tat zwei Malter in seine rechte Tasche, zwei in die linke, vier nahm er in einem Quersack halb auf den Rücken, halb auf die Brust, und ging also beladen nach der verwünschten Mühle. Der Müller sagte ihm bei Tag könnte er recht gut da mahlen,

aber nicht in der Nacht, da wäre die Mühle verwünscht, und wer da noch hinein gegangen wäre, den hätte man am Morgen tot darin
gefunden. Er sprach »ich will schon durchkommen, macht euch nur fort und legt euch aufs Ohr.« Darauf ging er in die Mühle und schüttete das Korn
auf. Gegen elf Uhr ging er in die Müllstube und setzte sich auf die Bank. Als er ein Weilchen da gesessen hatte, tat sich auf einmal die Tür auf und
kam eine große große Tafel herein, und auf die Tafel stellte sich Wein und Braten, und viel gutes Essen, alles von selber, denn es war niemand da,
ders auftrug. Und danach rückten sich die Stühle herbei, aber es kamen keine Leute, bis auf einmal sah er Finger, die hantierten mit den Messern
und Gabeln und legten Speisen auf die Teller, aber sonst konnte er nichts sehen. Da er hungrig war und die Speisen sah, so setzte er sich auch
an die Tafel, aß mit und ließ was gut schmecken. Als er satt war und die andern ihre Schüsseln auch ganz leer gemacht hatten, da wurden die Lichter auf einmal
alle ausgeputzt, das hörte er deutlich, und wies nun stockfinster war, so kriegte er so etwas wie eine Ohrfeige ins Gesicht. Da
sprach er »wenn noch einmal so etwas kommt, so teil ich auch wieder aus.« Und wie er zum zweiten Mal eine Ohrfeige kriegte,
da schlug er gleichfalls mit hinein. Und so ging das fort die ganze Nacht, er nahm nichts umsonst, sondern gab reichlich zurück und schlug nicht faul um
sich herum: bei Tagesanbruch aber hörte alles auf. Wie der Müller aufgestanden war, wollte er nach ihm sehen und verwunderte sich daß er noch lebte.
Da sprach er »ich habe mich satt gegessen, habe Ohrfeigen gekriegt, aber ich habe auch Ohrfeigen ausgeteilt.« Der Müller freute sich und sagte
nun wäre die Mühle erlöst, und wollte ihm gern nur Belohnung viel Geld geben. Er sprach aber »Geld will ich nicht, ich habe doch genug.« Dann nahm
er sein Mehl auf den Rücken, ging nach Haus und sagte dem Amtmann er hätte die Sache ausgerichtet und wollte nun seinen bedungenen Lohn
haben. Wie der Amtmann das hörte, da ward ihm erst recht angst: er wußte sich nicht zu lassen, ging in der Stube auf und ab, und die
Schweißtropfen liefen ihm von der Stirne herunter. Da machte er das Fenster auf nach frischer Luft, eh er was aber versah, hatte ihm der Großknecht
einen Tritt gegeben, daß er durchs Fenster in die Luft hinein flog, immer fort, bis ihn niemand mehr sehen konnte. Da sprach der Großknecht zur Frau
des Amtmanns »kommt er nicht wieder, so müßt ihr den anderen Streich hinnehmen.« Sie rief »nein, nein, ich kanns nicht aushalten,« und
machte das andere Fenster auf, weil ihr die Schweißtropfen die Stirne herunter liefen. Da gab er ihr einen Tritt, daß sie gleichfalls hinaus flog und
da sie leichter war, noch viel höher als ihr Mann. Der Mann rief »komm doch zu mir,« sie aber rief »komm du zu mir, ich kann nicht zu
dir.« Und sie schwebten da in der Luft, und konnte keins um andern kommen, und ob sie da noch schweben, das weiß ich nicht; der junge Riese aber
nahm seine Eisstange und ging weiter.

Dat Erdmänneken.

Et was mal en rik König west, de hadde drei Döchter had, de wören alle Dage in den Schlottgoren spazeren gaen, un de König, dat was so en Leivhawer von allerhand wackeren Bömen west: un einen, den hadde he so leiv had, dat he denjenigen, de ümme en Appel dervon plückede, hunnerd Klafter unner de Eere verwünschede. Als et nu Hervest war, da worden de Appel an den einen Baume so raut ase Blaud. De drei Döchter gungen alle Dage unner den Baum un seihen to ov nig de Wind 'n Appel herunner schlagen hädde, awerst se fanen ir Levedage kienen, un de Baum de satt so vull, dat he breken wull, un de Telgen (Zweige) hungen bis up de Eere. Da gelustede den jüngsten Königskinne gewaldig un et segde to sinen Süstern »use Teite (Vater), de hett us viel to leiv, ase dat he us verwünschen deihe: ik glöve dat he dat nur wegen de fründen Lude dahren hat.« Un indes plücked dat Kind en gans dicken Appel af un sprunk fur sinen Süstern un segde »a, nu schmecket mal, mine lewen Süsterkes, nu hew ik doch min Levedage so wat schones no nig schmecket.« Da beet en de beiden annern Königsdöchter auch mal in den Appel, un da versünken se alle drei deip unner de Eere, dat kien Haan mer danach krähete.

As et da Middag is, da wull se de König do Diske roopen, do sind se nirgends to finnen: he söket se so viel im Schlott un in Goren, awerst he kun se nig finnen. Da werd he so bedröwet un let dat ganse Land upbeien (aufbieten), un wer ünne sine Döchter wier brechte, de sull ene davon tor Fruen hewen. Da gahet so viele junge Lude uwer Feld un söket, dat is gans ut der Wiese (über alle Maßen),

denn jeder hadde de drei Kinner geren had, wiil se wören gegen jedermann so fründlig un so schön von Angesichte west. Un et togen auck drei Jägerburschen ut, un ase da wol en acht Dage rieset hadden, da kummet se up en grot Schlot, da woren so hübsche Stoben inne west, un in einen Zimmer is en Disch decket, darup wören so söte Spisen, de sied noch so warme dat se dampet, awerst in den ganzen Schlott is kien Minsk to hören noch to seihen. Do wartet se noch en halwen Dag, un de Spiesen bliewet immer warme un dampet, bis up et lest, da weret se so hungerig, dat se sik derbie settet un ettet, un macket mit en anner ut, se wüllen up den Schlotte wuhnen bliewen, un wüllen darümme loosen, dat eine in Huse blev un de beiden annern de Tochter söketen; dat doet se auck, un dat Loos dreppet den ölesten. Den annern Dag da gaet de twei jüngesten söken, un de öleste mot to Huse bliewen. Am Middage kümmt der so en klein klein Männeken un hölt um 'n Stükesken Braud ane, da nümmt he von dem Braude, wat he da funnen hädde, un schnitt en Stücke rund umme den Braud weg un will ünne dat giewen, indes dat he et ünne reiket, lett et dat kleine Männeken fallen un segd he sulle dok so gut sin un giewen ün dat Stücke wier. Da will he dat auck doen un bucket sik, mit des nümmt dat Männeken en Stock un päckt ünne bie den Haaren un giwt ünne düete Schläge. Den anderen Dag, da is de tweide to Hus bliewen, den geit et nicks better. Ase de beiden annern da den Avend nah Hus kümmet, da segd de öleste »no, wie hätt et die dann gaen?« »O, et geit mie gans schlechte.« Da klaget se sik enanner ere Naud, awerst den jungsten hadden se nicks davonne sagd, den hadden se gar nig lien (leiden) mogt un hadden ünne jummer den dummen Hans heiten, weil he nig recht van de Weld was.

Den dritten Dag, da blivt de jungeste to Hus, da kümmet dat kleine Männeken wier un hölt um en Stücksken Braud an; da he ünne dat giewen hätt, let he et wier fallen un segd he mügte dock so gut sien un reicken ünne dat Stücksken wier. Da segd he to den kleinen Männeken »wat! kannst du dat Stücke nig sulwens wier up nümme, wenn du die de Möhe nig mal um dine dägliche Narunge giewen wust, so bist du auck nich wert, dat du et etest.« Da word dat Männeken so bös un sehde he möst et doen: he awerst nig fuhl, nam min lewe Männeken un drosch et duet dör (tüchtig durch). Da schriege dat Männeken so viel un rep »hör up, hör up, un lat mie geweren, dann will ik die auck seggen wo de Königsdöchter sied.« Wie he dat hörde, häll hei up to slaen, un dat Männeken vertelde he wör en Erdmänneken, un sulke wären mehr ase dusend, he mögte man mit ünne gaen, dann wulle he ünne wiesen wo de Königsdöchter weren. Da wist he ünne en deipen Born, da is awerst kien Water inne west. Da segd dat Männeken he wuste wohl dat et sine Gesellen nig ehrlich mit ünne meinten, wenn he de Königs Skinner erlösen wulle, dann möste he et alleine doen. De beiden annern Broer wullen wohl auck geren de Königsdöchter wier hewen, awerst se wullen der kiene Möge un Gefahr umme doen, he möste so en grauten Korv nümme, un möste sik mit sinen Hirschfänger un en Schelle darinne setten un sik herunter winnen laten: unnen da wören drei Zimmer, in jeden sette ein Königskind un hädde en Drachen mit villen Köppen to lusen, den möste he de Köppe afschlagen. Ase dat Erdmänneken nu dat alle sagd hadde, verschwand et. Aset Awend is, da kümmet de beiden annern un fraget wie et ün gaen hädde, da segd he »o, so wit gud,« un hädde keinen Minsken sehen, ase des Middags, da wer so ein klein Männeken kummen, de hädde ün umme en

Stücksken Braud biddit, do he et ünne giewen hädde, hädde dat Männeken et fallen laten un hädde segd he mögtet ünne doch wier up nümme, wie he dat nig hädde doen wullt, da hädde et anfangen to puchen, dat hädde he awerst unrecht verstan un hädde dat Männeken prügelt, un da hädde et ünne vertelt wo de Königsdöchter wäeren. Da ärgerten sik de beiden so viel, dat se gehl un grön wöeren. Den annern Morgen da gungen se to haupe an den Born un mackten Loose, wer sik dat erste in den Korv setten sulle, da feel dat Loos wier den öllesten to, he mot sik darin setten un de Klingel mitnümme. Da segd he »wenn ik klingele, so mutt gi mik nur geschwinne wier herupwinnen.« Ase he en bitken herunner is, da klingelte wat, da winnen se ünne wier heruper: da sett sik de tweide herinne, de maket ewen sau: nu kümmet dann auck de Riege an den jungesten, de lät sik awerst gans drinne runner winnen. Ase he ut den Korve stiegen is, da nümmet he sinen Hirschfänger un geit vor der ersten Doer staen un lustert, da hort he den Drachen gans lute schnarchen. He macket langsam de Döre oppen, da sitt da de eine Königsdochter un häd op eren Schot niegene (neun) Drachenköpfe ligen un luset de. Da nümmet he sinen Hirschfänger un hogget to, da siet de niegne Koppe awe. De Königsdochter sprank up un fäl ünne um den Hals un drucket un piepete (küßte) ünn so viel, un nümmet ihr Bruststücke, dat wor von rauen Golle west, un henge ünne dat umme. Da geit he auck nach der tweiden Königsdochter, de häd en Drachen mit sieven Köppe to lusen un erlöset de auck, so de jungeste, de hadde en Drachen mit viere Köppen to lusen had, da geit he auck hinne. Do froget se sich alle so viel, un drucketen un piepeten ohne uphören. Da klingelte he sau harde, bis dat se owen hört. Da set he de Königsdöchter ein nach der annern in

den Korv un let se alle drei heruptrecken, wie nu an ünne de Riege kümmt, da fallet ün de Woore (Worte) von den Erdmänneken wier bie, dat et sine Gesellen mit ünne nig gut meinden. Da nümmet he en groten Stein, de da ligt un legt ün in den Korv, ase de Korv da ungefähr bis in de Midde herup is, schnien de falsken Broer owen dat Strick af, dat de Korv mit den Stein up den Grund füll, un meinten he wöre nu daude, un laupet mit de drei Königsdöchter wege un latet sik dervan verspreken dat se an ehren Vater seggen willt dat se beiden se erlöset hädden; da kümmt se tom König, un begert se tor Frugen. Unnerdies geit de jungeste Jägerbursche gans bedröwet in den drei Kammern herum-mer un denket dat he nu wull sterwen möste, da süht he an der Wand 'n Fleutenpipe hangen, da segd he »worümme hengest du da wull, hier kann ja doch keiner lustig sin?« He bekucket auck de Drachenköppe, un segd »ju künnt mie nu auck nig helpen.« He geit so mannigmal up un af spatzeren, dat de Erdbo-den davon glat werd. Up et lest, da kriegt he annere Gedanken, da nümmet he de Fleutenpipen van der Wand un blest en Stücksken, up eenmahl kummet da so viele Erdmännekens, bie jeden Don, den he däht, kummt eint mehr: da blest he so lange dat Stücksken, bis det Zimmer stopte vull is. De fraget alle wat sin Begeren wöre, da segd he he wull geren wier up de Ere an Dages Licht, da fat-ten sie ünne alle an, an jeden Spir (Faden) Haar, wat he up sinen Koppe hadde, un sau fleiget se mit ünne herupper his up de Ere. Wie he owen is, geit he glick nach den Königsschlott, wo grade de Hochtitt mit der einen Königsdochter sin sulle, un geit up den Zimmer, wo de König mit sinen drei Döchtern is. Wie ünne da de Kinner seihet, da wered se gans beschwämt (ohnmächtig). Da werd de König so böse un let ünne glick in een Gefängnisse setten, weil he meint he

hädde den Kinnern en Leid anne daen. Ase awer de Königsdöchter wier to sik kummt, da biddet se so viel he mogte ünne doch wier lose laten. De König fraget se worümme, da segd se dat se dat nig vertellen dorften, awerst de Vaer de segd se sullen et en Owen (Ofen) vertellen. Da geit he herut un lustert an de Döre un hört alles. Da lät he de beiden an en Galgen hängen, un den einen givt he de jungeste Dochter: un da trok ik en Paar gläserne Schohe an, un da stott ik an en Stein, da segd et »klink!« da wören se caput.

Der König vom goldenen Berg.

Ein Kaufmann, der hatte zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, die waren beide noch klein und konnten noch nicht laufen. Es gingen aber zwei reichbeladene Schiffe von ihm auf dem Meer, und sein ganzes Vermögen war darin, und wie er meinte dadurch viel Geld zu gewinnen, kam die Nachricht, sie wären versunken. Da war er nun statt eines reichen Mannes ein armer Mann und hatte nichts mehr übrig als einen Acker vor der Stadt. Um sich sein Unglück ein wenig aus den Gedanken zu schlagen, ging er hinaus auf den Acker, und wie er da so auf- und abging, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen neben ihm und fragte, warum er so traurig wäre, und was er sich so sehr zu Herzen nähme. Da sprach der Kaufmann »wenn du mir helfen könntest, wollt ich dir es wohl sagen.« »Wer weiß,« antwortete das schwarze Männchen, »vielleicht helf ich dir.« Da erzählte der Kaufmann daß ihm sein ganzes Reichthum auf dem Meer zu Grunde gegangen wäre, und er hätte er nichts mehr übrig als diesen Acker. »Bekümmere dich nicht,« sagte das Männchen, »wenn du mir ersprichst das, was dir zu Haus am ersten widers Bein stößt, in zwölf Jahren hierher auf den Platz zu bringen, sollst du Geld haben so viel du willst.« Der Kaufmann dachte »was kann das anders sein als mein Hund?« aber an seinen kleinen Jungen dachte er nicht und sagte ja, gab dem schwarzen Mann Handschrift und Siegel darüber und ging nach Haus.

Als er nach Haus kam, da freute sich sein kleiner Junge so sehr darüber, daß er sich an den Bänken hielt, zu ihm herbei wackelte und ihn an den Beinen fest packte. Da erschrak der Vater, denn es fiel ihm sein Versprechen ein und er wußte nun was er verprochen hatte: weil er aber immer noch kein Geld in seinen Kisten und Kästen fand, dachte er es wäre nur ein Spaß von dem Männchen gewesen. Einen Monat nachher ging er auf den Boden und wollte altes Zinn zusammen suchen und verkaufen, da sah er einen großen Haufen Geld liegen. Nun war er wieder guter Dinge, kaufte ein, ward ein größerer Kaufmann als vorher und ließ Gott einen guten Mann sein. Unterdessen ward der Junge groß und dabei klug und geschick. Je näher aber die zwölf Jahre herbei kamen, je sorgvoller ward der Kaufmann, so daß man ihm die Angst im Gesicht sehen konnte. Da fragte ihn der Sohn einmal was ihm fehlte: der Vater wollte es nicht sagen, aber jener hielt so lange an, bis er ihm endlich sagte er hätte ihn, ohne zu wissen was er erspräche, einem schwarzen Männchen gesagt und vieles Geld dafür bekommen. Er hätte seine Handschrift mit Siegel darüber gegeben, und nun müßte er ihn, wenn zwölf Jahre herum wären, ausliefern. Da sprach der Sohn »o Vater, laßt euch nicht bang sein, das soll schon gut werden, der schwarze hat keine Macht über mich.«

Der Sohn ließ sich von dem Geistlichen segnen, und als die Stunde kam, gingen sie zusammen hinaus auf den Acker, und der Sohn machte einen Kreis und stellte sich mit seinem Vater hinein. Da kam das schwarze Männchen und sprach zu dem Alten »hast du mir gebracht, was du mir versprochen hast?« Er schwieg still, aber der Sohn fragte »was willst du hier?« Da sagte das schwarze Männchen »ich habe mit deinem Vater du sprechen und nicht mit dir.« Der Sohn antwortete »du hast meinen Vater betrogen und verführt, gib die Handschrift heraus.« »Nein,« sagte das schwarze Männchen, »mein Recht geb ich nicht auf.« Da redeten sie noch lange mit einander, endlich wurden sie einig, der Sohn, weil er nicht dem Erbfeind und nicht mehr seinem Vater zugehörte, sollte sich in ein schiffchen setzen, das auf einem hinabwärts fließenden Wasser lände, und der Vater sollte es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen, und dann sollte der Sohn dem Wasser überlassen bleiben. Da nahm er Abschied von seinem Vater, setzte sich in ein schiffchen, und der Vater mußte es mit seinem eigenen Fuß fortstoßen. Das schiffchen schlug um, so daß der unterste Teil oben war, die Decke aber im Wasser; und der Vater glaubte, sein Sohn wäre verloren, ging heim und trauerte um ihn. Das schiffchen aber versank nicht, sondern floß ruhig fort, und der Jüngling saß sicher darin, und so floß es lange, bis es endlich an einem unbekanntem Ufer festsetzen blieb. Da stieg er ans Land, sah ein schönes Schloß vor sich liegen und ging darauf los. Wie er aber hineintrat, war es verwünscht; er ging durch alle Zimmer, aber sie waren leer bis er in die letzte Kammer kam, da lag eine Schlange darin und ringelte sich. Die Schlange aber war eine verwünschte Jungfrau, die freute sich, wie sie ihn sah, und sprach zu ihm »kommst du, mein Erlöser? auf dich habe ich schon zwölf Jahre gewartet; dies Reich ist verwünscht, und du mußt es erlösen.« »Wie kann ich das?« fragte er. »Heute Nacht kommen zwölf schwarze Männer, die mit Ketten behangen sind, die werden dich fragen was du hier machst, da schweig aber still und gib ihnen keine Antwort, und laß sie mit dir machen was sie wollen: sie werden dich quälen, schlagen und stechen, laß alles geschehen, nur rede nicht; um zwölf Uhr müssen sie wieder fort. Und in der zweiten Nacht werden wieder zwölf andere kommen, in der dritten vier und wachzig, die werden dir den Kopf abhauen: aber um zwölf Uhr ist ihre Macht vorbei, und wenn du dann ausgehalten und kein Wörtchen gesprochen hast, so bin ich erlöst. Ich komme zu dir, und habe in einer Flasche das Wasser des Lebens, damit bestreiche ich dich, und dann bist du wieder lebendig und gesund wie zuvor.« Da sprach er »gerne will ich dich erlösen.« Es geschah nun alles so, wie sie gesagt hatte: die schwarzen Männer konnten ihm kein Wort erzwingen, und in der dritten Nacht ward die Schlange zu einer schönen Königstochter, die kam mit dem Wasser des Lebens und machte ihn wieder lebendig. Und dann fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn, und war Jubel und Freude im ganzen Schloß. Da wurde ihre Hochzeit gehalten, und er war König vom goldenen Berge.

Also lebten sie vergnügt zusammen, und die Königin gebar einen schönen Knaben. Acht Jahre waren schon herum, da fiel ihm sein Vater

ein und sein Herz ward bewegt, und er wünschte ihn einmal heimzusehen. Die Königin wollte ihn aber nicht fortlassen und sagte »ich weiß schon daß es mein Unglück ist,« er ließ ihr aber keine Ruhe bis sie einwilligte. Beim Abschied gab sie ihm noch einen Wunschring und sprach »nimm diesen Ring und steck ihn an deinen Finger, so wirst du alsbald dahin veretzt, wo du dich hinwünschst, nur mußt du mir versprechen daß du ihn nicht gebrauchst, mich von hier weg zu deinem Vater zu wünschen.« Er sprach ihr das, steckte den Ring an seinen Finger und wünschte sich heim vor die Stadt, wo sein Vater lebte. Im Augenblick befand er sich auch dort und wollte in die Stadt: wie er aber vors Tor kam, wollten ihn die Schilddiener nicht einlassen, weil er seltsame und doch so reiche und prächtige Kleider an hatte. Da ging er auf einen Berg, wo ein Schäfer hütete, mischte mit diesem die Kleider und zog den alten Schäferrock an und ging also ungestört in die Stadt ein. Als er zu seinem Vater kam, gab er sich zu erkennen, der aber glaubte nimmermehr daß es sein Sohn wäre und sagte er hätte zwar einen Sohn gehabt, der wäre aber längst tot: doch weil er sähe daß er ein armer dürftiger Schäfer wäre, so wollte er ihm einen Teller voll zu essen geben. Da sprach der Schäfer zu seinen Eltern »ich bin wahrhaftig euer Sohn, wißt ihr kein Mal an meinem Leibe, woran ihr mich erkennen könnt?« »Ja,« sagte die Mutter, »unser Sohn hatte eine Himbeere unter dem rechten Arm.« Er streifte das Hemd zurück, da sahen sie die Himbeere unter seinem rechten Arm und zweifelten nicht mehr daß es ihr Sohn wäre. Darauf erzählte er ihnen er wäre König vom goldenen Berge und eine Königstochter wäre seine Gemahlin, und sie hätten einen schönen Sohn von sieben Jahren. Da sprach der Vater »nun und nimmermehr ist das wahr: das ist mir ein schöner König, der in einem erlumpten Schäferrock hergeht.« Da ward der Sohn zornig und drehte, ohne an sein Versprechen zu denken, den Ring herum und wünschte beide, seine Gemahlin und sein Kind, zu sich. In dem Augenblick waren sie auch da, aber die Königin, die klagte und weinte, und sagte er hätte sein Wort gebrochen und hätte sie unglücklich gemacht. Er sagte »ich habe es unachtsam getan und nicht mit bösem Willen« und redete ihr zu; sie stellte sich auch als gäbe sie nach, aber sie hatte Böses im Sinn. Da führte er sie hinaus vor die Stadt auf den Acker und zeigte ihr das Wasser, wo das Schiffchen war gestoßen worden, und sprach dann »ich bin müde, setze dich nieder, ich will ein wenig auf deinem Schooß schlafen.« Da legte er seinen Kopf auf ihren Schooß und sie lästete ihn ein wenig, bis er einschlief. Als er eingeschlafen war, zog sie erst den Ring von seinem Finger, dann zog sie den Fuß unter ihm weg und ließ nur den Toffel zurück: hierauf nahm sie ihr Kind in den Arm und wünschte sich wieder in ihr Königreich. Als er aufwachte, lag er da ganz verlassen, und seine Gemahlin und das Kind waren fort und der Ring vom Finger auch, nur der Toffel stand noch da um Wahrzeichen. »Nach Haus zu deinen Eltern kannst du nicht wieder gehen,« dachte er, »die würden sagen, du wärest ein Hexenmeister, du willst aufpacken und gehen bis du in dein

Königreich kommst.« Also ging er fort und kam endlich zu einem Berg, vor dem drei Riesen standen und mit einander stritten, weil sie nicht wußten wie sie ihres Vaters Erbe teilen sollten. Als sie ihn vorbei gehen sahen, riefen sie ihn an und sagten kleine Menschen hätten klugen Sinn, er sollte ihnen die Erbschaft verteilen. Die Erbschaft aber bestand aus einem Degen, wenn einer den in die Hand nahm und sprach »Köpf alle runter, nur meiner nicht,« so lagen alle Köpfe auf der Erde: zweitens aus einem Mantel, wer den anzog, war unsichtbar; drittens aus ein paar Stiefeln, wenn man die gezogen hatte und sich wohin wünschte, so war man im Augenblick da. Er sagte »gebt mir die drei Stücke damit ich probieren könnte ob sie noch in gutem Stande sind.« Da gaben sie ihm den Mantel, und als er ihn umgehängt hatte, war er unsichtbar und war in eine Fliege verwandelt. Dann nahm er wieder seine Gestalt an und sprach »der Mantel ist gut, nun gebt mir das Schwert.« Sie sagten »nein, das geben wir nicht! wenn du sprichst ›Köpf alle runter, nur meiner nicht!‹ so wären unsere Köpfe alle herab und du allein hättest den deinigen noch.« Doch gaben sie es ihm unter der Bedingung daß ers an einem Baum probieren sollte. Das tat er und das Schwert schnitt den Stamm eines Baums wie einen Strohalm. Nun wollte er noch die Stiefeln haben, sie sprachen aber »nein, die geben wir nicht weg, wenn du sie gezogen hättest und wünschtest dich oben auf den Berg, so stünden wir da unten und hätten nichts.« »Nein,« sprach er, »das will ich nicht tun.« Da gaben sie ihm auch die Stiefeln. Wie er nun alle drei Stücke hatte, so dachte er an nichts als an seine Frau und sein Kind und sprach so vor sich hin »ach wäre ich auf dem goldenen Berg,« und alsbald verstand er vor den Augen der Riesen, und war also ihr Erbe geteilt. Als er nah beim Schloß war, hörte er Freudenschrei, Geigen und Flöten, und die Leute sagten ihm seine Gemahlin feierte ihre Hochzeit mit einem andern. Da ward er zornig und sprach »die Falsche, sie hat mich betrogen und mich verlassen, als ich eingeschlafen war.« Da hing er seinen Mantel um und ging unsichtbar ins Schloß hinein. Als er in den Saal eintrat, war da eine große Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, und die Gäste aßen und tranken, lachten und scherzten. Sie aber saß in der Mitte in prächtigen Kleidern auf einem königlichen Sessel und hatte die Krone auf dem Haupt. Er stellte sich hinter sie und niemand sah ihn. Wenn sie ihr ein Stück Fleisch auf den Teller legten, nahm er ihn weg und aß es: und wenn sie ihr ein Glas Wein eintrugen, nahm er es weg und trank es aus; sie gaben ihr immer, und sie hatte doch immer nichts, denn Teller und Glas verschwanden augenblicklich. Da ward sie bestürzt und schämte sie sich, stand auf und ging in ihre Kammer und weinte, er aber ging hinter ihr her. Da sprach sie »ist denn der Teufel über mir, oder kam mein Erlöser nie?« Da schlug er ihr ins Angesicht und sagte »kam dein Erlöser nie? er ist über dir, du Betrügerin. Habe ich das an dir verdient?« Da machte er sich sichtbar, ging in den Saal und rief »die Hochzeit ist aus, der wahre König ist gekommen!« Die Könige, Fürsten und Räte, die da versammelt waren, höhnten und verlachten ihn: er aber gab kurze Worte und sprach »wollt ihr hinaus oder nicht?« Da wollten sie ihn fangen und drangen auf ihn

ein, aber er zog sein Schwert und sprach »Köpf alle runter, nur meiner nicht.« Da rollten alle Köpfe zur Erde, und er war

allein der Herr und war wieder König vom goldenen Berge.

Es war einmal eine Königin, die hatte ein Töchterchen, das war noch klein und mußte noch auf dem Arm getragen werden. In einer Zeit war das Kind artig, und die Mutter mochte sagen was sie wollte, es hielt nicht Ruhe. Da ward sie ungeduldig, und weil die Raben so um das Schloß herum flogen, öffnete sie das Fenster und sagte »ich wollte du wärest eine Rabe und flögst fort, so hätt ich Ruhe.« Kaum hatte sie das Wort gesagt, so war das Kind in eine Rabe verwandelt und flog von ihrem Arm um Fenster hinaus. Sie flog aber in einen dunkeln Wald und blieb lange Zeit darin und die Eltern hörten nichts von ihr. Danach führte einmal einen Mann sein Weg in diesen Wald, der hörte die Rabe rufen und ging der Stimme nach: und als er näher kam, sprach die Rabe »ich bin eine Königstochter von Geburt und bin verwünscht worden, du aber kannst mich erlösen.« »Was soll ich tun?« fragte er. Sie sagte »geh weiter in den Wald und du wirst ein Haus finden, darin sitzt eine alte Frau, die wird dir Essen und Trinken reichen, aber du darfst nichts nehmen: wenn du etwas issest oder trinkst, so verfallst du in einen Schlaf und kannst du mich nicht erlösen. Im Garten hinter dem Haus ist eine große Lohhucke, darauf sollst du stehen und mich erwarten. Drei Tage lang komm ich jeden Mittag um zwei Uhr zu dir in einem Wagen, der ist erst mit vier weißen Hengsten gespannt, dann mit vier roten und zuletzt mit vier schwarzen, wenn du aber nicht wach bist, sondern schläfst, so werde ich nicht erlöst.« Der Mann sprach alles zu tun, was sie verlangt hatte, die Rabe aber sagte »ach, ich weiß es schon, du wirst mich nicht erlösen, du nimmst etwas von der Frau.« Da versprach der Mann noch einmal er wollte gewiß nichts anrühren weder von dem Essen noch von dem Trinken. Wie er aber in das Haus kam, trat die alte Frau zu ihm und sagte »armer Mann, was seid ihr abgemattet, kommt und erquickt euch, esset und trinkt.« »Nein,« sagte der Mann, »ich will nicht essen und nicht trinken.« Sie ließ ihm aber keine Ruhe und sprach »wenn ihr dann nicht essen wollt, so tut einen Zug aus dem Glas, einmal ist keinmal.« Da ließ er sich überreden und trank. Nachmittags gegen zwei Uhr ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten. Wie er da stand, ward er auf einmal so müde, und konnte es nicht überwinden und legte sich ein wenig nieder: doch wollte er nicht einschlafen. Aber kaum hatte er sich hin gestreckt, so fielen ihm die Augen von selber zu, und er schlief ein und schlief so fest daß ihn nichts auf der Welt hätte erwecken können. Um zwei Uhr kam die Rabe mit vier weißen Hengsten gefahren, aber sie war schon in voller Trauer und sprach »ich weiß daß er schläft.« Und als sie in den Garten kam, lag er auch da auf der Lohhucke und schlief. Sie stieg aus dem Wagen, ging zu ihm und schüttelte ihn und rief ihn an, aber er erwachte nicht. Am andern Tag zur Magszeit kam die alte Frau wieder und brachte ihm

essen und trinken, aber er wollte es nicht annehmen. Doch sie ließ ihm keine Ruhe und redete ihm so lange zu bis er wieder einen Zug aus dem

Glase tat. Gegegen zwei Uhr ging er in den Garten auf die Lohhucke und wollte auf die Rabe warten, da empfand er auf einmal so große

Müdigkeit, daß seine Glieder ihn nicht mehr hielten: er konnte sich nicht helfen, mußte sich legen und fiel in tiefen Schlaf. Als die Rabe daher fuhr mit vier

braunen Hengsten, war sie schon in voller Trauer und sagte »ich weiß daß er schläft.« Sie ging zu ihm hin, aber er lag da im Schlaf und war nicht zu

erwecken. Am andern Tag sagte die alte Frau was das wäre? er äße und tränke nichts, ob er sterben wollte? Er antwortete »ich will und

darf nicht essen und nicht trinken.« Sie stellte aber die Schüssel mit Essen und das Glas mit Wein vor ihm hin, und als der Geruch davon zu ihm aufstieg,

so konnte er nicht widerstehen und tat einen starken Zug. Als die Zeit kam, ging er hinaus in den Garten auf die Lohhucke und wartete auf die

Königstochter: da ward er noch müder, als die Tage vorher, legte sich nieder und schlief so fest als wär er ein Stein. Um zwei

Uhr kam die Rabe und hatte vier schwarze Hengste, und die Kutsche und alles war schwarz. Sie war aber schon in voller Trauer und sprach »ich

weiß daß er schläft und mich nicht erlösen kann.« Als sie zu ihm kam, lag er da und schlief fest. Sie rüttelte ihn und rief ihn, aber sie konnte ihn nicht

aufwecken. Da legte sie ein Brot neben ihn hin, dann ein Stück Fleisch, zum dritten eine Flasche Wein, und er konnte von allem so viel

nehmen, als er wollte, es ward nicht weniger. Danach nahm sie einen goldenen Ring von ihrem Finger, und steckte ihn an seinen Finger,

und war ihr Name eingegraben. Jetzt legte sie einen Brief hin, darin stand was sie ihm gegeben hatte und daß es nie all würde, und es stand auch darin »ich

sehe wohl daß du mich hier nicht erlösen kannst, willst du mich aber noch erlösen, so komm nach dem goldenen Schloß von Stromberg, es

steht in deiner Macht, das weiß ich gewiß.« Und wie sie ihm das alles gegeben hatte, setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr in das goldene Schloß

Stromberg.

Als der Mann aufwachte und sah daß er geschlafen hatte, ward er von Herzen traurig und sprach »gewiß nun ist sie vorbei gefahren und ich habe sie nicht

erlöst.« Da fielen ihm die Dinge in die Augen, die neben ihm lagen, und er las den Brief darin geschrieben stand wie es gegangen war. Also machte

er sich auf und ging fort, und wollte nach dem goldenen Schloß von Stromberg, aber er wußte nicht wo es lag. Nun war er schon lange in der

Welt herumgegangen, da kam er in einen dunkeln Wald und ging vierzehn Tage darin fort und konnte sich nicht heraus finden. Da ward es wieder Abend,

und er war so müde, daß er sich an einen Busch legte und einschlief. Am andern Tag ging er weiter und Abends als er sich wieder an einen Busch

legen wollte, hörte er ein Heulen und Jammern daß er nicht einschlafen konnte. Und wie die Zeit kam, wo die Leute Lichter anstecken,

sah er eins schimmern, machte sich auf und ging ihm nach: da kam er vor ein Haus, das schien so klein, denn es stand ein großer

Riese davor. Da dachte er bei sich »gehst du hinein und der Riese erblickt dich, so ist es leicht um dein Leben zu sehen.« Endlich wagte er es

-h2. s' s' r o, p. »: y e e n d, i z n i p o: i - d' s' j o d s' q u i «
 und trat heran. Als der Riese ihn sah, sprach er »es ist gut, daß du kommst, ich habe lange nichts gegessen: ich will dich gleich zum Abendbrot verschlucken.«
 »o e m o, « p' u, » i o d' l m g u i n d e y l o, - z i m z e d' o i v h. «
 »Laß das lieber sein,« sprach der Mann, »ich lasse mich nicht gerne verschlucken; verlangst du zu essen, so habe ich genug, um dich satt zu machen.«
 »c e e i; « d' ' s, » n e y p u n; i - d' - y u, c i i s o z « e r n b
 »Wenn das wahr ist,« sagte der Riese, »so kannst du ruhig bleiben; ich wollte dich nur verzehren, weil ich nichts anderes habe.« Da gingen sie
 - d' j n ~ d, - ' u z t l, c - l p e l . o e. » e f l v c, « p' ' s - o n d
 und setzten sich an den Tisch, und der Mann holte Brot, Wein und Fleisch, das nicht all ward. »Das gefällt mir wohl,« sprach der Riese und aß nach
 z p a f . e d p' u j p » e v l a n c e r e n z o s f u n ? « ' s o t' » i - s
 Hitzenslust. Danach sprach der Mann zu ihm »kannst du mir nicht sagen wo das goldene Schloß von Stromberg ist?« Der Riese sagte »ich will auf
 v r e n t l b e r, e s ' e f t, e h - z o j b e r. « z t, v e n t, i i j k t, - d
 meiner Landkarte nachsehen, darauf sind alle Städte, Dörfer und Häuser zu finden.« Er holte die Landkarte, die er in der Tüte hatte, und suchte
 e z o, u - g e l e s. » y ? « p' u, » i z n u j p n d l o r e n t; e s - i d i; «
 das Schloß, aber es stand nicht darauf. »Es tut nichts,« sprach er, »ich habe oben im Schranke noch größere Landkarten; darauf wollen wir suchen;«
 u - a d m. i' u - n c r i; u' s u r d - l a n j a t' o n l e z z
 aber es war auch vergeblich. Der Mann wollte nun weiter gehen; aber der Riese bat ihn noch ein paar Tage zu warten bis sein Bruder heim
 r e, ' c r e g n u d e j z n o s' l e z z r e, h' b o d' z e n z o s f u n, i
 käme, der wäre ausgegangen Lebensmittel zu holen. Als der Bruder heim kam, fragten sie nach dem goldenen Schloß von Stromberg, er
 x t' » c, p o z - s u, e - i s ' n t d. « p e n z m s o n - b d' s o
 antwortete »wenn ich gegessen habe und satt bin, dann will ich auf der Karte suchen.« Er stieg dann mit ihnen auf seine Kammer und sie suchten auf seiner
 v e n t, t - u l b e r. e z t. d e t n t, - b p' l u, ' b r e e r e n z o s
 Landkarte, konnten es aber nicht finden: da holte er noch andere alte Karten, und sie ließen nicht ab, bis sie endlich das goldene Schloß von
 f u n b e r, u - a t f e r n c o r. » c' i n e a n n i? « h' u. i' s p
 Stromberg fanden, aber es war viele tausend Meilen weit weg. »Wie werde ich nun dahin kommen?« fragte der Mann. Der Riese sprach
 » j f e n z i f, e - i d' l i n s t h, e n n o i e d z - e r t o z e r z. « e s
 »zwei Stunden hab ich Zeit, da will ich dich bis in die Nähe tragen, dann aber muß ich wieder nach Haus und das Kind säugen, das wir haben.« Da
 h' i' s ~ u' k z e l f e l z o - d' » s h o n e c . e n n. « e n t, v' i' u
 trug der Riese den Mann bis etwa hundert Stunden von Schloß und sagte »den übrigen Weg kannst du wohl allein gehen.« Dann kehrte er um, der Mann
 u r u a n - l i, r e j' z e n z o s f u n a - g e n s z o n u r, -
 aber ging vorwärts Tag und Nacht, bis er endlich zu dem goldenen Schloß von Stromberg kam. Es stand aber auf einem gläsernen Berge und
 n a d' h b b - m a n z e z o z - n e a n. l y) s o b w t - t' j r
 die verwünschte Jungfrau fuhr in ihrem Wagen um das Schloß herum und ging dann hinein. Er freute sich als er sie erblickte und wollte zu ihr
 z s f u, u a - d l b, i p' n' z o m e d. - s o e e b l' h t, c e. z y
 hinauf steigen, aber wie er es auch anfang, er rutschte an dem Glas immer wieder herunter. Und als er sah daß er sie nicht erreichen konnte, ward er ganz
 u d - p' j b » i - z s u n - s o w. « s - y. j - a - o e n z p o t
 betrübt und sprach zu sich selbst »ich will hier unten bleiben und auf sie warten.« Also baute er sich eine Hütte und saß darin ein ganzes Jahr
 - o i n d' h e n u l n, t a l j r a n n.
 und sah die Königstochter alle Tage oben fahren, konnte aber nicht zu ihr hinauf kommen.
 e s o. n o o a c e u r j p n - l m j n i z j. « b z i' z e r, s
 Da sah er einmal aus seiner Hütte wie drei Räuber sich schlugen und rief ihnen zu »Gott sei mit euch!« Sie hielten bei dem Ruf inne, als
 b u r e s, b u b e n j p n, - e j y f h. e s l. u r o n i z j. « b
 sie aber niemand sahen, fingen sie wieder an sich zu schlagen, und das war ganz gefährlich. Da rief er abermals »Gott sei mit euch!« Sie
 z s t' e s, z s j r c b u r e s, b u b d e l j p n. e s l. j o h r. n i
 hörten wieder auf, guckten sich um, weil sie aber niemand sahen, fuhren sie auch wieder fort sich zu schlagen. Da rief er zum drittenmal »Gott
 - z j. « - d' » y f o z a i e s n z, - h' e r o s e. s p. e s t' i
 sei mit euch!« und dachte »du mußt sehen was die drei vorhaben« ging hin, und fragte warum sie auf einander losschlugen. Da sagte der eine er
 z n g f e, c o l e v p, - f r o s; ' e s t. z n w h e,
 hätte einen Stock gefunden, wenn er damit wider eine Tür schlug, so spränge sie auf; der andere sagte er hätte einen Mantel gefunden,

wenn er den umhinge, so wär er losbar; der dritte aber sprach er hätte ein Pferd gefangen, damit könnte man überall hin reiten,
auch den gläsernen Berg hinauf. Nun wüßten sie nicht ob sie das in Gemeinschaft behalten oder ob sie sich trennen sollten. Da sprach der Mann »die
drei Sachen will ich euch eintauschen: Geld habe ich zwar nicht, aber andere Dinge, die mehr wert sind! doch muß ich vorher eine Probe machen, damit
ich sehe ob ihr auch die Wahrheit gesagt habt.« Da ließen sie ihn aufs Pferd sitzen, hingen ihm den Mantel um und gaben ihm den Stock in die Hand, und
wie er das alles hatte, konnten sie ihn nicht mehr sehen. Da gab er ihnen tüchtige Schläge und rief »nun, ihr Bärenhäuter, da habt ihr was euch
gebührt: seid ihr zufrieden?« Dann ritt er den Glasberg hinauf und als er oben vor das Schloß kam, war es verschlossen: da schlug er mit dem
Stock an das Tor und alsbald sprang es auf. Er trat ein und ging die Treppe hinauf bis oben in den Saal, da saß die Jungfrau und hatte einen
goldenen Kelch mit Wein vor sich. Sie konnte ihn aber nicht sehen, weil er den Mantel um hatte. Und als er vor sie kam, zog er den Ring,
den sie ihm gegeben hatte, vom Finger und warf ihn in den Kelch daß es klang. Da rief sie »das ist mein Ring, so muß auch der Mann da
sein, der mich erlösen wird.« Sie suchten im ganzen Schloß und fanden ihn nicht, er war aber hinausgegangen, hatte sich aufs Pferd gesetzt und den
Mantel abgeworfen. Wie sie nun vor das Tor kamen, sahen sie ihn und schrien vor Freude. Da stieg er ab und nahm die
Königstochter in den Arm: sie aber küßte ihn und sagte »jetzt hast du mich erlöst, und morgen wollen wir unsere Hochzeit
feiern.«

Die kluge Bauerntochter.

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter, da sprach die Tochter »wir sollten den Herrn König um ein Stückchen Rottland bitten.« Da der König ihre Armut hörte, schenkte er ihnen auch ein Eckchen Rasen, den hackte sie und ihr Vater um, und wollten ein wenig Korn und der Art Frucht darauf säen. Als sie den Acker beinah herum hatten, so fanden sie in der Erde einen Mörsel von purem Gold. »Hör,« sagte der Vater zu dem Mädchen, »weil unser Herr König ist so gnädig gewesen und hat uns diesen Acker geschenkt, so müssen wir ihm den Mörsel dafür geben.« Die Tochter aber wollte es nicht bewilligen und sagte »Vater, wenn wir den Mörsel haben und haben den Stößer nicht, dann müssen wir auch den Stößer herbei schaffen, darum schweigst lieber still.« Er wollte ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörsel, trug ihn zum Herrn König und sagte den hätte er gefunden in der Heide, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wollte. Der König nahm den Mörsel und fragte ob er nichts mehr gefunden hätte? »Nein,« antwortete der Bauer. Da sagte der König er sollte nun auch den Stößer herbeischaffen. Der Bauer sprach den hätten sie nicht gefunden; aber das half ihm so viel, als hätte er in den Wind gesagt, er ward ins Gefängnis gesetzt, und sollte so lange da sitzen, bis er den Stößer herbeischafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängnis kriegt, da hörten sie, wie der Mann als fort schrie »ach, hätte ich meiner Tochter gehört! ach, ach, hätte ich meiner Tochter gehört!« Da gingen die Bedienten zum König und sprachen das, wie der Gefangene als fort schrie »ach, hätte ich doch meiner Tochter gehört!« und wollte nicht essen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten sie sollten den Gefangenen vor ihn bringen, und da fragte ihn der Herr König warum er also fort schrie »ach, hätte ich meiner Tochter gehört!« »Was hat eure Tochter denn gesagt?« »Ja sie hat gesprochen ich sollte den Mörsel nicht bringen, sonst müßt ich auch den Stößer schaffen.« »Habt ihr so eine kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen.« Also mußte sie vor den König kommen, der fragte sie ob sie denn so klug wäre, und sagte er wollte ihr ein Rätsel aufgeben, wenn sie das treffen könnte, dann wollte er sie heiraten. Da sprach sie gleich ja, sie wollte erraten. Da sagte der König »komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heiraten.« Da ging sie hin, und zog sich aus splinternackend, da war sie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fischgarn, und setzte sich hinein und wickelte es ganz um sich herum, da war sie nicht nackend: und borgte einen Esel fürs Geld und band dem Esel das Fischgarn an den

Schwanz, darin er sie fort schleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren: der Esel mußte sie aber in der Fahrgleise schleppen, so daß sie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Weg und nicht außer dem Wege. Und wie sie so daher kam, sagte der König sie hätte das Rätsel getroffen, und es wäre alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängnis, und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herin, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochsen vorgepannt, und etliche Pferde. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllchen, das lief weg und legte sich mitten zwischen zwei Ochsen, die vor dem Wagen waren. Als nun die Bauern zusammen kamen, fingen sie an sich zu zanken, zu schmeißen und zu lärmern, und der Ochsenbauer wollte das Füllchen behalten und sagte die Ochsen hätten gehabt: und der andere sagte nein, seine Pferde hätten gehabt, und es wäre sein. Da Zank kam vor den König, und der tat den Ausspruch wo das Füllen gelegen hätte, da sollt es bleiben; und also bekam der Ochsenbauer, dems doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und lamentierte über sein Füllchen. Nun hatte er gehört wie daß die Frau Königin so gnädig wäre, weil sie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre: ging er zu ihr und bat sie ob sie ihm nicht helfen könnte daß er sein Füllchen wieder bekäme. Sagte sie »ja, wenn ihr mir versprecht daß ihr mich nicht verraten wollt, so will ichs euch sagen. Morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade ist, so stellt euch hin mitten in die Straße, wo er vorbei kommen muß, nehmt ein großes Fischgarn und tut als fischet ihr, und fischt also fort und schüttet das Garn aus, als wenn ihrs voll hättet,« und sagte ihm auch was er antworten sollte, wenn er vom König gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag da und fischte auf einem trockenen Platz. Wie der König vorbei kam und das sah, schickte er seinen Laufner hin, der sollte fragen was der närrische Mann vor hätte. Da gab er zur Antwort »ich fische.« Fragte der Laufner wie er fischen könnte, es wäre ja kein Wasser da. Sagte der Bauer »so gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf dem trockenen Platz fischen.« Der Laufner ging hin und brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte: und sollts gleich bekennen. Der Bauer aber wollts nicht tun und sagte immer Gott bewahr! er hätt es von sich. Sie legten ihn aber auf ein Gebüld Stroh und zhlügen und drangsalteten ihn so lange, bis ers bekannte, daß ers von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, sagte er zu seiner Frau »warum bist du so fauch mit mir, ich will dich nicht mehr.« Gemahlin: deine Zeit ist um, geh wieder hin, woher du kommen bist, in dein Bauernhäuschen.« Doch erlaubte er ihr eins, sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen was sie wüßte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte »ja, lieber Mann, wenn dus so befehlist, will

ich es auch tun,« und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen,

Abschied mit ihm zu trinken: der König tat einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf und als

sie das sah, rief sie einen Bedienten und nahm ein schönes weißes Linnentuch und schlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen

Wagen vor die Türe tragen, und fuhr sie ihn heim in ihr Häuschen. Da legte sie ihn in ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und

als er aufwachte, sah er sich um, und sagte »ach Gott, wo bin ich denn?« rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine

Frau vors Bett und sagte »lieber Herr König, ihr habt mir befohlen ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun hab ich nichts

Besseres und Lieberes als dich, da hab ich dich mitgenommen.« Dem König stiegen die Tränen in die Augen, und er sagte »liebe Frau, du sollst mein

sein und ich dein,« und nahm sie wieder mit ins königliche Schloß und ließ sich aufs neue mit ihr vermählen; und werden sie ja wohl noch auf

den heutigen Tag leben.

Der alte Hildebrand.

Es war amahl a Baur und a Bäurin, und dö Bäurin, dö hat der Pfarra im Dorf gern gesehn, und da hat er alleweil gwunschen, wann er nur amahl an ganzen Tag mit der Bäurin allan recht vergnügt zubringa kunnt, und der Bäurin der wars halt a recht gwesn. No, da hat er amahl zu der Bäurin gsagt »hanz, mei liebi Bäurin, hietzt hab i was ausstudiert, wie wir halt amahl an ganzen Tag recht vergnügt mitanander zubringa kunnten. Wißts was, ös legts eng aufm Mittwoch ins Bett und sagts engern Mon ös seits krang, und lamatierts und übelts nur recht, und das treibts fort bis aufm Sunta, wann i die Predi halt, und da wir (werde) i predigen daß wer z' Haus a krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vater, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha is, hat, und der tut a Wollfart aufm Göckerli-berg in Wälischland, wo ma um an Kreuzer an Metzen Lorberbladen kriegt, dem wirts krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vater, d' krange Muader, d' krange Schwester, oda wers sunst nacha is, auf der Stell gsund.«

»Dös wir i schon machen« hat die Bäurin drauf gsagt. No, drauf, aufm Mittwoch hat sie halt d' Bäurin ins Bett glegt und hat glamatiert und gübelt als wie, und ihr Mon hat ihr alles braucht, was er nur gwißt hat, 's hat aber halt nix gholfn. Wie denn der Sunta kuma is, hat d' Bäurin gsagt »mir is zwar so miserabel als ob i glei verschaden sollt, aber ans möcht i do no vor mein End, i möcht halt in Herrn Pfarra sei Predi hörn, dö er heund halten wird.« »A, mei Kind,«

sagt der Baur drauf, »tu du dös nit, du kunntst schlechter wern, wann auf-
stundst. Schau, es wir i in d«Predi gehn und wir recht acht gebe und wir dir alles
wieder derzöhl'n, was der Herr Pfarra gsagt hat.« »No,« hat d' Bäurin gsagt, »so
geh halt und gib recht Acht und derzöhl mir alles, was d' ghört hast.« No, und
da is der Baur halt in d' Predi ganga, und da hat der Herr Pfarra also an-
gfangt zun predigen und hat halt gsagt, wann ans a krangs Kind, an krangen
Mon, a krangs Weib, an krangen Vater, a krange Muader, a krange Schwester,
Bruader, oda wers sunst nacha war, z' Haus hät, und der wollt a Wollfart
machen aufm Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberbladen an
Kreuzer kost, dem wirds krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der
krange Vater, d' krange Muader, d' krange Schwester, Bruader, oda wers sunst
nacha war, auf der Stell gesund wern, und wer also dö Ras unternehma wollt,
der soll nach der Meß zu ihm kuma, da wird er ihm den Lorbersack gebn und
den Kreuzer. Da war niembd fröher als der Bauer, und nach der Meß is er
gleich zum Pfarra ganga, und der hat ihm also den Lorbersack gebn und den
Kreuzer. Drauf is er nach Haus kuma und hat schon bei der Haustür eini
gshrien »juchesha, liebes Weib, hietzt is so viel als obs gsund warst. Der Herr
Pfarra hat heunt predigt, daß wer a krangs Kind, an krangen Mon, a kranges
Weib, an krangen Vater, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oda
wers sunst nacha war, z' Haus hat, und der macht a Wollfart aufm Göckerli-
berg in Wälischland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer kost, dem wird 's
krange Kind, der krange Mon, 's krange Weib, der krange Vater, d' krange
Muader, d' krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell
gesund; und hietzt hab i mir schon den Lorbersack gholt vom Herrn Pfarra und

den Kreuzer, und wir glei mein Wanderschaft antreten, daß d' desto ehender gesund wirst;« und drauf is er fort ganga. Er war aber kam fort, so is die Bäurin schon auf gwesn, und der Pfarra war a glei do. Hietz lassen wir aber dö zwa indessen auf der Seiten und gänga mir mit'n Baur. Der is halt alleweil drauf los ganga, damit er desto ehender aufm Göckerliberg kummt, und wie halt so geht, begegnt ihm sein Gvatter. Sein Gvatter dös war an Armon (Eiermann), und der is just von Mark kuma, wo er seine Ar verkauft hat. »Globt seist,« sagt sein Gvatter, »wo gehst denn so trabi hin, Gvatter?« »In Ewigkeit, Gvatter,« sagt der Baur, »mein Weib is krang worn, und da hab i heund in Herrn Pfarra sein Predi ghört, und da hat er predigt, daß wann aner z' Haus an krangs Kind, an krangen Mon, a krangs Weib, an krangen Vater, a krange Muader, a krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, hat, und er macht a Wollfart aufm Göckerliberg in Wälischland, wo der Metzen Lorberbladen an Kreuzer kost, dem wird's krange Kind, der krange Mon, s« krange Weib, der krange Vater, d' krange Muader, d' krange Schwester, Bruader, oda wers sunst nacha war, auf der Stell gesund, und da hab i mir von Herrn Pfarra den Lorbersack und den Kreuzer gholt, und hietzt trit i halt mein Wanderschaft an.« »Aber hanz, Gvatter,« hat der Gvatter zum Baur gsagt, »seits denn ar so dacket (einfältig), daß so was glauben könts? Wißts was is? der Pfarra möcht gern mit engern Weib an ganzen Tag allan recht vergnügt zubringa, drum habn's eng den Bärn anbunden, daß ihr«en aus'n Füßen kumts.« »Mein,« hat der Baur gsagt, »so möcht i do wissen, ob das wahr is.« »No,« hat der Gvatter gsagt, »wast was, setz di in mein Arkorb eini, so will i di nach Haus tragn, und da wirst es selber segn.« No, das is also gschehn, und den Baur hat sein Gvatter in sein

Arkorb eini gsetzt, und der hat'n nach Haus tragn. Wie's nach Haus kuma san, holla, da is schon lusti zuganga. Da hat die Bäurin schon fast alles, was nur in ihren Hof war, abgestochen ghabt, und Krapfen hats bachten, und der Pfarra war a schon da und hat a sein Geige mitbracht ghabt. Und da hat halt der Gvatter anklopft, und d' Bäurin hat gfragt, wer draussen war. »J bins, Gevatterin,« hat der Gvatter gesagt, »mei, gebts mir heund Nacht a Herberg, i hab meini Ar aufm Mark nit verkauft, und hietzt muß i's wieder nach Haus trage, und sö san gar z' schwarz, i bring's nit fort, es is a schon finster.« »Ja, mein Gvatter,« sagt d' Bäurin drauf, »ös kumts mir recht zur unglezna Zeit. No, weils halt her nit anders is, so kömts eina und setzt's eng dort auf d' Ofenbank.« No hat sie der Gvatter also mit sein Buckelkorb auf d' Ofenbank gsetzt. Der Pfarra aber und d' Bäurin dö warn halt recht lusti. Endli fangt der Pfarra an und sagt »hanz, mein liebi Bäurin, ös könnt's ja so schön singa, singts mir do ans.« »A,« sagt die Bäurin, »hietzt kann i nix mehr singa, ja in mein junge Jahren, da hab i's wohl könna, aber hietzt is schon vorbei.« »Ei,« sagt wieder der Pfarra, »singts do nur a bißl.« No, da fangt die Bäurin an und singt

»J hab mein Mon wohl ausgesandt
aufm Göckerliberg in Wälischland.«

Drauf singt der Pfarra

»J wollt er blieb da a ganzes Jahr,
was fragt i nach dem Lorbersack.

Halleluja!«

Hietzt fangt der Gvatter hinten an und singt (da muß i aber derzöhl'n daß der Baur Hildebrand ghasen hat), singt also der Gvatter

»Ei du, mein lieber Hildebrand,
was machst du auf der Ofenbank?

Halleluja!«

Und hietzt singt der Baur in Korb drinna

»Hietzt kann i das Singa nimmermehr leiden,
hietzt muß i aus mein Buckelkorb steigen.«

Und steigt aus'n Korb und prügelt den Pfaffen beim Haus hinaus.

De drei Vügelkens.

Et is wul dusent un meere Jaare hen, da wören hier im Lanne luter kleine Könige, da hed auck einer up den Keuterberge wünt (gewohnt), de gink san geren up de Jagd. Ase nu mal mit sinen Jägern vom Schlotte herruttrök, höen (hüteten) unner den Berge drei Mäkens ire Köge (Kühe), un wie sei den König mit den vielen Lüen (Leuten) seien, so reip de ölleste den annern beden Mäkens to, un weis up den König, »helo! helo! wenn ik den nig kriege, so will ik keinen.« Da antworde de zweide up de annere Side vom Berge, un weis up den, de dem Könige rechter Hand gink, »helo! helo! wenn ik den nig kriege, so will ik keinen.« Da reip de jüngeste, un weis up den, de linker Hand gink, »helo! helo! wenn ik den nig kriege, so will ik keinen.« Dat wören averst de beden Ministers. Dat hörde de König alles, un ase von der Jagd heime kummen was, leit he de drei Mäkens to sik kummen un fragete se wat se da gistern am Berge segd hedden. Dat wullen se nig seggen, de König frog awerst de ölleste, ob se ün wol tom Manne hewen wulle? Da segde se ja, un ere beiden Süstern friggeten de beiden Ministers, denn se wören alle drei scheun un schir (klar, schön) von Angesicht, besunners de Königin, de hadde Hare ase Flass.

De beiden Süstern awerst kregen keine Kinner, un ase de König mal verreisen moste, let he se tor Königin kummen, um se up to munnern, denn se was grae (gerad) swanger. Se kreg en kleinen Jungen, de hadde 'n ritsch roen (roten) Stern mit up de Weld. Da sehden de beiden Süstern, eine tor annern, se wullen den hübsken Jungen int' Water werpen. Wie se'n darin worpen hadden (ick

glöwe, et is de Weser west), da flücht 'n Vügelken in de Högte, dat sank

»tom Daude bereit,

up wietern Bescheid

tom Lilienstrus:

wacker Junge, bist du's?»

Da dat de beiden hörten, kregen se de Angst up'n Lieve un makten, dat se fort keimen. Wie de König na Hus kam, sehden se to üm de Königin hedde 'n Hund kregen. Da segde de König »wat Gott deiet, dat is wole dahn.«

Et wunde averst 'n Fisker an den Water, de fiskede den kleinen Jungen wier herut, ase noch ewen lebennig was, un da sine Fru kene Kinner hadde, foerden (fütterten) s«en up. Na'n Jaar was de König wier verreist, da krig de Königin wier 'n Jungen, den namen de beiden falsken Süstern un warpen 'n auck in't Water, da flücht dat Vügelken wier in de Högte un sank:

»tom Daude bereit,

up wietern Bescheid

tom Lilienstrus:

wacker Junge, bist du's?»

Un wie de König torügge kam, sehden se to üm, de Königin hedde wier 'n Hund bekummen, un he segde wier »wat Gott deit, dat is wole dahn.« Awerst de Fisker trok düsen auck ut den Water un foerd 'n up.

Da verreisede de König wier, un de Königin kreg 'n klein Mäken, dat warpen de falsken Süstern auck in't Water. Da flücht dat Vügelken wier in de Högte un sank

»tom Daude bereit,

up wietern Bescheid tom Lilienstrus:

wacker Mäken, bist du's?»

Un wie de König na Hus kam, sehden se to üm, de Königin hedde 'ne Katte kregt. Da worde de König beuse, un leit sine Fru int' Gefängnis smieten, da hed se lange Jaare in setten.

De Kinner wören unnerdes anewassen, da gink de ölleste mal mit annern Jungens herut to fisken, da wüllt ün de annern Jungens nig twisken sik hewen un segget »du Fündling, gaa du diner Wege.« Da ward he gans bedröwet un frägt den olen Fisker ob dat war wöre? De vertellt ün dat he mal fisked hedde, un hedde ün ut den Water troken (gezogen). Da segd he he wulle furt un sinen Teiten (Vater) söken. De Fisker de biddet 'n he mögde doch bliven, awerst he let sik gar nicht hallen, bis de Fisker et tolest to givt. Da givt he sik up den Weg un geit meere Dage hinner'n anner, endlich kümmt he vor 'n graut allmächtig Water, davor steit 'ne ole Fru un fiskede. »Guden Dag, Moer,« segde de Junge. »Groten Dank.« »Du süst da wol lange fisken, e du 'n Fisk fängest.« »Un du wol lange söken, e du dinen Teiten findest. Wie wust du der denn da över't Water kummen?« sehde de Fru. »Ja, dat mag Gott witten.« Da nümmt de ole Fru ün up den Rüggen un dragt 'n derdörch, un he söcht lange Tiid un kann sinen Teiten nig finnen. Ase nu wol 'n Jahr veröwer is, da trekt de tweide auck ut un will sinen Broer söken. He kümmt an dat Water, un da geit et ün ewen so, ase sinen Broer. Nu was nur noch de Tochter allein to Hus, de jammerde so viel na eren Broern, dat se upt lest auck den Fisker bad he mögte se treken laten, se wulle ere Broerkes söken. Da kam se auck bie den grauten Water, da sehde se tor olen Fru »guden Dag, Moer.« »Groten Dank.« »Gott helpe ju bie juen fisken.« Ase de ole Fru dat hörde, da word se ganz fründlich un drog se över't Water un

gab er 'n Roe (Ruthe), un sehde to er »nu gah man jümmer up düsen Wege to, mine Tochter, un wenn du bie einen groten swarten Hund vorbei kümmt, so must du still un drist un one to lachen un one ün an to kicken, vorbie gaan. Dann kümmt du an 'n grot open Schlot, up'n Süll (Schwelle) most du de Roe fallen laten un stracks dörch dat Schlott an den annern Side wier herut gahn; da is 'n olen Brunnen, darut is 'n groten Boom wassen, daran hänget 'n Vugel im Buer, den nümmt af: dann nümmt noch 'n Glas Water ut den Brunnen un gaa mit düsen beiden den sülvigen Weg wier torügge: up den Süll nümmt de Roe auck wier mit, un wenn du dann wier bie den Hund vorbie kümmt, so schlah ün in't Gesicht, awerst sü to dat du ün treppest, un dann kumm nur wier to me torügge.« Da fand se et grade so, ase de Fru et sagd hadde, un up den Rückwege da fand se de beiden Broer, de sik de halve Welt durchsöcht hadden. Se gienk tosammen bis wo de swarte Hund an den Weg lag, den schlog se in't Gesicht, da word et 'n schönen Prinz, de geit mit ünen, bis an dat Water. Da stand da noch de ole Fru, de frögede sik ser, da se alle wier da wören, un drog se alle över't Water, un dann gink se auck weg, denn se was nu erlöst. De annern awerst gingen alle na den olen Fisker, un alle wören froh dat se sik wier funnen hadden, den Vügel awerst hängen se an der Wand.

De tweide Suhn kunne awerst nig to Huse rasten, un nam 'n Flitzebogen un gink up de Jagd. Wie he möe was, nam he sine Flötepipen un mackte 'n Stücksken. De König awerst wör auck up de Jagd un hörde dat, da ging he hin, un wie he den Jungen drap, so sehde he »we hett die verlöwt hier to jagen?« »O, neimes (niemand).« »Wen hörst du dann to?« »Jk bin den Fisker sin Suhn.« »De hett ja keine Kinner.« »Wenn du't nig glöwen wust, so kum mit.« Dat dehe de

König un frog den Fisker, de vertälle ün alles, un dat Vügelken an der Wand fing
an to singen

»de Möhme (Mutter) sitt allein,

wol in dat Kerkerlein.

o König, edeles Blod,

dat sind dine Kinner god.

De falsken Süstern beide

de dehen de Kinnerkes Leide,

wol in des Waters Grund,

wo se de Fisker fund.«

Da erschraken se alle, un de König nahm den Vugel, den Fisker un de drei
Kinner mit sik na den Schlotte un leit dat Gefänknis upschluten un nam sine
Fru wier herut, de was awerst gans kränksch un elennig woren. Da gav er de
Dochter von den Water ut den Brunnen to drinken, da war se frisk un gesund.
De beiden falsken Süstern wören awerst verbrennt, un de Tochter friggede
den Prinzen.

e co o no.
Das Wasser des Lebens.

Es war einmal ein König, der war krank, und niemand glaubte daß er mit dem Leben davon käme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in der Schloßgarten und weinten. Da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte sie nach ihrem Kummer. Sie sagten ihm ihr Vater wäre so krank, daß er wohl sterben würde, denn es wollte ihm nichts helfen. Da sprach der alte »ich weiß noch ein Mittel, das ist das Wasser des Lebens, wenn er davon trinkt, so wird er wieder gesund: es ist aber schwer zu finden.« Der älteste sagte »ich will es schon finden,« ging zum kranken König und bat ihn er möchte ihm erlauben abzuziehen um das Wasser des Lebens zu suchen, denn das könnte ihn allein heilen. »Nein,« sprach der König, »die Gefahr dabei istu groß, lieber will ich sterben.« Er bat aber so lange, bis der König einwilligte. Der Prinz dachte in seinem Herzen »bringe ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der liebste und erbe das Reich.« Also machte er sich auf, und als er eine Zeitlang fortgeritten war, stand da ein Zwerg auf dem Wege, der rief ihn an und sprach »wo hinaus so geschwind?« »Dummer Knirps,« sagte der Prinz ganz stolz »das brauchst du nicht zu wissen« und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen bösen Wunsch getan. Der Prinz geriet bald hernach in eine Bergschlucht, und je weiter er ritt, je enger taten sich die Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte; es war nicht möglich das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er saß da wie eingesperrt. Der kranke König wartete lange Zeit auf ihn, aber er kam nicht. Da sagte der zweite Sohn »Vater, laßt mich abziehen und das Wasser suchen,« und dachte bei sich »ist mein Bruder tot, so fällt das Reich mir zu.« Der König wollte ihn anfangs auch nicht ziehen lassen, endlich gab er nach. Der Prinz zog also auf demselben Weg fort, den sein Bruder eingeschlagen hatte, und begegnete auch dem Zwerg, der ihn anhielt und fragte wohin er so eilig wollte. »Kleiner Knirps,« sagte der Prinz, »das brauchst du nicht zu wissen« und ritt fort ohne sich weiter anzusehen. Aber der Zwerg verwünschte ihn, und er geriet wie der andere in eine Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So gehts aber den Hochmütigen.

Als auch der zweite Sohn ausblieb, so erbot sich der jüngste abzuziehen und das Wasser zu holen, und der König mußte ihn endlich ziehen lassen. Als er dem Zwerg begegnete, und dieser fragte wohin er so eilig wolle, so hielt er an, gab ihm Rede und Antwort und sagte »ich suche das Wasser des Lebens, denn mein Vater ist sterbenskrank.« »Weißt du auch wo das zu finden ist?« »Nein,« sagte der Prinz. »Weil du dich betragen hast, wie das es ziemt, nicht übermütig wie deine fauchen Brüder, so will ich dir Auskunft geben und dir sagen wie du zu dem

Wasser des Lebens gelangst. Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwünschten Schlosses, aber du dringst nicht hinein, wenn ich dir nicht
eine eiserne Rute gebe und zwei Laiberchen Brot. Mit der Rute schlag dreimal an das eiserne Tor des Schlosses, so wird es aufspringen:
inwendig liegen zwei Löwen, die den Rachen aufsperrn, wenn du aber jedem ein Brot hinein wirfst, so werden sie still und dann eile
dich und hol von dem Wasser des Lebens bevor es zwölf schlägt, sonst schlägt das Tor wieder zu und du bist eingeschlossen.« Der Prinz
dankte ihm, nahm die Rute und das Brot, und machte sich auf den Weg. Und als er anlangte, war alles so, wie der Zwerg gesagt hatte. Das Tor
sprang beim dritten Rutenschlag auf, und als er die Löwen mit dem Brot gesänftigt hatte, trat er in das Schloß und kam in einen großen schönen
Saal: darin saßen verwünschte Prinzen, denen zog er die Ringe vom Finger, dann lag da ein Schwert und ein Brot, das nahm er weg. Und
weiter kam er in ein Zimmer, darin stand eine schöne Jungfrau, die freute sich, als sie ihn sah, küßte ihn und sagte er hätte sie erlöst, und
sollte ihr ganzes Reich haben, und wenn er in einem Jahr wieder käme, so sollte ihre Hochzeit gefeiert werden. Dann sagte sie ihm auch,
wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er müßte sich aber eilen und daraus schöpfen eh es zwölf schlägt. Da ging er weiter und
kam endlich in ein Zimmer, wo ein schönes frischgedecktes Bett stand, und weil er müde war, wollte er erst ein wenig ausruhen. Also
legte er sich und schlief ein: als er erwachte, schlug es drei Viertel auf zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen und schöpfte
daraus mit einem Becher, der daneben stand, und eilte daß er fortkam. Wie er eben am eisernen Tor hinaus ging, da schlug zwölf, und das Tor
schlug so heftig zu, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm.
Er aber war froh daß er das Wasser des Lebens erlangt hatte, ging heimwärts und kam wieder an den Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert
und das Brot sah, sprach er »damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals all.« Der
Prinz wollte ohne seine Brüder nicht zu dem Vater nach Haus kommen und sprach »lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder
sind? sie sind früher als ich nach dem Wasser des Lebens gezogen und sind nicht wiedergekommen.« »Zwei Berge stecken sie
eingeschlossen,« sprach der Zwerg, »dahin habe ich sie verwünscht, weil sie so übermütig waren.« Da bat der Prinz so lange, bis der Zwerg sie
wieder los ließ, aber er warnte ihn und sprach »hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz.«
Als seine Brüder kamen, freute er sich und zählte ihnen wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll
mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst hätte, die wollte ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden, und er
bekäme ein großes Reich. Danach ritten sie zusammen fort und gerieten in ein Land, wo Hunger und Krieg war, und der König
glaubte schon er müßte verderben, so groß war die Not. Da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, womit er sein ganzes Reich

speiste und sättigte: und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert, damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben.

Da nahm der Prinz sein Brot und Schwert wieder zurück, und die drei Brüder ritten weiter. Sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger

und Krieg herrschten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert, und hatte nun drei Reiche gerettet. Und danach

setzten sie sich auf ein Schiff, und fuhren übers Meer. Während der Fahrt da sprachen die beiden ältesten unter sich »der jüngste hat das Wasser des Lebens

gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt, und er wird unser Glück wegnehmen.« Da wurden sie rachsüchtig und

verabredeten mit einander daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten bis er einmal fest eingeschlafen war, da gossen sie das Wasser des Lebens

aus dem Becher und nahmen es für sich, ihm aber gossen sie bitteres Meerwasser hinein.

Als sie nun daheim ankamen, brachte der jüngste dem kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum

aber hatte er ein wenig von dem bitteren Meerwasser getrunken, so ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die

beiden ältesten Söhne und klagten den jüngsten an er hätte ihn vergiften wollen, sie brächten ihm das rechte Wasser des Lebens, und

reichten es ihm. Kaum hatte er davon getrunken, so fühlte er seine Krankheit verschwinden, und ward stark und gesund wie in seinen jungen

Tagen. Danach gingen die beiden zu dem jüngsten, verspotteten ihn und sagten »du hast war das Wasser des Lebens gefunden, aber du hast die Mühe

gehabt und wir den Lohn; du hättest klüger sein und die Augen aufbehalten sollen, wir haben dir's genommen während du auf dem Meere eingeschlafen

warst, und übers Jahr da holt sich einer von uns die schöne Königstochter. Aber hüte dich daß du nichts davon verrätst, der Vater glaubt dir

doch nicht, und wenn du ein einziges Wort sagst, so sollst du noch obendrein dein Leben verlieren, schwigst du aber, so soll dir's

geschenkt sein.«

Der alte König war zornig über seinen jüngsten Sohn und glaubte er hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Also ließ er den Hof

versammeln und das Urteil über ihn sprechen daß er heimlich sollte erschossen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt und nichts Böses

vermutete, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als sie ganz allein im Wald waren, und der Jäger so traurig aussah, sagte der Prinz

zu ihm »lieber Jäger, was fehlt dir?« Der Jäger sprach »ich kanns nicht sagen und soll es doch.« Da sprach der Prinz »sage heraus was es ist, ich will

dir's verzeihen.« »Ach,« sagte der Jäger, »ich soll euch totschießen, der König hat mir's befohlen.« Da erschrak der Prinz, und sprach »lieber

Jäger, laß mich leben, da geb ich dir mein königliches Kleid, gib mir dafür dein schlechtes.« Der Jäger sagte »das will ich gerne tun,

ich hätte doch nicht nach euch schießen können.« Da tauschten sie die Kleider, und der Jäger ging heim, der Prinz aber ging weiter in den

Wald hinein. Über eine Zeit, da kamen zu dem alten König drei Wagen mit Gold und Edelsteinen für seinen jüngsten Sohn: sie waren

aber von den drei Königen geschickt, die mit des Prinzen Schwert die Feinde geschlagen und mit seinem Brot ihr Land ernährt hatten, und die sich dankbar bezeigen wollten. Da dachte der alte König »sollte mein Sohn schuldig gewesen sein?« und sprach zu seinen Leuten »wäre er noch am Leben, wie tut mirs so leid, daß ich ihn habe töten lassen.« »Er lebt noch,« sprach der Jäger, »ich konnte es nicht übers Hfz bringen euren Befehl auszuführen,« und sagte dem König wie es gegangen war. Da fiel dem König ein Stein von dem Hfzen, und er ließ in allen Reichen verkündigen, sein Sohn dürfte wiederkommen und sollte in Gnaden aufgenommen werden.

Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und sagte ihren Leuten wer darauf geradeswegs zu ihr geritten käme, das wäre der rechte, und den sollten sie einlassen, wer aber daneben käme, der wäre der rechte nicht, und den sollten sie auch nicht einlassen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der älteste er wollte sich eilen, zur Königstochter gehen und sich für ihren Erlöser ausgeben, da bekäme er sie zur Gemahlin und das Reich daneben. Also ritt er fort, und als er vor das Schloß kam und die schöne goldene Straße sah, dachte er »das wäre jammerschade, wenn du darauf rittest,« lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber vor das Tor kam, sagten die Leute zu ihm er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Bald darauf machte sich der zweite Prinz auf, und wie der zur goldenen Straße kam, und das Pferd den einen Fuß darauf gesetzt hatte, dachte er »es wäre jammerschade, das könnte etwas abtreten,« lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor das Tor kam, sagten die Leute er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu seiner Liebsten reiten und bei ihr sein Leid vergessen. Also machte er sich auf, und dachte immer an sie und wäre gerne schon bei ihr gewesen, und sah die goldene Straße gar nicht. Da ritt sein Pferd mitten darüber hin, und als er vor das Tor kam, ward es angetan, und die Königstochter empfang ihn mit Freuden und sagte er wär ihr Erlöser und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückseligkeit. Und als sie vorbei war, erzählte sie ihm daß sein Vater ihn zu sich entboten und ihm verziehen hätte. Da ritt er hin und sagte ihm alles, wie seine Brüder ihn betrogen und er doch dazu geschwiegen hätte. Der alte König wollte sie strafen, aber sie hatten sich aufs Meer gesetzt und waren fortgeschifft und kamen ihr Lebtage nicht wieder.

e *abc*.
Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Taler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld auszahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch: da sah der Bauer wie er schön aß und trank, und das Holz ging ihm danach auf und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. »Ja,« sagte der Doktor, »das ist bald geschehen.« »Was muß ich tun?« fragte der Bauer. »Erstlich kauf dir ein Abc-Buch, so ist eins, wo vorn ein Gökelhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff dir damit Kleider an, und was sonst zur Doktors gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten »ich bin der Doktor Allwissend,« und laß das oben über deine Haustür nageln.« Der Bauer tat alles, wies ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen mußte wo das Geld eingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen aufspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an ob er der Doktor Allwissend wäre? »Ja, der wär er.« »So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen.« »Ja, aber die Grethe, seine Frau, mußte auch mit.« Der Herr war das zufrieden, und ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. »Ja, aber seine Frau, die Grethe, auch« sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte »Grethe, das war der erste,« und meinte es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte er hätte damit sagen wollen »das ist der erste Dieb,« und weil ers nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden »der Doktor weiß alles, wir kommen übel an: er hat gesagt ich wäre der erste.« Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel herein kam, stieß der Bauer seine Frau an, »Grethe, das ist der zweite.« Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte daß er hinaus kam. Dem dritten gings nicht besser, der Bauer sagte wieder »Grethe, das ist der dritte.« Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach dem Doktor er sollte seine Kunst zeigen und raten was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht wie er sich helfen sollte und sprach »Ach, ich armer Krebs!« Wie der Herr das hörte, rief er »da, er weiß es, nun weiß er auch wer das Geld hat.« Dem Bedienten aber ward gewaltig angst und er binzelte den Doktor an, er möchte einmal heraus kommen. Wie er nun hinaus kam, standen sie ihm

alle viere sie hätten das Geld gestohlen: sie wollten ja gerne heraus geben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte:
es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich
an den Tisch, und sprach »Herr, nun will ich in meinem Buch suchen wo das Geld steckt.« Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und
wollte hören ob der Doktor noch mehr wußte. Der saß aber und schlug sein Abc-Buch auf, blätterte hin und her und suchte den Gockelhahn.
Weil er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er »du bist doch darin und mußt auch heraus.« Da glaubte der im Ofen er wäre gemeint, sprang
voller Schrecken heraus und rief »der Mann weiß alles.« Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn wo das Geld lag, sagte aber nicht wem
gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

26/20.
Der Geist im Glas.

Es war einmal ein armer Holzhacker, der arbeitete vom Morgen bis in die späte Nacht. Als er sich endlich etwas Geld zusammen gespart hatte,

sprach er zu seinem Jungen »du bist mein einziges Kind, ich will das Geld, das ich mit saurem Schweiß erworben habe, zu deinem Unterricht

anwenden; lernst du etwas rechtschaffenes, so kannst du mich im Alter ernähren, wenn meine Glieder steif geworden sind, und ich daheim sitzen

muß.« Da ging der Junge auf eine hohe Schule und lernte fleißig, so daß ihn seine Lehrer rühmten, und blieb eine Zeit lang dort.

Als er ein paar Schulen durchgelernt hatte, doch aber noch nicht in allem vollkommen war, so war das bisschen Armut, das der Vater erworben

hatte, drauf gegangen, und er mußte wieder zu ihm heim kehren. »Ach,« sprach der Vater betrübt, »ich kann dir nichts mehr geben und kann in der

teuern Zeit auch keinen Heller mehr verdienen als das tägliche Brot.« »Lieber Vater,« antwortete der Sohn, »macht euch darüber keine

Gedanken, wenns Gottes Wille also ist, so wirts du meinem Besten ausschlagen; ich will mich schon drein schicken.« Als der Vater hinaus in den Wald

wollte, um etwas am Malterholz (am Zähnen und Aufrichten) zu verdienen, so sprach der Sohn »ich will mit euch gehen und euch helfen.«

»Ja, mein Sohn,« sagte der Vater, »das sollte dir beschwerlich an kommen, du bist an harte Arbeit nicht gewöhnt, du hältst das nicht aus;

ich habe auch nur eine Axt und kein Geld übrig, um noch eine zu kaufen.« »Geht nur zum Nachbar,« antwortete der Sohn, »der leiht

euch seine Axt so lange, bis ich mir selbst eine verdient habe.«

Da borgte der Vater beim Nachbar eine Axt, und am andern Morgen, bei Anbruch des Tags, gingen sie zusammen hinaus in den Wald. Der

Sohn half dem Vater und war ganz munter und frisch dabei. Als nun die Sonne über ihnen stand, sprach der Vater »wir wollen rasten und Mittag

halten, hernach gehts noch einmal so gut.« Der Sohn nahm sein Brot in die Hand und sprach »ruht euch nur aus, Vater, ich bin nicht müde, ich

will in dem Wald ein wenig auf und abgehen und Vogelnester suchen.« »O du Geck,« sprach der Vater, »was willst du da herum laufen, hernach bist du

müde und kannst den Arm nicht mehr aufheben; bleib hier und tze dich zu mir.«

Der Sohn aber ging in den Wald, aß sein Brot, war ganz fröhlich und sah in die grünen Zweige hinein, ob er etwa ein Nest

entdeckte. So ging er hin und her, bis er endlich zu einer großen gefährlichen Eiche kam, die gewiß schon viele hundert Jahre alt war und die

keine fünf Menschen überspannt hätten. Er blieb stehen und sah sie an und dachte »es muß doch mancher Vogel sein Nest hinein gebaut

haben.« Da dächte ihn auf einmal als hörte er eine Stimme. Er horchte und vernahm wie es mit so einem recht dumpfen Ton rief »laß

mich heraus, laß mich heraus.« Er sah sich rings um, konnte aber nichts entdecken, doch es war ihm als ob die Stimme unten aus der Erde hervor
käme. Da rief er »wo bist du?« Die Stimme antwortete »ich stecke da unten bei den Eichwurzeln. Laß mich heraus, laß mich
heraus.« Der Schüler fing an unter dem Baum aufzuräumen und bei den Wurzeln zu suchen, bis er endlich in einer kleinen Höhlung eine
Glasflasche entdeckte. Er hob sie in die Höhe und hielt sie gegen das Licht, da sah er ein Ding, gleich einem Frosch gestaltet, das sprang auf
und nieder. »Laß mich heraus, laß mich heraus,« riefs von neuem, und der Schüler, der an nichts Böses dachte, nahm den Pfropfen von der Flasche ab.
Als bald stieg ein Geist heraus und fing an zu wachsen, und wuchs so schnell, daß er in wenigen Augenblicken als ein entsetzlicher Kerl, so
groß wie der halbe Baum, vor dem Schüler stand. »Weißt du,« rief er mit einer fürchterlichen Stimme, »was dein Lohn dafür ist, daß du mich
heraus gelassen hast?« »Nein,« antwortete der Schüler ohne Furcht, »wie soll ich das wissen?« »So will ich dirs sagen,« rief der Geist,
»den Hals muß ich dir dafür brechen.« »Das hättest du mir früher sagen sollen,« antwortete der Schüler, »so hätte ich dich stecken lassen;
mein Kopf aber soll vor dir wohl feststehen, da müssen mehr Leute gefragt werden.« »Mehr Leute hin, mehr Leute her,« rief der
Geist, »deinen verdienten Lohn den sollst du haben. Denkst du, ich wäre aus Gnade da so lange Zeit eingeschlossen worden, nein,
es war zu meiner Strafe; ich bin der großmächtige Mercurius, wer mich losläßt, dem muß ich den Hals brechen.«
»Sachte,« antwortete der Schüler, »so geschwind geht das nicht, erst muß ich auch wissen daß du wirklich in der kleinen Flasche gefesselt hast und daß
du der rechte Geist bist: kannst du auch wieder hinein, so will ichs glauben, und dann magst du mit mir anfangen was du willst.« Der Geist sprach voll
Hochmut »das ist eine geringe Kunst,« zog sich zusammen und machte sich so dünn und klein, wie er anfangs gewesen war, also daß er
durch dieselbe Öffnung und durch den Hals der Flasche wieder hinein kroch. Kaum aber war er darin, so drückte der Schüler den ausgezogenen
Pfropfen wieder auf und warf die Flasche unter die Eichwurzeln an ihren alten Platz, und der Geist war betrogen.
Nun wollte der Schüler zu seinem Vater zurückgehen, aber der Geist rief ganz kläglich »ach, laß mich doch heraus, laß mich doch heraus.«
»Nein,« antwortete der Schüler, »zum weitenmale nicht: wer mir einmal nach dem Leben gestrebt hat, den laß ich nicht los, wenn ich ihn wieder
eingefangen habe.« »Wenn du mich frei machst,« rief der Geist, »so will ich dir so viel geben, daß du dein Lebtage genug hast.« »Nein,«
antwortete der Schüler, »du würdest mich betrügen wie das erstmal.« »Du verschärzest dein Glück,« sprach der Geist, »ich will dir nichts tun, sondern dich
reichlich belohnen.« Der Schüler dachte »ich wills wagen, vielleicht hält er Wort, und anhaben soll er mir doch nichts.« Da nahm er den Pfropfen ab, und
der Geist stieg wie das vorigemal heraus, dehnte sich auseinander, und ward groß wie ein Riese. »Nun sollst du deinen Lohn haben,« sprach er, und
reichte dem Schüler einen kleinen Lappen, ganz wie ein Pflaster, und sagte »wenn du mit dem einen Ende eine Wunde bestreichst, so

heil sie: und wenn du mit dem andern Ende Stahl und Eisen bestreichst, so wird es in Silber verwandelt.« »Das muß ich erst versuchen,« sprach der

Schüler, ging an einen Baum, ritzte die Rinde mit seiner Axt und bestrich sie mit dem einen Ende des Pflasters: alsbald schloß sie sich wieder zusammen

und war geheilt. »Nun, es hat seine Richtigkeit,« sprach er zum Geist, »jetzt können wir uns trennen.« Der Geist dankte ihm für seine Erlösung,

und der Schüler dankte dem Geist für sein Geschenk und ging zurück zu seinem Vater.

»Wo bist du herum gelaufen?« sprach der Vater, »warum hast du die Arbeit vergessen? Ich habe es ja gleich gesagt daß du nichts zu Stande bringen

würdest.« »Gebt euch zufrieden, Vater, ich wills nachholen.« »Ja, nachholen,« sprach der Vater zornig, »das hat keine Art.« »Habt acht,

Vater, den Baum da will ich gleich umhauen, daß er krachen soll.« Da nahm er sein Pflaster, bestrich die Axt damit und tat einen gewaltigen Hieb: aber

weil das Eisen in Silber verwandelt war, so legte sich die Schneide um. »Ei, Vater, seht einmal, was habt ihr mir für eine schlechte Axt

gegeben, die ist ganz schief geworden.« Da erschrak der Vater und sprach »ach, was hast du gemacht! nun muß ich die Axt bezahlen und weiß nicht womit, das

ist der Nutzen, den ich von deiner Arbeit habe.« »Werdet nicht böse,« antwortete der Sohn, »die Axt will ich schon bezahlen.« »O, du Dummbart,«

rief der Vater, »wovon willst du sie bezahlen? du hast nichts als was ich dir gebe; das sind Studentenkniffe, die dir im Kopf stecken, aber vom

Holzhacken hast du keinen Bestand.«

Über ein Weilchen sprach der Schüler »Vater, ich kann doch nichts mehr arbeiten, wir wollen lieber Feierabend machen.« »Ei was,«

antwortete er, »meinst du ich wollte die Hände in den Schooß legen wie du? ich muß noch schaffen, du kannst dich aber heim packen.« »Vater,

ich bin zum erstenmal hier in dem Wald, ich weiß den Weg nicht allein, geht doch mit mir.« Weil sich der Zorn gelegt hatte, so ließ der Vater sich

endlich bereden und ging mit ihm heim. Da sprach er zum Sohn »geh und verkauf die verchändete Axt und sieh zu was du dafür kriegst; das übrige

muß ich verdienen, um sie dem Nachbar zu bezahlen.« Der Sohn nahm die Axt und trug sie in die Stadt zu einem Goldschmied, der probierte sie, legte sie auf

die Waage und sprach »sie ist vierhundert Taler wert, so viel habe ich nicht baar.« Der Schüler sprach »gebt mir was ihr habt, das übrige will ich euch

borgen.« Der Goldschmied gab ihm dreihundert Taler und blieb einhundert schuldig. Darauf ging der Schüler heim und sprach »Vater, ich habe Geld,

geht und fragt was der Nachbar für die Axt haben will.« »Das weiß ich schon,« antwortete der Alte, »einen Taler, sechs Grochen.« »So gebt ihm

zwei Taler zwölf Grochen, das ist das Doppelte und ist genug; seht ihr, ich habe Geld im Überfluß,« und gab dem Vater einhundert Taler und

sprach »es soll euch niemals fehlen, lebt nach eurer Bequemlichkeit.« »Mein Gott,« sprach der Alte, »wie bist du zu dem Reichtum

gekommen?« Da erzählte er ihm wie alles abgegangen wäre und wie er im Vertrauen auf sein Glück einen so reichen Fang getan

hätte. Mit dem übrigen Geld aber zog er wieder hin auf die hohe Schule, und lernte weiter, und weil er mit seinem Pflaster alle Wunden

heilen konnte, ward er der berühmteste Doktor auf der ganzen Welt.

Der Teufel Des Teufels ruisiger Bruder.

Ein abgedankter Soldat hatte nichts zu leben und wußte sich nicht mehr zu helfen. Da ging er hinaus in den Wald, und als er ein Weichen
 gegangen war, begegnete ihm ein kleines Männchen, das war aber der Teufel. Das Männchen sagte zu ihm »was fehlt dir? du siehst ja so
 trübselig aus.« Da sprach der Soldat »ich habe Hunger aber kein Geld.« Der Teufel sagte »willst du dich bei mir vermieten und mein Knecht
 sein, so sollst du für dein Lebtage genug haben; sieben Jahre sollst du mir dienen, hernach bist du wieder frei. Aber eins sag ich dir, du darfst
 dich nicht waschen, nicht kämmen, nicht schnippen, keine Nägel und Haare abschneiden und kein Wasser aus den Augen wischen.« Der Soldat sprach »frisch
 dran, wens nicht anders sein kann,« und ging mit dem Männchen fort, das führte ihn geradewegs in die Hölle hinein. Dann sagte es ihm was er zu tun
 hätte: er mußte das Feuer schüren unter den Kesseln, wo die Höllenbraten drin saßen, das Haus rein halten, den Kehrdreck hinter die
 Türe tragen, und überall auf Ordnung sehen: aber guckte er ein einziges Mal in die Kessel hinein, so würde es ihm schlimm ergehen. Der
 Soldat sprach »es ist gut, ich wills schon besorgen.« Da ging nun der alte Teufel wieder hinaus auf seine Wandlung, und der Soldat trat seinen
 Dienst an, legte Feuer zu, kehrte und trug den Kehrdreck hinter die Türe, alles wie es befohlen war. Wie der alte Teufel wieder kam, sah er
 nach ob alles gechehen war, zeigte sich zufrieden und ging zum zweitenmal fort. Der Soldat schaute sich nun einmal recht um, da standen die
 Kessel rings herum in der Hölle, und war ein gewaltiges Feuer darunter, und es kochte und gützelte darin. Er hätte für sein Leben gerne
 hinein geschaut, wenn es ihm der Teufel nicht so streng verboten hätte: endlich konnte er sich nicht mehr anhalten, hob vom ersten Kessel
 ein klein bisschen den Deckel auf und guckte hinein. Da sah er seinen ehemaligen Unteroffizier darin sitzen: »aha, Vogel,« sprach er, »treff
 ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich,« ließ geschwind den Deckel fallen, schürte das Feuer und legte noch frisch zu. Danach ging er zum
 zweiten Kessel, hob ihn auch ein wenig auf und guckte, da saß sein Fähnrich darin: »aha, Vogel, treff ich dich hier? du hast mich gehabt,
 jetzt hab ich dich,« machte den Deckel wieder zu und trug noch einen Klotz herbei, der sollte ihm erst recht heiß machen. Nun wollte er auch
 sehen wer im dritten Kessel säße, da wars gar ein General: »aha, Vogel, treff ich dich hier? du hast mich gehabt, jetzt hab ich dich,«
 holte den Blasbalg und ließ das Höllenfeuer recht unter ihm flackern. Also tat er sieben Jahr seinen Dienst in der Hölle, wusch sich nicht,
 kämte sich nicht, schnippte sich nicht, schnitt sich die Nägel und Haare nicht und wischte sich kein Wasser aus den Augen; und die sieben Jahre waren ihm
 so kurz, daß er meinte es wäre nur ein halbes Jahr gewesen. Als nun die Zeit vollends herum war, kam der Teufel und sagte

»nun, Hans, was hast du gemacht?« »Ich habe das Feuer unter den Kesseln geschürt, ich habe gekehrt und den Kehrdreck hinter die Türe getragen.« »Aber

du hast auch in die Kessel geguckt; dein Glück ist, daß du noch Hölzchen gelegt hast, sonst war dein Leben verloren; jetzt ist deine Zeit herum,

willst du wieder heim?« »Ja,« sagte der Soldat, »ich wollt auch gerne sehen was mein Vater daheim macht.« Sprach der Teufel »damit du

deinen verdienten Lohn kriegst, geh und raff dir deinen Rätzen voll Kehrdreck und nimm mit nach Haus. Du sollst auch gehen und gewaschen und

gekämmt, mit langen Haaren am Kopf und am Bart, mit abgeschrittenen Nägeln und mit trüben Augen, und wenn du gefragt wirst, woher du

kämst, sollst du sagen »aus der Hölle«, und wenn du gefragt wirst, wer du wärest, sollst du sagen »des Teufels ruhiger Bruder, und mein

König auch.« Der Soldat schwieg still und tat was der Teufel sagte, aber er war mit seinem Lohn gar nicht zufrieden.

Sobald er nun wieder oben im Wald war, hob er seinen Rätzen vom Rücken und wollt ihn ausschütten: wie er ihn aber öffnete, so

war der Kehrdreck pures Gold geworden. »Das hätte ich mir nicht gedacht« sprach er, war vergnügt und ging in die Stadt hinein. Vor dem

Wirtshaus stand der Wirt, und wie ihn der heran kommen sah, erschrak er, weil Hans so entsetzlich aussah, ärger als eine Vogelscheuche. Er rief

ihn an und fragte »woher kommst du?« »Aus der Hölle.« »Wer bist du?« »Dem Teufel sein ruhiger Bruder, und mein König auch.«

Nun wollt der Wirt ihn nicht einlassen, wie er ihm aber das Gold zeigte, ging er und klinkte selber die Türe auf. Da ließ sich Hans die beste

Stube geben und köstlich aufwarten, aß und trank sich satt, wusch sich aber nicht und kämmt sich nicht, wie ihm der Teufel geheißsen hatte, und legte sich

endlich schlafen. Dem Wirt aber stand der Rätzen voll Gold vor Augen und ließ ihm keine Ruhe, bis er in der Nacht hieselich und ihn wegstahl.

Wie nun Hans am andern Morgen aufstand, den Wirt bezahlen und weiter gehen wollte, da war sein Rätzen weg. Er faßte sich aber

kurz, dachte »du bist ohne Schuld unglücklich gewesen,« und kehrte wieder um, geradezu in die Hölle: da klagte er dem alten Teufel seine

Not und bat ihn um Hülfe. Der Teufel sagte »tut dich, ich will dich waschen, kämmen, schnippen, die Haare und Nägel schneiden und die Augen

auswaschen,« und als er mit ihm fertig war, gab er ihm den Rätzen wieder voll Kehrdreck und sprach »geh hin, und sage dem Wirt er sollte dir dein

Gold wieder herausgeben, sonst wollt ich kommen und ihn abholen, und er sollte an deinem Pütz das Feuer schüren.« Hans ging hinauf und

sprach dem Wirt »du hast mein Gold gestohlen, gibst du's nicht wieder, so kommst du in die Hölle an meinen Pütz, und sollst aussehen

so gräßlich wie ich.« Da gab ihm der Wirt das Gold und noch mehr dazu, und bat ihn nur still davon zu sein; und Hans war nun ein reicher

Mann.
Hans machte sich auf den Weg heim zu seinem Vater, kaufte sich einen schlechten Linnenkittel auf den Leib, ging herum und machte Musik, denn das hatte

er bei dem Teufel in der Hölle gelernt. Es war aber ein alter König im Land, vor dem mußte er spielen, und der geriet darüber in solche

Freude, daß er dem Hans seine älteste Tochter zur Ehe versprach. Als die aber hörte daß sie so einen gemeinen Kerl im weißen Kittel
heiraten sollte, sprach sie »eh ich das tät, wollt ich lieber ins tiefste Wasser gehen.« Da gab ihm der König die jüngste, die wollts ihrem
Vater zu Liebe gerne tun; und also bekam des Teufels rülsiger Brüder die Königstochter und als der alte König gestorben war auch das
ganze Reich.



Der Bärenhäuter.

Es war einmal ein junger Kerl, der ließ sich als Soldat anwerben, hielt sich tapfer und war immer der vorderste, wenn es blaue Bohnen regnete. Solange der Krieg dauerte, ging alles gut, aber als Friede geschlossen war, erhielt er seinen Abschied, und der Hauptmann sagte er könnte gehen wohin er wollte. Seine Eltern waren tot, und er hatte keine Heimat mehr, da ging er zu seinen Brüdern und bat sie möchten ihm so lange Unterhalt geben bis der Krieg wieder anfinge. Die Brüder aber waren harthezig und sagten »was sollen wir mit dir? wir können dich nicht brauchen, sieh zu wie du dich durchschlägst.« Der Soldat hatte nichts übrig als sein Gewehr, das nahm er auf die Schulter und wollte in die Welt gehen. Er kam auf eine große Heide, auf der nichts zu sehen war als ein Ring von Bäumen. darunter setzte er sich ganz traurig nieder und sann über sein Schicksal nach. »Ich habe kein Geld,« dachte er, »ich habe nichts gelernt als das Kriegshandwerk, und jetzt weil Friede geschlossen ist, brauchen sie mich nicht mehr; ich sehe voraus ich muß verhungern.« Auf einmal hörte er ein Brausen, und wie er sich umblickte, stand ein unbekannter Mann vor ihm, der einen grünen Rock trug, recht mäßig aussah, aber einen garstigen Pferdefuß hatte. »Ich weiß schon was dir fehlt,« sagte der Mann, »Geld und Gut sollst du haben, so viel du mit aller Gewalt durchbringen kannst, aber ich muß zuvor wissen ob du dich nicht fürchtest, damit ich mein Geld nicht umsonst ausbebe.« »Ein Soldat und Furcht, wie paßt das zusammen?« antwortete er, »du kannst mich auf die Probe stellen.« »Wohlan,« antwortete der Mann, »schau hinter dich.« Der Soldat kehrte sich um und sah einen großen Bär, der brummend auf ihn zutrabte. »Oho,« rief der Soldat, »dich will ich an der Nase kitzeln, daß dir die Lust im Brummen vergehen soll,« legte an und schoß den Bär auf die Schnauze, daß er zusammenfiel und sich nicht mehr regte. »Ich sehe wohl,« sagte der Fremde, »daß dirs an Mut nicht fehlt, aber es ist noch eine Bedingung dabei, die mußt du erfüllen.« »Wenn mirs an meiner Seligkeit nicht schadet,« antwortete der Soldat, der wohl merkte wen er vor sich hatte, »sonst laß ich mich auf nichts ein.« »Das wirst du selber sehen,« antwortete der Grünrock, »du darfst in den nächsten sieben Jahren dich nicht waschen, dir Bart und Haare nicht kämmen, die Nägel nicht schneiden und kein Vaterunser beten. Dann will ich dir einen Rock und Mantel geben, den mußt du in diese Zeit tragen. Stirbst du in diesen sieben Jahren, so bist du mein, bleibst du aber leben, so bist du frei und bist reich dazu für dein Lebtage.« Der Soldat dachte an die große Not, in der er sich befand, und da er so oft in den Tod gegangen war, wollte er es auch jetzt wagen und willigte ein. Der Teufel zog den grünen Rock aus, reichte ihn dem Soldaten hin und sagte, »wenn du den Rock an deinem Leibe hast und in die Tasche greifst, so wirst du die Hand immer voll Geld haben.« Dann zog er dem Bären

die Haut ab und sagte »das soll dein Mantel sein und auch dein Bett, denn darauf mußt du schlafen und darfst in kein anderes Bett kommen. Und

dieser Tracht wegen sollst du Bärenhäuter heißen.« Hierauf verschwand der Teufel.

Der Soldat zog den Rock an, griff gleich in die Tasche und fand daß die Sache ihre Richtigkeit hatte. Dann hing er die Bärenhaut um, ging in

die Welt, war guter Dinge und unterließ nichts was ihm wohl und dem Gelde wehe tat. Im ersten Jahr ging es noch leidlich, aber in dem zweiten sah

er schon aus wie ein Angeheuer. Das Haar bedeckte ihm fast das ganze Gesicht, sein Bart glich einem Stück grobem Filztuch, seine Finger hatten

Kralen, und sein Gesicht war so mit Schmutz bedeckt, daß wenn man Kresse hinein gesät hätte, sie aufgegangen wäre. Wer ihn sah,

lief fort, weil er aber aller Orten den Armen Geld gab, damit sie für ihn beteten daß er in den sieben Jahren nicht stürbe, und weil er alles gut

bezahlte, so erhielt er doch immer noch Herberge. Im vierten Jahr kam er in ein Wirtshaus, da wollte ihn der Wirt nicht aufnehmen und

wollte ihm nicht einmal einen Platz im Stall anweisen, weil er fürchtete seine Pferde würden scheu werden. Doch als der Bärenhäuter in

die Tasche griff und eine Hand voll Ducaten herausholte, so ließ der Wirt sich erweichen, und gab ihm eine Stube im Hintergebäude; doch mußte er

versprechen, sich nicht sehen zu lassen, damit sein Haus nicht in bösen Ruf käme.

Als der Bärenhäuter Abends allein saß und von Herzen wünschte daß die sieben Jahre herum wären, so hörte er in einem

Nebenzimmer ein lautes Jammern. Er hatte ein mitleidiges Herz, öffnete die Türe und erblickte einen alten Mann, der heftig weinte und die

Hände über dem Kopf zusammen schlug. Der Bärenhäuter trat näher, aber der Mann sprang auf und wollte entfliehen. Endlich, als er eine

menschliche Stimme vernahm, ließ er sich bewegen, und durch freundliches Zureden brachte es der Bärenhäuter dahin, daß er ihm die Ursache seines

Kummers offenbarte. Sein Vermögen war nach und nach geschwunden, er und seine Töchter mußten darben, und er war so arm, daß er den

Wirt nicht einmal bezahlen konnte und ins Gefängnis sollte gesetzt werden. »Wenn ihr weiter keine Sorgen habt,« sagte der Bärenhäuter,

»Geld habe ich genug.« Er ließ den Wirt herbeikommen, bezahlte ihn und steckte dem Unglücklichen noch einen Beutel voll Gold in die Tasche. Als

der alte Mann sich aus seinen Sorgen erlöst sah, wußte er nicht womit er sich dankbar beweisen sollte. »Komm mit mir,« sprach er zu ihm,

»meine Töchter sind Wunder von Schönheit, wähle dir eine davon zur Frau. Wenn sie hört was du für mich getan hast, so wird sie sich nicht

weigern. Du siehst freilich ein wenig seltsam aus, aber sie wird dich schon wieder in Ordnung bringen.« Dem Bärenhäuter gefiel das wohl und

er ging mit. Als ihn die älteste erblickte, setzte sie sich so gewaltig vor seinem Antlitz, daß sie aufschrie und fort lief. Die zweite blieb war stehen

und betrachtete ihn, von Kopf bis zu Füßen, dann aber sprach sie »wie kann ich einen Mann nehmen, der keine menschliche Gestalt mehr hat? Da gefiel

mir der rasierte Bär noch besser, der einmal hierzu sehen war und sich für einen Merchen ausgab, der hatte doch einen Husarenputz an und weiße

Handschuhe. Wenn er nur häßlich wäre, so könnte ich mich an ihn gewöhnen.« Die jüngste aber sprach »lieber Vater, das muß ein guter Mann sein, der euch aus der Not geholfen hat, habt ihr ihm dafür eine Braut versprochen, so muß euer Wort gehalten werden.« Es war schade, daß das Gesicht des Bärenhäuters von Schutz und Haaren bedeckt war, sonst hätte man sehen können wie ihm das Herz im Leibe lachte, als er diese Worte hörte. Er nahm einen Ring von seinem Finger, brach ihn zween und gab ihr die eine Hälfte, die andere behielt er für sich. In ihre Hälfte aber schrieb er seinen Namen und in seine Hälfte schrieb er ihren Namen und bat sie ihr Stück gut aufzuheben. Hierauf nahm er Abschied und sprach »ich muß noch drei Jahre wandern. Komm ich aber nicht wieder, so bist du frei, weil ich dann tot bin. Bitte aber Gott daß er mir das Leben erhält.«

Die arme Braut kleidete sich ganz schwarz, und wenn sie an ihren Bräutigam dachte, so kamen ihr die Tränen in die Augen. Von ihren Schwestern ward ihr nichts als Hohn und Spott zu Teil. »Nimm dich in Acht,« sagte die älteste, »wenn du ihm die Hand reichst, so schlägt er dir mit der Satze darauf.« »Hüte dich,« sagte die zweite, »die Bären lieben die Süßigkeit, und wenn du ihm gefällst, so frißt er dich auf.« »Du mußt nur immer seinen Willen tun,« hub die älteste wieder an, »sonst fängt er an zu brummen.« Und die zweite fuhr fort »aber die Hochzeit wird lustig sein, Bären die tazen gut.« Die Braut schwieg still und ließ sich nicht irre machen. Der Bärenhäuter aber zog in der Welt herum, von einem Ort zum andern, tat Gutes, wo er konnte und gab den Armen reichlich, damit sie für ihn beteten. Endlich als der letzte Tag von den sieben Jahren anbrach, ging er wieder hinaus auf die Heide, und setzte sich unter den Ring von Bäumen. Nicht lange, so sauste der Wind, und der Teufel stand vor ihm und blickte ihn verdrößlich an, dann warf er ihm den alten Rock hin und verlangte seinen grünen zurück. »So weit sind wir noch nicht,« antwortete der Bärenhäuter, »erst sollst du mich reinigen.« Der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte Wasser holen, den Bärenhäuter abwachen, ihm die Haare kämmen, und die Nägel schneiden. Hierauf sah er wie ein tapferer Kriegsmann aus, und war viel schöner als je vorher.

Als der Teufel glücklich abgezogen war, so war es dem Bärenhäuter ganz leicht ums Herz. Er ging in die Stadt, tat einen prächtigen Sammetrock an, setzte sich in einen Wagen mit vier Schimmeln gespannt und fuhr zu dem Haus seiner Braut. Niemand erkannte ihn, der Vater hielt ihn für einen vornehmen Feldobrist und führte ihn in das Zimmer, wo seine Töchter saßen. Er mußte sich zwischen den beiden ältesten niederlassen: sie schenkten ihm Wein ein, legten ihm die besten Bissen vor und meinten sie hätten keinen schönern Mann auf der Welt gesehen. Die Braut aber saß in schwarzem Kleide ihm gegenüber, schlug die Augen nicht auf und sprach kein Wort. Als er endlich den Vater fragte, ob er ihm eine seiner Töchter zur Frau geben wollte, so sprangen die beiden ältesten auf, liefen in ihre Kammer und wollten prächtige

Kleider anziehen, denn eine jede bildete sich ein sie wäre die Auserwählte. Der Fremde, sobald er mit seiner Braut allein war, holte den halben Ring hervor und warf ihn in einen Becher mit Wein, den er ihr über den Tisch reichte. Sie nahm ihn an, aber als sie getrunken hatte und den halben Ring auf dem Grund liegen fand, so schlug ihr das Herz. Sie holte die andere Hälfte, die sie an einem Band um den Hals trug, hielt sie daran, und es zeigte sich daß beide Teile vollkommen zu einander paßten. Da sprach er »ich bin dein verlobter Bräutigam, den du als Bärenhäuter gesehen hast, aber durch Gottes Gnade habe ich meine menschliche Gestalt wieder erhalten, und bin wieder rein geworden.« Er ging auf sie zu, umarmte sie und gab ihr einen Kuß. Indem kamen die beiden Schwestern in vollem Eifer herein, und als sie sahen daß der schöne Mann der jüngsten zu Teil geworden war, und hörten daß das der Bärenhäuter war, liefen sie voll Zorn und Wut hinaus; die eine ersäufte sich im Brunnen, die andere erhenkte sich an einem Baum. Am Abend klopfte jemand an der Türe, und als der Bräutigam öffnete, so wars der Teufel im grünen Rock, der sprach »siehst du, nun habe ich zwei Seelen für deine eine.«

Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel, und sprach »Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?« »Das ist der König der Vögel,« sagte der Wolf, »vor dem müssen wir uns neigen,« es war aber der Zaunkönig. »Wenn das ist,« sagte der Bär, »so möchte ich auch gerne seinen königlichen Palast sehen, komm und führe mich hin.« »Das geht nicht so, wie du meinst,« sprach der Wolf, »du mußt warten bis die Frau Königin kommt.« Bald darauf kam die Frau Königin, und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte »nein, du mußt warten bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.« Also nahmen sie das Loch in Acht, wo das Nest stand, und trabten wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen: er gluckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. »Ist das der königliche Palast!« rief der Bär, »das ist ein erbärmlicher Palast! ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder.« Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böse, und schrien »nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir.« Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber schrien und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie »wir rühren kein Fliegenbeinchen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht habt ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht: der Bär ist da gewesen, und hat uns gescholten.« Da sagte der alte König »seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden.« Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle und rief hinein »alter Brummbär warum hast du meine Kinder gescholten? das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.« Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Getier berufen, Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum,

wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach »Fuchs, du bist der Schlaueste unter allem Betier, du sollst

General sein, und uns anführen.« »Gut,« sagte der Fuchs, »aber was für Zeichen wollen wir verabreden?« Niemand wußte es. Da sprach der

Fuchs »ich habe einen schönen langen buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte,

so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los machieren; laß ich ihn aber herunterhängen, so lauft was ihr könnt.« Als die Mücke das

gehört hatte, flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden hü, da kam das vierfüßige Betier dahergerennt mit Geräus, daß die Erde zitterte;

Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte daß einem angst und bange ward; und gingen sie da

von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus

Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhub, doch ertrug ers und hielt den Schwanz

noch in der Höhe: beim zweiten Stich mußte er ihn einen Augenblick herunter lassen: beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und

nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie alles wäre verloren und fingen an zu laufen, jeder in seine

Höhle: und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern, und riefen »Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach

Hitzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.« Die jungen Zaunkönige aber sagten »noch essen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen

und Abbitte tun und soll sagen daß wir ehrliche Kinder sind.« Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief »Brümbär, du sollst

vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte tun und sagen daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib bertreten

werden.« Da kroch der Bär in der größten Angst hin und tat Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich

zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

Der süße Brei.

Es war einmal ein armes frommes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter allein, und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus in
 den Wald, und begegnete ihm da eine alte Frau, die wußte seinen Jammer schon und schenkte ihm ein Töpfchen, zu dem sollt es sagen
 »Töpfchen, koche,« so kochte es guten süßen Hirsenbrei, und wenn es sagte »Töpfchen, steh,« so hörte es wieder auf zu
 kochen. Das Mädchen brachte den Topf seiner Mutter heim, und nun waren sie ihrer Armut und ihres Hungers ledig und aßen süßen Brei
 so oft sie wollten. Auf eine Zeit war das Mädchen ausgegangen, da sprach die Mutter »Töpfchen, koche,« da kocht es, und sie
 ißt sich satt, nun will sie daß das Töpfchen wieder aufhören soll, aber sie weiß das Wort nicht. Also kocht es fort, und der Brei steigt über
 den Rand hinaus und kocht immer da, die Küche und das ganze Haus voll, und das zweite Haus und dann die Straße, als wollts die ganze Welt satt
 machen, und ist die größte Not, und kein Mensch weiß sich dazu helfen. Endlich, wie nur noch ein einziges Haus übrig ist, da kommt das
 Kind heim, und spricht nur »Töpfchen, steh,« da steht es und hört auf zu kochen; und wer wieder in die Stadt wollte, der mußte sich
 durchhessen.

Die klugen Leute.

Eines Tages holte ein Bauer seinen hagebüchsen Stock aus der Ecke und sprach zu seiner Frau »Trine, ich gehe jetzt über Land und komme erst in drei Tagen wieder zurück. Wenn der Viehhändler in der Zeit bei uns eintrifft und will unsere drei Kühe kaufen, so kannst du sie loslagern, aber nicht anders als für zweihundert Taler, geringer nicht, hörst du.« »Geh nur in Gottes Namen,« antwortete die Frau, »ich will das schon machen.«

»Ja, du!« sprach der Mann, »du bist als ein kleines Kind einmal auf den Kopf gefallen, das hängt dir bis auf diese Stunde nach. Aber das sage ich dir, machst du dummes Zeug, so streiche ich dir den Rücken blau an, und das ohne Farbe, bloß mit dem Stock den ich da in der Hand habe, und der Astring soll ein ganzes Jahr halten, darauf kannst du dich verlassen.« Damit ging der Mann seiner Wege.

Am andern Morgen kam der Viehhändler, und die Frau brauchte mit ihm nicht viel Worte zu machen. Als er die Kühe besehen hatte und den Preis vernahm, sagte er »das gebe ich gerne, so viel sind sie unter Brüdern wert. Ich will die Tiere gleich mitnehmen.« Er machte sie von der Kette los und trieb sie aus dem Stall. Als er eben im Hoftor hinaus wollte, faßte ihn die Frau am Ärmel und sprach »ihr müßt mir erst die zweihundert Taler geben, sonst kann ich Euch nicht gehen lassen.« »Richtig,« antwortete der Mann, »ich habe nur vergessen meine Geldkette umschnallen. Aber macht Euch keine Sorge, ihr sollt Sicherheit haben, bis ich zahle. Zwei Kühe nehme ich mit und die dritte lasse ich Euch zurück, so habt Ihr ein gutes Pfand.« Der Frau leuchtete das ein, sie ließ den Mann mit seinen Kühen ziehen und dachte »wie wird sich der Hans freuen, wenn er sieht daß ich es so klug gemacht habe.« Der Bauer kam den dritten Tag, wie er gesagt hatte, nach Haus und fragte gleich ob die Kühe verkauft wären.

»Freilich, lieber Hans,« antwortete die Frau, »und wie du gesagt hast, für zweihundert Taler. So viel sind sie kaum wert, aber der Mann nahm sie ohne Widerrede.« »Wo ist das Geld?« fragte der Bauer. »Das Geld das habe ich nicht,« antwortete die Frau, »er hatte gerade seine Geldkette vergessen, wirds aber bald bringen; er hat mir ein gutes Pfand zurück gelassen.« »Was für ein Pfand?« fragte der Mann. »Eine von den drei Kühen, die kriegt er nicht eher, als bis er die andern bezahlt hat. Ich habe es klug gemacht, ich habe die kleinste zurück behalten, die frißt am wenigsten.« Der Mann ward zornig, hob seinen Stock in die Höhe und wollte ihr damit den verheißenen Astring geben. Plötzlich ließ er ihn sinken und sagte »du bist die dumme Gans, die auf Gottes Erdboden herum wackelt, aber du dauerst mich. Ich will auf die Landstraße gehen und drei Tage lang warten ob ich jemand finde, der noch einfältiger ist als du bist. Glückt mirs, so sollst du frei sein, finde ich ihn aber nicht, so sollst du deinen wohl verdienten Lohn ohne Abzug erhalten.«

Er ging hinaus auf die große Straße, setzte sich auf einen Stein und wartete auf die Dinge, die kommen sollten. Da sah er einen Leiterwagen heran
fahren, und eine Frau stand mitten darauf, statt auf dem Bündel Stroh zu sitzen, das dabei lag, oder neben den Ochsen zu gehen und sie zu leiten.
Der Mann dachte »das ist wohl eine, wie du sie suchst,« sprang auf und lief vor dem Wagen hin und her, wie einer der nicht recht geschickt ist. »Was
wollt ihr/Geväther,« sagte die Frau zu ihm, »ich kenne euch nicht, von wo kommt Ihr her?« »Ich bin von dem Himmel gefallen,« antwortete der
Mann, »und weiß nicht wie ich wieder hin kommen soll; könnt ihr mich nicht hinauf fahren?« »Nein,« sagte die Frau, »ich weiß den Weg nicht.
Aber wenn Ihr aus dem Himmel kommt, so könnt Ihr mir wohl sagen wie es meinem Mann geht, der schon seit drei Jahren dort ist: Ihr habt
ihn gewiss gesehen?« »Ich habe ihn wohl gesehen, aber es kann nicht allen Menschen gut gehen. Er hütet die Schafe, und das liebe Vieh macht ihm viel zu
schaffen, das springt auf die Berge und verirrt sich in der Wildnis, und da muß er hinterher laufen und es wieder zusammen treiben. Abgerissen ist er auch, und
die Kleider werden ihm bald vom Leib fallen. Schneider gibt es dort nicht, der heilige Petrus läßt keinen hinein, wie Ihr aus dem Märchen
wißt.« »Wer hätte sich das gedacht!« rief die Frau, »wißt Ihr was? ich will seinen Sonntagsrock holen, der noch daheim im Schrank
hängt, den kann er dort mit Ehren tragen. Ihr seid so gut und nehmt ihn mit.« »Das geht nicht wohl,« antwortete der Bauer, »Kleider darf
man nicht in den Himmel bringen, die werden einem vor dem Tor abgenommen.« »Hört mich an,« sprach die Frau, »ich habe gestern meinen
zwei schönen Weizen verkauft und ein hübsches Geld dafür bekommen, das will ich ihm schicken. Wenn Ihr den Beuter in die Tasche steckt, so wirds
kein Mensch gewahr.« »Kann nicht anders sein,« erwiderte der Bauer, »so will ich Euch wohl den Gefallen tun.« »Bleibt nur da sitzen,«
sagte sie, »ich will heim fahren und den Beuter holen; ich bin bald wieder hier. Ich setze mich nicht auf das Bündel Stroh, sondern stehe auf dem Wagen,
so hats das Vieh leichter.« Sie trieb ihre Ochsen an, und der Bauer dachte, »die hat Anlage zur Narrheit, bringt sie das Geld wirklich, so kann meine
Frau von Glück sagen, denn sie kriegt keine Schläge.« Es dauerte nicht lange, so kam sie gelaufen, brachte das Geld und steckte es ihm selbst in die
Tasche. Eh sie wegging, dankte sie ihm noch tausendmal für seine Gefälligkeit.
Als die Frau wieder heim kam, so fand sie ihren Sohn, der aus dem Feld zurück gekehrt war. Sie erzählte ihm was sie für unerwartete Dinge erfahren
hätte und setzte dann hinzu »ich freue mich recht daß ich Gelegenheit gefunden habe, meinem armen Mann etwas zu schicken, wer hätte sich
vorgestellt, daß er im Himmel an etwas Mangel leiden würde?« Der Sohn war in der größten Verwunderung, »Mutter,« sagte er, »so einer aus
dem Himmel kommt nicht alle Tage, ich will gleich hinaus und sehen daß ich den Mann noch finde: der muß mir zählen wies dort aussieht und wies mit der
Arbeit geht.« Er sattelte das Pferd und ritt in aller Hast fort. Er fand den Bauer, der unter einem Weidenbaum saß und das Geld, das im Beuter war,
zählen wollte. »Habt Ihr nicht den Mann gesehen,« rief ihm der Junge zu, »der aus dem Himmel gekommen ist?« »Ja,« antwortete der Bauer, »der hat

sich wieder auf den Rückweg gemacht und ist den Berg dort hinaufgegangen, von wo ers etwas näher hat. Ihr könnt ihn noch einholen, wenn
 Ihr scharf reitet.« »Ach,« sagte der Junge, »ich habe mich den ganzen Tag abgeäschert, und der Ritt hierher hat mich vollends müde gemacht: Ihr
 kennt den Mann, seid so gut und setzt Euch auf mein Pferd und überredet ihn daß er hierher kommt.« »Aha,« meinte der Bauer, »das ist auch
 einer, der keinen Docht in seiner Lampe hat.« »Warum sollte ich Euch den Gefallen nicht tun?« sprach er, stieg auf und ritt im stärksten Trab fort. Der
 Junge blieb sitzen bis die Nacht einbrach, aber der Bauer kam nicht zurück. Gewiss,« dachte er, »hat der Mann aus dem Himmel große Eile gehabt und nicht
 umkehren wollen, und der Bauer hat ihm das Pferd mitgegeben, um es meinem Vater zu bringen.« Er ging heim und erzählte seiner Mutter was
 geschehen war: das Pferd habe er dem Vater geschickt, damit er nicht immer herum zu laufen bräuche. »Du hast wohl getan,« antwortete sie, »du hast noch
 junge Beine und kannst zu Fuß gehen.«
 Als der Bauer nach Haus gekommen war, stellte er das Pferd in den Stall neben die verpfändete Kuh, ging dann zu seiner Frau und sagte »Trine, das
 war dein Glück, ich habe zwei gefunden, die noch einfältigere Narren sind als du: diesmal kommst du ohne Schläge davon, ich will sie für eine andere
 Gelegenheit aufsparen.« Dann zündete er seine Pfeife an, setzte sich in den Großvaterstuhl und sprach »das war ein gutes Geschäft, für zwei
 magere Kühe ein glattes Pferd und dazu einen großen Beutel voll Geld. Wenn die Dummheit immer so viel einbrächte, so wollte ich sie
 gerne in Ehren halten.« So dachte der Bauer, aber dir sind gewiss die einfältigen lieber.

Märchen von der Unke.

I.

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken, und das Kind

setzte sich damit hinaus in den Hof. Wenn es aber anfang zu essen, so kam die Hausunke aus einer Mauerritze hervor gekrochen,

senkte ihr Köpfchen in die Milch und aß mit. Das Kind hatte seine Freude daran, und wenn es mit seinem Schüsselchen da saß, und die Unke kam nicht

gleich herbei, so rief es ihr zu

»Unke, Unke, komm geschwind,

komm herbei, du kleines Ding,

sollst dein Bröckchen haben,

an der Milch dich laben.«

Da kam die Unke gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zeigte sich auch dankbar, denn sie brachte dem Kind aus ihrem heimlichen Versteck

allerlei schöne Dinge, glänzende Steine, Perlen und goldene Spielsachen. Die Unke trank aber nur Milch und ließ die Brocken liegen.

Da nahm das Kind einmal sein Löffelchen, schlug ihr damit sanft auf den Kopf und sagte »Ding, iß auch Brocken.« Die Mutter, die in der Küche

stand, hörte daß das Kind mit jemand sprach, und als sie sah daß es mit seinem Löffelchen nach einer Unke schlug, so lief sie mit einem

Scheit Holz heraus und tötete das gute Tier.

Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, so lange die Unke mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden,

jetzt aber verlor es seine schönen roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing in der Nacht der Totenvogel an zu schreien,

und das Rotkehlchen sammelte Zweiglein und Blätter zu einem Totenkranz, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.

II.

Ein Waisenkind saß an der Stadtmauer und spann, da sah es eine Unke aus einer Öffnung unten an der Mauer hervor kommen.

Geschwind breitete es sein blau seidenes Halstuch neben sich aus, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Alsobald die

Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann

wieder fort. Das Mädchen nahm die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldspinnst. Nicht lange, so kam die Unke zum zweitenmal

wieder: wie sie aber die Krone nicht mehr sah, kroch sie an die Wand und schlug vor Leid ihr Köpfchen so lange dawider, als sie
 nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich tot da lag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Unke hätte wohl noch mehr von
 ihren Sätzen aus der Höhle herbeigetragen.

III.

Unke ruft »huhu, huhu.« Kind spricht »komm herut.« Die Unke kommt hervor, da fragt das Kind nach seinem Schwesterchen
 »hast du Rotsümpfchen nicht gesehen?« Unke sagt »ne, ik og nit: wie du denn? huhu, huhu, huhu.«

Der arme Müllerbursch und das Kätzchen.

In einer Mühle lebte ein alter Müller, der hatte weder Frau noch Kinder, und drei Müllerburschen dienten bei ihm. Wie sie nun etliche Jahre bei ihm gewesen waren, sagte er eines Tags zu ihnen »ich bin alt, und will mich hinter den Ofen setzen: zieh aus, und wer mir das beste Pferd nach Haus bringt, dem will ich die Mühle geben, und er soll mich dafür bis an meinen Tod verpflegen.« Der dritte von den Burschen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gönnten sie die Mühle nicht; und er wollte sie hernach nicht einmal. Da zogen alle drei mit einander aus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernem Hans »du kannst nur hier bleiben, du kriegst dein Lebtag keinen Gaul.« Hans aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, da hinein legten sie sich schlafen. Die zwei Klugen warteten bis Hans eingeschlafen war, dann stiegen sie auf, machten sich fort und ließen Hanschen liegen, und meintens recht fein gemacht zu haben; ja, es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne kam, und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle: er guckte sich überall um und rief »Ach Gott, wo bin ich!« Da erhob er sich und krappelte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte »ich bin hier ganz allein und verlassen, wie soll ich nun zu einem Pferd kommen!« Indem er so in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines buntes Kätzchen, es sprach ganz freundlich »Hans, wo willst du hin!« »Ach, du kannst mir doch nicht helfen.« »Was dein Begehren ist, weiß ich wohl,« sprach das Kätzchen, »du willst einen hübschen Gaul haben. Komm mit mir und sei sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner als du dein Lebtag einen gesehen hast.« »Nun das ist eine wunderliche Katze,« dachte Hans, »aber sehen will ich doch ob das wahr ist was sie sagt.« Da nahm sie ihn mit in ihr verwünschtes Schloßchen und hatte da lauter Kätzchen, die ihr dienten: diesprangen flink die Treppe auf und ab, waren lustig und guter Dinge. Abends, als sie sich zu Tisch setzten, mußten drei Musik machen: eins strich den Baß, das andere die Geige, das dritte setzte die Trompete an und blies die Backen auf so sehr es nur konnte. Als sie gegessen hatten, wurde der Tisch weggetragen, und die Katze sagte »nun komm, Hans, und tanze mit mir.« »Nein,« antwortete er, »mit einer Miezkatze tanze ich nicht, das habe ich noch niemals getan.« »So bringt ihn ins Bett« sagte sie zu den Kätzchen. Da leuchtete ihm eins in seine schlafkammer, eins zog ihm die schuhe aus, eins die trümpfe und zuletzt blies eins das Licht aus. Am andern Morgen kamen sie wieder und halfen ihm aus dem Bett: eins zog ihm die trümpfe an, eins band ihm die schuhpfänder, eins holte die schuhe, eins wusch ihn und eins trocknete ihm mit dem schwanz das gesicht ab. »Das tut recht sanft« sagte Hans. Er mußte aber auch der Katze dienen und alle Tage Holz klein machen; dazu kriegte er eine Axt von Silber, und die Keile und Säge

von Silber, und der Schläger war von Kupfer. Nun, da machte ers klein, blieb da im Haus, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber
 niemand als die bunte Katze und ihr Besinde. Einmal sagte sie zu ihm »geh hin und mähe meine Wiese, und mache das Gras trocken,« und gab
 ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Kätzstein, hieß ihn aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging Hans hin und tat was ihm
 geheißn war; nach vollbrachter Arbeit trug er Sense, Kätzstein und Heu nach Haus, und fragte ob sie ihm noch nicht seinen Lohn geben
 wollte. »Nein,« sagte die Katze, »du sollst mir erst noch einerlei tun, da ist Bauholz von Silber, Zimmeraxt, Winkeleisen und was
 nötig ist, alles von Silber, daraus bäue mir erst ein kleines Häuschen.« Da bäute Hans das Häuschen fertig und sagte er hätte nun alles
 getan, und hätte noch kein Pferd. Doch waren ihm die sieben Jahre herumgegangen wie ein halbes. Fragte die Katze ob er ihre Pferde sehen
 wollte? »Ja« sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf, und weil sie die Türe so aufmacht, da stehen zwölf Pferde, ach, die waren
 gewesen ganz stolz die hatten geblänkt und gespiegelt, daß sich sein Hatz im Leibe darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken
 und sprach »geh heim, dein Pferd geb ich dir nicht mit in drei Tagen aber komm ich und bringe dirs nach.« Also machte Hans sich auf, und sie
 zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpiges Kittelchen
 behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, so waren die
 beiden andern Müllerburschen auch wieder da: jeder hatte war sein Pferd mitgebracht, aber des einen seins war blind, des andern seins lahm. Sie
 fragten »Hans, wo hast du dein Pferd?« »In drei Tagen wirts nachkommen.« Da lachten sie und sagten »ja du Hans, wo willst du ein Pferd
 herkriegn, das wird was rechtes sein!« Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber er sollte nicht an den Tisch kommen, er wäre so zerrissen
 und schlumpf, man müßte sich schämen, wenn jemand herein käme. Da gaben sie ihm ein bischen Essen hinaus, und wie sie Abends schlafen gingen,
 wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich ins Ganseställchen kriechen und sich auf ein wenig hartes Stroh legen. Am
 Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden, ei, die gahzten, daß es schön war, und
 ein Bedienter, der brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerbursch. Aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Königstochter
 und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine bunte Kätzchen, dem der arme Hans sieben Jahr gedient hatte. Sie fragte
 den Müller wo der Mahlbursch, der Kleinknecht wäre? Da sagte der Müller »den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen
 und liegt im Gärestall.« Da sagte die Königstochter sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus, und er mußte sein Kittelchen
 zusammenpacken, um sich zu bedecken. Da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus, und mußte ihn waschen und adziehen, und wie er fertig war,
 konnte kein König schöner aussehen. Danach verlangte die Jungfrau die Pferde zu sehen, welche die andern Mahlburschen mitgebracht hatten,

eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen: wie der Müller das sah, sprach er so eins wär ihm noch
nicht auf den Hof gekommen; »und das ist für den dritten Mahlbursen« sagte sie. »Da muß er die Mühle haben,« sagte der Müller, die
Königstochter aber sprach da wäre das Pferd, er sollte seine Mühle auch behalten: und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutsche und
fährt mit ihm fort. Sie fahren zuerst nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat, da ist es ein großes Schloß, und
ist alles darin von Silber und Gold; und da hat sie ihn geheiratet, und war er reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Darum soll
keiner sagen daß wer albern ist deshalb nichts rechtes werden könne.

Die beiden Wanderer.

Berg und Tal begegnen sich nicht, wohl aber die Menschenkinder, einmal gute und böse. So kam auch einmal ein Schuster und ein Schneider auf

der Wanderschaft zusammen. Der Schneider war ein kleiner hübscher Kerl und war immer lustig und guter Dinge. Er sah den Schuster von der

andern Seite heran kommen, und da er an seinem Felleisen merkte was er für ein Handwerk trieb, rief er ihm ein Spottliedchen zu,

»nähe mir die Naht,

ziehe mir den Draht,

streich ihn rechts und links mit Pech,

schlag, schlag mir fest den Zweck.«

Der Schuster aber konnte keinen Spaß vertragen, er verzog ein Gesicht, als wenn er Essig getrunken hätte, und machte Miene das Schneiderlein

am Kragen zu packen. Der kleine Kerl fing aber an zu lachen, reichte ihm seine Flasche und sprach »es ist nicht böse gemeint, trink

einmal und schluck die Galle hinunter.« Der Schuster tat einen gewaltigen Schluck, und das Gewitter auf seinem Gesicht fing an sich zu vziehen. Er gab dem

Schneider die Flasche zurück und sprach »ich habe ihr ordentlich gesprochen, man sagt wohl vom vielen Trinken aber nicht vom großen Durst.

Wollen wir zusammen wandern?« »Mir ist's recht,« antwortete der Schneider, »wenn du nur Lust hast in eine große Stadt zu gehen, wo es

nicht an Arbeit fehlt.« »Gerade dahin wollte ich auch,« antwortete der Schuster, »in einem kleinen Nest ist nichts zu verdienen, und auf dem

Land gehen die Leute lieber barfuß.« Sie wanderten also zusammen weiter und setzten immer einen Fuß vor den andern wie die Wiesel im Schnee.

Zeit genug hatten sie beide, aber wenig zu beißen und zu brechen. Wenn sie in eine Stadt kamen, so gingen sie umher und grüßten das

Handwerk, und weil das Schneiderlein so frisch und munter aussah und so hübsche rote Backen hatte, so gab ihm jeder gerne, und

wenn das Glück gut war, so gab ihm die Meistertochter unter der Haustüre auch noch einen Kuls auf den Weg. Wenn er mit dem Schuster wieder zusammen

traf, so hatte er immer mehr in seinem Bündel. Der griesgrämige Schuster schnitt ein schiefes Gesicht und meinte »je größer der Schelm, je größer

das Glück.« Aber der Schneider fing an zu lachen und zu singen, und teilte alles, was er bekam, mit seinem Kameraden. Klingelten nun ein

paar Grochen in seiner Tasche, so ließ er auftragen, schlug vor Freude auf den Tisch daß die Gläser tanzten, und es hieß bei ihm »leicht

verdient und leicht vertan.«

Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen großen Wald, durch welchen der Weg nach der Königsstadt ging. Es führten aber zwei Fußsteige hindurch, davon war der eine sieben Tage lang, der andere nur zwei Tage, aber niemand von ihnen wußte, welcher der kürzere Weg war. Die zwei Wanderer setzten sich unter einen Eichenbaum und rathschlugen wie sie sich vorsehen und für wie viel Tage sie Brot mitnehmen wollten. Der Schuster sagte »man muß weiter denken als man geht, ich will für sieben Tage Brot mitnehmen.« »Was,« sagte der Schneider, »für sieben Tage Brot auf dem Rücken schleppen wie ein Lastthier und sich nicht umhauen? ich halte mich an Gott und kehre mich an nichts. Das Geld, das ich in der Tasche habe, das ist im Sommer so gut als im Winter, aber das Brot wird in der heißen Zeit trocken und obendrein schimmelig. Mein Rock geht auch nicht länger als auf die Knöchel. Warum sollen wir den richtigen Weg nicht finden? Für zwei Tage Brot und damit gut.« Es kaufte sich also ein jeder sein Brot, und dann gingen sie auf gut Glück in den Wald hinein. In dem Wald war es so still wie in einer Kirche. Kein Wind wehte, kein Bach rauschte, kein Vogel sang, und durch die dichtbelaubten Äste drang kein Sonnensahl. Der Schuster sprach kein Wort, ihn drückte das schwere Brot auf dem Rücken, daß ihm der Schweiß über sein verdrießliches und finstres Gesicht herabfloß. Der Schneider aber war ganz munter, sprang daher, piff auf einem Blatt oder sang ein Liedchen, und dachte »Gott im Himmel muß sich freuen daß ich so lustig bin.« Zwei Tage ging das so fort, aber als am dritten Tag der Wald kein Ende nehmen wollte, und der Schneider sein Brot aufgegessen hatte, so fiel ihm das Herz doch eine Elle tiefer herab: indessen verlor er nicht den Mut, sondern verließ sich auf Gott und auf sein Glück. Den dritten Tag legte er sich Abends hungig unter einen Baum und stieg den andern Morgen hungig wieder auf. So ging es auch den vierten Tag, und wenn der Schuster sich auf einen gestürzten Baum setzte, und seine Mahlzeit verzehrte, so blieb dem Schneider nichts als das Zusehen. Bat er um ein Stückchen Brot, so lachte der andere höhnisch und sagte »du bist immer so lustig gewesen, da kannst du auch einmal versuchen wies tut wenn man lustig ist: die Vögel, die Morgens zu früh singen, die stößt Abends der Habicht,« kurz, er war ohne Barmherzigkeit. Aber am fünften Morgen konnte der arme Schneider nicht mehr aufstehen und vor Mattigkeit kaum ein Wort herausbringen; die Backen waren ihm weiß und die Augen rot. Da sagte der Schuster zu ihm »ich will dir heute ein Stück Brot geben, aber dafür will ich dir dein rechtes Auge ausstechen.« Der unglückliche Schneider, der doch gerne sein Leben erhalten wollte, konnte sich nicht anders helfen: er weinte noch einmal mit beiden Augen und hielt sie dann hin, und der Schuster, der ein Herz von Stein hatte, stach ihm mit einem scharfen Messer das rechte Auge aus. Dem Schneider kam in den Sinn was ihm sonst seine Mutter gesagt hatte, wenn er in der Speisekammer genächt hatte »essen so viel man mag, und leiden was man muß.« Als er sein teuer bezahltes Brot verzehrt hatte, machte er sich wieder auf die Beine, vergaß sein Unglück und tröstete sich damit daß er mit einem Auge noch immer genug sehen könnte. Aber am sechsten Tag

meldete sich der Hunger aufs neue und zehrte ihm fast das Herz auf. Er fiel Abends bei einem Baum nieder, und am siebenten Morgen konnte er sich vor Mattigkeit nicht erheben, und der Tod saß ihm im Nacken. Da sagte der Schuster »ich will Barmherzigkeit ausüben und dir nochmals Brot geben; umsonst bekommst du es nicht, ich steche dir dafür das andere Auge noch aus.« Da erkannte der Schneider sein leichtsinniges Leben, bat den lieben Gott um Verzeihung und sprach »Tue was du mußt, ich will leiden was ich muß; aber bedenke daß unser Herrgott nicht jeden Augenblick richtet und daß eine andere Stunde kommt, wo die böse Tat vergolten wird, die du an mir verübst und die ich nicht an dir verdient habe. Ich habe in guten Tagen mit dir geteilt was ich hatte. Mein Handwerk ist der Art daß Stich muß Stich vertreiben. Wenn ich keine Augen mehr habe, und nicht mehr nähen kann, so muß ich betteln gehen. Laß mich nur, wenn ich blind bin, hier nicht allein liegen, sonst muß ich verschmachten.« Der Schuster aber, der Gott aus seinem Herzen vertrieben hatte, nahm das Messer und stach ihm noch das linke Auge aus. Dann gab er ihm ein Stück Brot zu essen, reichte ihm einen Stock und führte ihn hinter sich her.

Als die Sonne unterging, kamen sie aus dem Wald, und vor dem Wald auf dem Feld stand ein Galgen. Dahin leitete der Schuster den blinden Schneider, ließ ihn dann liegen und ging seiner Wege. Vor Müdigkeit, Schmerz und Hunger schief der Unglückliche ein und schief die ganze Nacht. Als der Tag dämmerte, erwachte er, wußte aber nicht wo er lag. An dem Galgen hingen zwei arme Sünder, und auf dem Kopfe eines jeden saß eine Krähe. Da fing der eine an zu sprechen »Brüder, wachst du?« »Ja, ich wache« antwortete der zweite. »So will ich dir etwas sagen,« fing der erste wieder an, »der Tau der heute Nacht über uns vom Galgen herabgefallen ist, der gibt jedem, der sich damit wäscht, die Augen wieder. Wenn das die Blinden wüßten, wie mancher könnte sein Gesicht wieder haben, der nicht glaubt daß das möglich sei.« Als der Schneider das hörte, nahm er sein Taschentuch, drückte es auf das Gras, und als es mit dem Tau befeuchtet war, wusch er seine Augenhöhlen damit. Als bald ging in Erfüllung was der Gehenkte gesagt hatte, und ein paar frische und gesunde Augen füllten die Höhlen. Es dauerte nicht lange, so sah der Schneider die Sonne hinter den Bergen aufsteigen: vor ihm in der Ebene lag die große Königsstadt mit ihren prächtigen Toren und hundert Türmen, und die goldenen Knöpfe und Kreuz, die auf den Spitzen standen, fingen an zu glühen. Er unterschied jedes Blatt an den Bäumen, erblickte die Vögel, die vorbei flogen, und die Mücken, die in der Luft tanzten. Er holte eine Nähnadel aus der Tasche, und als er den Zwirn einfädeln konnte, so gut als er es je gekonnt hatte, so sprang sein Herz vor Freude. Er warf sich auf seine Knie, dankte Gott für die erwiesene Gnade und sprach seinen Morgensegen: er vergaß auch nicht für die armen Sünder zu bitten, die da hingen, wie der Schwengel in der Glocke, und die der Wind aneinander schlug. Dann nahm er seinen Bündel auf den Rücken, vergaß bald das aufgestandene Verzeleid und ging unter Singen und Pfeifen weiter.

Das erste was ihm begegnete, war ein braunes Füllen, das frei im Felde herum sprang. Er packte es an der Mähne, wollte sich aufschwingen und in die

Stadt reiten. Das Füllen aber bat um seine Freiheit: »ich bin noch zu jung,« sprach es, »auch ein leichter Schneider wie du bricht mir den

Rücken entzwei, laß mich laufen bis ich stark geworden bin. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ich dir lohnen kann.« »Lauf hin,« sagte der

Schneider, »ich sehe du bist auch so ein Springinsfeld.« Er gab ihm noch einen Hieb mit der Gerte über den Rücken, daß es vor Freude mit

den Hinterbeinen auslug, über Hecken und Gräben setzte und in das Feld hinein jagte.

Aber das Schneiderlein hatte seit gestern nichts gegessen. »Die Sonne,« sprach er, »füllt mir war die Augen, aber das Brot nicht den Mund. Das erste

was mir begegnet und halbweg genießbar ist, das muß herhalten.« Indem schritt ein Storch ganz ernsthaft über die Wiese daher. »Halt, halt,« rief der

Schneider und packte ihn am Bein, »ich weiß nicht ob du genießen bist, aber mein Hunger erlaubt mir keine lange Wahl, ich muß dir den

Kopf abschneiden und dich braten.« »Tue das nicht,« antwortete der Storch, »ich bin ein heiliger Vogel, dem niemand ein Leid

zufügt, und der den Menschen großen Nutzen bringt. Läßt du mir mein Leben, so kann ich dir ein andermal vergelten.« »So zieh ab,

Vetter Langbein« sagte der Schneider. Der Storch erhob sich, ließ die langen Beine hängen und flog gemächlich fort.

»Was soll daraus werden?« sagte der Schneider zu sich selbst, »mein Hunger wird immer größer und mein Magen immer leerer. Was mir jetzt in den

Weg kommt, das ist verloren.« Indem sah er auf einem Teich ein paar junge Enten daher schwimmen. »Ihr kommt ja wie gerufen,« sagte er,

packte eine davon, und wollte ihr den Hals umdrehen. Da fing eine alte Ente, die in dem Schilf steckte, laut an zu kreischen, schwamm mit

angesperrtem Schnabel herbei und bat ihn flehentlich sich ihrer lieben Kinder zu erbarmen. »Denkst du nicht,« sagte sie, »wie deine Mütter jammern

würde, wenn dich einer wegholen und dir den Garaus machen wollte.« »Sei nur still,« sagte der gutmütige Schneider, »du sollst deine Kinder

behalten,« und setzte die Gefangene wieder ins Wasser.

Als er sich umkehrte, stand er vor einem alten Baum, der halb hohl war, und sah die wilden Bienen aus- und einfliegen. »Da finde ich gleich

den Lohn für meine gute Tat« sagte der Schneider, »der Honig wird mich laben.« Aber der Weisel kam heraus, drohte und sprach »wenn du mein

Volk anrührst und mein Nest störst, so sollen dir unsere Stacheln wie hntausend glühende Nadeln in die Haut fahren. Läßt du uns aber in

Ruhe und gehst deiner Wege, so wollen wir dir ein andermal dafür einen Dienst leisten.«

Das Schneiderlein sah daß auch hier nichts anzufangen war. »Drei Schüsseln leer,« sagte er, »und auf der vierten nichts, das ist eine schlechte Mahlzeit.« Er

schleppte sich also mit seinem ausgehungerten Magen in die Stadt, und da es eben zu Mittag läutete, so war für ihn im Gasthaus schon

gekocht und er konnte sich gleich zu Tisch setzen. Als er satt war, sagte er »nun will ich auch arbeiten.« Er ging in der Stadt umher, suchte

einen Meister und fand auch bald ein gutes Unterkommen. Da er aber sein Handwerk von Grund aus gelernt hatte, so dauerte es nicht lange, er ward berühmt, und jeder wollte seinen neuen Rock von dem kleinen Schneider gemacht haben. Alle Tage nahm sein Ansehen zu. »Ich kann in meiner Kunst nicht weiter kommen,« sprach er, »und doch gehts jeden Tag besser.« Endlich bestellte ihn der König zu seinem Hofschneider. Aber wies in der Welt geht. An demselben Tag war sein ehemaliger Kamerad, der Schuster, auch Hofschuster geworden. Als dieser den Schneider erblickte und sah daß er wieder zwei gesunde Augen hatte, so peinigte ihn das Gewissen. »Ehe er Rache an mir nimmt,« dachte er bei sich selbst, »müß ich ihm eine Grube graben.« Wer aber andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Abends, als er Feierabend gemacht hatte, und es dämmerig geworden war, schlich er sich zu dem König und sagte »Herr König, der Schneider ist ein übermütiger Mensch, und hat sich vermessen er wollte die goldene Krone wieder herbei schaffen, die vor alten Zeiten ist verloren gegangen.« »Das sollte mir lieb sein,« sprach der König, ließ den Schneider am andern Morgen vor sich fordern und befahl ihm die Krone wieder herbei zu schaffen, oder für immer die Stadt zu verlassen. »Oho,« dachte der Schneider, »ein Schelm gibt mehr als er hat. Wenn der murrköpfige König von mir verlangt was kein Mensch leisten kann, so will ich nicht warten bis morgen, sondern gleich heute wieder zur Stadt hinaus wandern.« Er schnürte also sein Bündel, als er aber aus dem Tor heraus war, so tat es ihm doch leid daß er sein Glück aufgeben und die Stadt, in der es ihm so wohl gegangen war, mit dem Rücken ansehen sollte. Er kam zu dem Teich, wo er mit den Enten Bekanntschaft gemacht hatte, da saß gerade die Alte, der er ihre Jungen gelassen hatte, am Ufer und nutzte sich mit dem Schnabel. Sie erkannte ihn gleich, und fragte warum er den Kopf so hängen lasse. »Du wirst dich nicht wundern, wenn du hörst was mir begegnet ist,« antwortete der Schneider und erzählte ihr sein Schicksal. »Wenns weiter nichts ist,« sagte die Ente, »da können wir Rat schaffen. Die Krone ist ins Wasser gefallen und liegt unten auf dem Grund, wie bald haben wir sie wieder heraufgeholt. Breite nur derweil dein Taschentuch ans Ufer aus.« Sie tauchte mit ihren zwölf Jungen unter, und nach fünf Minuten war sie wieder oben und saß mitten in der Krone, die auf ihren Fittigen ruhte, und die zwölf Jungen schwammen rund herum, hatten ihre Schnäbel untergelegt und halfen tragen. Sie schwammen ans Land und legten die Krone auf das Tuch. Du glaubst nicht wie prächtig die Krone war, wenn die Sonne darauf schien, so glänzte sie wie hunderttausend Karfunkelsteine. Der Schneider band sein Tuch mit den vier Zipfeln zusammen und trug sie zum König, der in einer Freude war und dem Schneider eine goldene Kette um den Hals hing. Als der Schuster sah daß der eine Streich misslungen war, so besann er sich auf einen zweiten, trat vor den König und sprach »Herr König, der Schneider ist wieder so übermütig geworden, er vermißt sich das ganze königliche Schloß mit allem was darin ist, los und fest, innen und außen, in Wachs abzubilden.« Der König ließ den Schneider kommen und befahl ihm das ganze königliche Schloß mit allem was darin wäre,

los und fest, innen und außen, in Wachs abzubilden und wenn er es nicht zu Stande brächte, oder es fehlte nur ein Nagel an der Wand,
so sollte er zeitlebens unter der Erde gefangen sitzen. Der Schneider dachte »es kommt immer ärger, das hält kein Mensch aus,« warf sein
Bündel auf den Rücken und wanderte fort. Als er an den hohlen Baum kam, setzte er sich nieder und ließ den Kopf hängen. Die Bienen kamen heraus
geflogen, und der Weisel fragte ihn ob er einen steifen Hals hätte, weil er den Kopf so schief hielt. »Ach nein,«
antwortete der Schneider, »mich drückt etwas anderes,« und erzählte was der König von ihm gefordert hatte. Die Bienen fingen an unter einander zu
summen und zu brummen, und der Weisel sprach »geh nur wieder nach Haus, komm aber Morgen um diese Zeit wieder und bring ein großes
Tuch mit, so wird alles gut gehen.« Da kehrte er wieder um, die Bienen aber flogen nach dem königlichen Schloß, geradezu in die offenen
Fenster hinein, krochen in allen Ecken herum und besahen alles aufs genaueste. Dann liefen sie zurück und bildeten das Schloß in Wachs nach mit
einer solchen Geschwindigkeit, daß man meinte es wüchse einem vor den Augen. Schon am Abend war alles fertig, und als der Schneider am
folgenden Morgen kam, so stand das ganze prächtige Gebäude da, und es fehlte kein Nagel an der Wand und keineiegel auf dem Dach;
dabei war es zart und schneeweiß, und roch süß wie Honig. Der Schneider packte es vorsichtig in sein Tuch und brachte es dem König,
der aber konnte sich nicht genug verwundern, stellte es in seinem größten Saal auf und schenkte dem Schneider dafür ein großes steinernes Haus.
Der Schuster aber ließ nicht nach, ging zum drittenmal zu dem König und sprach »Herr König, dem Schneider ist zu Ohren gekommen daß auf
dem Schloßhof kein Wasser springen will, da hat er sich vermessen es solle mitten im Hof mannhoch aufsteigen und hell sein wie
Kry stall.« Da ließ der König den Schneider herbei holen und sagte »wenn nicht Morgen ein Strahl von Wasser in meinem Hof
springt, wie du versprochen hast, so soll dich der Scharfrichter auf demselben Hof um einen Kopf kürzer machen.« Der arme Schneider
besann sich nicht lange und eilte um Tore hinaus, und weil es ihm diesmal ans Leben gehen sollte, so rollten ihm die Tränen über die Backen
herab. Indem er so voll Trauer dahin ging, kam das Füllen herabgesprungen, dem er einmal die Freiheit geschenkt hatte, und aus dem ein hübscher
Brauner geworden war. »Jetzt kommt die Stunde,« sprach er zu ihm, »wo ich dir deine Guttat vergelten kann. Ich weiß schon was dir fehlt, aber
es soll dir bald geholfen werden, sitz nur auf, mein Rücken kann deiner zwei tragen.« Dem Schneider kam das Herz wieder, er sprang in einem
Satz auf, und das Pferd rennte in vollem Lauf zur Stadt hinein und geradezu auf den Schloßhof. Da jagte es dreimal rund herum, schnell wie der
Blitz und beim drittenmal stürzte es nieder. In dem Augenblick aber krachte es furchtbar: ein Stück Erde sprang in der Mitte des Hofes wie
eine Kugel in die Luft und über das Schloß hinaus, und gleich dahinter her erhob sich ein Strahl von Wasser so hoch wie Mann und Pferd, und das
Wasser war so rein wie Kry stall, und die Sonnensahlen fingen an darauf zu tanzen. Als der König das sah, stand er vor Verwunderung

5, er - w - t e z e n R e b l e n g e n .
auf, ging und umarmte das Schneiderlein im Angesicht aller Menschen.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Der König hatte Töchter genug, eine immer schöner als die andere, aber keinen Sohn. Da begab sich der

boshafte Schuster im viertenmal zu dem Könige, und sprach »Herr König, der Schneider läßt nicht ab von seinem Übermut. Jetzt hat er sich

vermessen, wenn er wolle, so könne er dem Herrn König einen Sohn durch die Lüfte herbei tragen lassen.« Der König ließ den

Schneider rufen und sprach »wenn du mir binnen neun Tagen einen Sohn bringen läßt, so sollst du meine älteste Tochter zur Frau haben.«

»Der Lohn ist freilich groß,« dachte das Schneiderlein, »da täte man wohl ein übriges, aber die Kirschen hängen mir zu hoch: wenn ich

danach steige, so bricht unter mir der Ast, und ich falle herab.« Er ging nach Haus, setzte sich mit unerschlagenen Beinen auf seinen Arbeitstisch

und bedachte sich was zu tun wäre. »Es geht nicht,« rief er endlich aus, »ich will fort, hier kann ich doch nicht in Ruhe leben.« Er schnürte sein Bündel und

eilte zum Tore hinaus. Als er auf die Wiesen kam, erblickte er seinen alten Freund, den Storch, der da, wie ein Weltweiser, auf und abging,

zuweilen still stand, einen Frohn in nähere Betrachtung nahm und ihn endlich verschluckte. Der Storch kam heran und begrüßte ihn. »Ich sehe,« hub

er an, »du hast deinen Razzen auf dem Rücken, warum willst du die Stadt verlassen?« Der Schneider erzählte ihm was der König von ihm verlangt hatte

und er nicht erfüllen konnte, und jammerte über sein Misgeschick. »Laß dir darüber keine grauen Haare wachsen,« sagte der Storch, »ich will dir aus der

Not helfen. Schon lange bringe ich die Wickelkinder in die Stadt, da kann ich auch einmal einen kleinen Prinzen aus dem Brunnen holen.

Geh heim und verhalte dich ruhig. Heut über neun Tage begib dich in das königliche Schloß, da will ich kommen.« Das Schneiderlein

ging nach Haus und war zu rechter Zeit in dem Schloß. Nicht lange, so kam der Storch heran, geflogen und klopfte ans Fenster. Der

Schneider öffnete ihm, und Vetter Langbein stieg vorsichtig herein und ging mit gravitätischen Schritten über den glatten Marmorboden; er

hatte aber ein Kind in Schnabel, das schön wie ein Engel, und seine Händchen nach der Königin ausstreckte. Er legte es ihr auf der Schoß,

und sie verzte und küßte es, und war vor Freude außer sich. Der Storch nahm, bevor er wieder wegflieg, seine Reisetasche von der Schulter herab

und überreichte sie der Königin. Es steckten Tüten darin mit bunten Zuckererbsen, sie wurden unter die kleinen Prinzessinnen verteilt. Die älteste

aber erhielt nichts, sondern bekam den lustigen Schneider zum Mann. »Es ist mir geradeso,« sprach der Schneider, »als wenn ich das große Loos

gewonnen hätte. Meine Mutter hatte doch recht, die sagte immer, wer auf Gott vertraut und nur Glück hat, dem kanns nicht fehlen.«

Der Schuster mußte die Schuhe machen, in welchen das Schneiderlein auf dem Hochzeitfest verzte, hernach ward ihm befohlen die Stadt auf immer zu

verlassen. Der Weg nach dem Wald führte ihn zu dem Galgen. Von Zorn, Wüt und der Hitze des Tages ermüdet, warf er sich nieder. Als er die Augen

schloß und schlafen wollte, stürzten die beiden Krähen von den Köpfen der Gehenken mit lautem Geschrei herab und hackten ihm die Augen

aus. Unsinnig rannte er in den Wald und muß darin verschnachtet sein, denn es hat ihn niemand wieder gesehen oder etwas von ihm gehört.

Hans mein Igel.

Es war einmal ein Bauer, der hatte Geld und Gut genug, aber wie reich er war, so fehlte doch etwas an seinem Glück: er hatte mit seiner Frau keine Kinder. Öfters, wenn er mit den andern Bauern in die Stadt ging, spotteten sie und fragten warum er keine Kinder hätte. Da ward er endlich zornig, und als er nach Haus kam, sprach er »ich will ein Kind haben, und sollts ein Igel sein.« Da kriegte seine Frau ein Kind, das war oben ein Igel und unten ein Junge, und als sie das Kind sah, erschrak sie und sprach »siehst du, du hast uns verwünscht.« Da sprach der Mann »was kann das alles helfen, getauft muß der Junge werden, aber wir können keinen Gevätter dazu nehmen.« Die Frau sprach »wir können ihn auch nicht anders taufen als Hans mein Igel.« Als er getauft war, sagte der Pfarrer »der kann wegen seiner Stacheln in kein ordentlich Bett kommen.« Da ward hinter dem Ofen ein wenig Stroh zurecht gemacht und Hans mein Igel darauf gelegt. Er konnte auch an der Mutter nicht trinken, denn er hätte sie mit seinen Stacheln gestochen. So lag er da hinter dem Ofen acht Jahre, und sein Vater war ihn müde und dachte wenn er nur stürbe; aber er starb nicht, sondern blieb da liegen. Nun trug es sich zu, daß in der Stadt ein Markt war, und der Bauer wollte hin gehen, da fragte er seine Frau, was er ihr sollte mitbringen. »Ein wenig Fleisch und ein paar Wecké, was zum Haushalt gehört« sprach sie. Darauf fragte er die Magd, die wollte ein paar Toffeln und Wicckelrümpe. Endlich sagte er auch »Hans mein Igel, was willst du denn haben?« »Väterchen,« sprach er, »bring mir doch einen Duddelsack mit.« Wie nun der Bauer wieder nach Haus kam, gab er der Frau, was er ihr gekauft hatte, Fleisch und Wecke, dann gab er der Magd die Toffeln und die Wicckelrümpe, endlich ging er hinter den Ofen und gab dem Hans mein Igel den Duddelsack. Und wie Hans mein Igel den Duddelsack hatte, sprach er »Väterchen, geht doch vor die Schmiede und laßt mir meinen Göckelhahn beschlagen, dann will ich fortreiten und will nimmermehr wiederkommen.« Da war der Vater froh daß er ihn los werden sollte, und ließ ihm den Hahn beschlagen, und als er fertig war, setzte sich Hans mein Igel darauf, ritt fort, nahm auch Schweine und Esel mit, die wollt er draußen im Walde hüten. Im Wald aber mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum fliegen, da saß er und hütete die Esel und Schweine, und saß lange Jahre bis die Heerde ganz groß war, und wußte sein Vater nichts von ihm. Wenn er aber auf dem Baum saß, blies er seinen Duddelsack und machte Musik, die war sehr schön. Einmal kam ein König vorbeigefahren, der hatte sich verirrt, und hörte die Musik: da verwunderte er sich darüber und schickte seinen Bedienten hin, er sollte sich einmal umgucken wo die Musik herkäme. Er guckte sich um, sah aber nichts als ein kleines Tier auf dem Baum oben sitzen, das war wie ein Göckelhahn, auf dem ein Igel saß, und der machte die Musik. Da sprach der König zum Bedienten er sollte fragen warum er da säße,

und ob er nicht wüßte wo der Weg in sein Königreich ginge. Da stieg Hans mein Igel vom Baum und sprach er wollte den Weg
 zeigen, wenn der König ihm wollte verschreiben und versprechen was ihm zuerst begegnete am königlichen Hofe, sobald er nach Haus
 käme. Da dachte der König »das kann ich leicht tun, Hans mein Igel versteht doch nicht, und ich kann schreiben was ich will.« Da nahm der
 König Feder und Tinte und schrieb etwas auf, und als es geschehen war, zeigte ihm Hans mein Igel den Weg und er kam glücklich nach Haus.
 Seine Tochter aber, wie sie ihn von weitem sah, war so voll Freuden, daß sie ihm entgegen lief und ihn küßte. Da gedachte er an Hans mein
 Igel und erzählte ihr wie es ihm gegangen wäre, und daß er einem wunderlichen Tier hätte verschreiben sollen was ihm daheim zuerst begegnen
 würde, und das Tier hätte auf einem Hahn wie auf einem Pferde gesessen und schöne Musik gemacht; er hätte aber geschrieben es sollte nicht haben,
 denn Hans mein Igel könnt es doch nicht lesen. Darüber war die Prinzessin froh und sagte das wäre gut, denn sie wäre doch nimmermehr
 hingegangen.

Hans mein Igel aber hütete die Esel und Schweine, war immer lustig, saß auf dem Baum und blies auf seinem Dudelsack. Nun geschah es, daß ein anderer
 König gefahren kam mit seinen Bedienten und Laufert, und hatte sich verirrt, und wußte nicht wieder nach Haus zu kommen, weil der Wald so
 groß war. Da hörte er gleichfalls die schöne Musik von weitem und sprach zu seinem Laufert was das wohl wäre, er sollte einmal zusehen.
 Da ging der Laufert hin unter den Baum und sah den Gockelhahn sitzen und Hans mein Igel oben drauf. Der Laufert fragte ihn was er da oben
 vorhätte. »Ich hüte meine Esel und Schweine; aber was ist euer Begehren?« Der Laufert sagte sie hätten sich verirrt und könnten nicht wieder
 ins Königreich, ob er ihnen den Weg nicht zeigen wollte. Da stieg Hans mein Igel mit dem Hahn vom Baum herunter, und sagte zu dem
 alten König er wolle ihm den Weg zeigen, wenn er ihm zu eigen geben wollte was ihm zu Haus vor seinem königlichen Schlosse das
 erste begegnen würde. Der König sagte »ja,« und unterschrieb sich dem Hans mein Igel, er sollte es haben. Als das geschehen war, ritt er auf dem
 Gockelhahn voraus und zeigte ihm den Weg, und gelangte der König glücklich wieder in sein Reich. Wie er auf den Hof kam, war große
 Freude darüber. Nun hatte er eine einzige Tochter, die war sehr schön, die lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn und freute sich daß ihr
 alter Vater wieder kam. Sie fragte ihn auch wo er so lange in der Welt gewesen wäre, da erzählte er ihr er hätte sich verirrt und wäre
 beinahe gar nicht wieder gekommen, aber als er durch einen großen Wald gefahren wäre, hätte einer, halb wie ein Igel, halb wie
 ein Mensch, rittlings auf einem Hahn in einem hohen Baum gesessen, und schöne Musik gemacht, der hätte ihm fortgeholfen und den Weg
 gezeigt, er aber hätte ihm dafür versprochen was ihm am königlichen Hofe zuerst begegnete, und das wäre sie, und das täte ihm nun
 so leid. Da versprach sie ihm aber sie wollte gerne mit ihm gehen wann er käme, ihrem alten Vater zu Liebe.

Hans mein Igel aber hütete seine Schweine, und die Schweine bekamen wieder Schweine, und wurden ihrer so viel, daß der ganze Wald voll war. Da wollte Hans mein Igel nicht länger im Walde leben, und ließ seinem Vater sagen sie sollten alle Ställe im Dorf räumen, denn er käme mit einer so großen Heerde, daß jeder schlachten könnte, der nur schlachten wollte. Da war sein Vater betrübt, als er das hörte, denn er dachte Hans mein Igel wäre schon lange gestorben. Hans mein Igel aber setzte sich auf seinen Göckelhahn, trieb die Schweine vor sich her ins Dorf, und ließ schlachten; hul da war ein Gemetzel und ein Hacken, daß mans zwei Stunden weit hören konnte. Danach sagte Hans mein Igel »Väterchen, laßt mir meinen Göckelhahn noch einmal vor der Schmiede beschlagen, dann reit ich fort und komme mein Lebtag nicht wieder.« Da ließ der Vater den Göckelhahn beschlagen und war froh daß Hans mein Igel nicht wieder kommen wollte.

Hans mein Igel ritt fort in das erste Königreich, da hatte der König befohlen wenn einer käme auf einem Hahn geritten, und hätte einen Dudelsack bei sich, dann sollten alle auf ihn schießen, häuen und stechen, damit er nicht ins Schloß käme. Als nun Hans mein Igel daher geritten kam, drangen sie mit den Bajonetten auf ihn ein, aber er gab dem Hahn die Sporn, flog auf, über das Tor hin vor des Königs Fenster, ließ sich da nieder, und rief ihm zu er sollt ihm geben was er ersprochen hätte, sonst so wollt er ihm und seiner Tochter das Leben nehmen. Da gab der König seiner Tochter gute Worte, sie möchte zu ihm hinaus gehen, damit sie ihm und sich das Leben rettete. Da zog sie sich weiß an, und ihr Vater gab ihr einen Wagen mit sechs Pferden und herrliche Bedienten, Geld und Gut. Sie setzte sich ein, und Hans mein Igel mit seinem Hahn und Dudelsack neben sie, dann nahmen sie Abschied und zogen fort, und der König dachte er kriegte sie nicht wieder zu sehen. Es ging aber anders als er dachte, denn als sie ein Stück Wegs von der Stadt waren, da zog ihr Hans mein Igel die schönen Kleider aus, und stach sie mit seiner Igelhaut bis sie ganz blutig war, sagte »das ist der Lohn für eure Faltheit, geh hin, ich will dich nicht,« und jagte sie damit nach Haus, und war sie beschimpft ihr Lebtag.

Hans mein Igel aber ritt weiter auf seinem Göckelhahn und mit seinem Dudelsack nach dem zweiten Königreich, wo er dem König auch den Weg gezeigt hatte. Der aber hatte bestellt, wenn einer käme, wie Hans mein Igel, sollten sie das Gewehr präsentieren, ihn frei hereinführen, Vivat rufen, und ihn ins königliche Schloß bringen. Wie ihn nun die Königstochter sah, war sie erschrocken, weil er doch gar zu wunderbar aussah, sie dachte aber es wäre nicht anders, sie hätte es ihrem Vater ersprochen. Da ward Hans mein Igel von ihr bewillkommt, und ward mit ihr vermählt, und er mußte mit an die königliche Tafel gehen, und sie setzte sich zu seiner Seite, und sie aßen und tranken. Wies nun Abend ward, daß sie wollten schlafen gehen, da fürchtete sie sich sehr vor seinen Stacheln: er aber sprach, sie sollte sich nicht fürchten, es geschähe ihr kein Leid, und sagte zu dem alten König, er sollte vier Mann bestellen, die sollten wachen vor der Kammertüre und ein großes Feuer

anmachen, und wann er in die Kammer einginge und sich ins Bett legen wollte, würde er aus seiner Igelshaut herauskriechen und sie vor dem Bett liegen lassen: dann sollten die Männer hurtig hertspringen und sie ins Feuer werfen, auch dabei bleiben, bis sie vom Feuer verzehrt wäre. Wie die Glocke nun elfe schlug, da ging er in die Kammer, streifte die Igelshaut ab, und ließ sie vor dem Bette liegen: da kamen die Männer und holten sie geschwind und warfen sie ins Feuer; und als sie das Feuer verzehrt hatte, da war er erlöst, und lag da im Bett ganz als ein Mensch gestaltet, aber er war kohlstwarz wie gebrannt. Der König schickte zu seinem Arzt, der wusch ihn mit guten Salben und balsamierte ihn, da ward er weiß, und war ein schöner junger Herr. Wie das die Königstochter sah, war sie froh, und am andern Morgen stiegen sie mit Freuden auf, aßen und tranken, und ward die Vermählung erst recht gefeiert, und Hans mein Igel bekam das Königreich von dem alten

König.

Wie etliche Jahre herum waren, fuhr er mit seiner Gemahlin zu seinem Vater und sagte er wäre sein Sohn; der Vater aber sprach er hätte keinen, er hätte nur einen gehabt, der wäre aber wie ein Igel mit Stacheln geboren worden, und wäre in die Welt gegangen. Da gab er sich zu erkennen, und der alte Vater freute sich und ging mit ihm in sein Königreich.

Mein Märchen ist aus,

und geht vor Güstchen sein Haus.

erwurdh.

Das Totenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es niemand ansehen konnte ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber als alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank ward, und der liebe Gott es zu sich nahm; darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind Nachts an den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte; weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach »ach Mutter, höre doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird nicht trocken von deinen Tränen, die alle darauf fallen.« Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr. Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtchen und sagte »siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken, und ich habe Ruhe in meinem Grab.« Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

Der Jude im Dorn.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und Abends der letzte hinein, und wenns eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden, und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte »das ist das gescheitste, so spare ich etwas, und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst.« Der Knecht schwieg auch still, tat das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, ließ er sich gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach »Herr, ich habe euch drei Jahre redlich gedient, seid so gut und gebt mir was mir von Rechts wegen zukommt: ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umsehen.« Da antwortete der Gelzhals »ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnt werden.« Griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf, »da hast du für jedes Jahr einen Heller, das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herrn empfangen hättest.« Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte »nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen.« Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an ein Buschwerk vorüber kam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief »wo hinaus, Brüder Lustig? ich sehe du trägst nicht schwer an deinen Sorgen.« »Was soll ich traurig sein,« antwortete der Knecht, »ich habe vollauf, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche.« »Wie viel ist denn deines Geldes?« fragte ihn das Männchen. »Wie viel? drei baare Heller, richtig gezählt.« »Höre,« sagte der Zwerg, »ich bin ein armer bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller: ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen.« Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte er ihm seine drei Heller und sprach »in Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen.« Da sprach das Männchen »weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche, für jeden Heller einen, die sollen dir in Erfüllung gehen.« »Aha,« sprach der Knecht, »du bist einer, der blaue Pfeifen kann. Wohlan, wenns doch sein soll, so wünsche ich mir erstlich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziehe: zweitens eine Fidel, wenn ich darauf streiche, so muß alles tzen, was den Klang hört: und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte tue, so darf er sie nicht abchlagen.« »Das sollst du alles haben,« sprach das Männchen,

griff in den Busch, und, denk einer, da lag schon Fidel und Vogelrohr in Bereitschaft, als wenn sie bestellt wären. Er gab sie dem Knecht und

sprach »was du dir immer erbitten wirst, kein Mensch auf der Welt soll dir abschlagen.«

»Hör, was begehrt du nun?« sprach der Knecht zu sich selber und zog lustig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen

Ziegenbart, der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes saß. »Gottes Wunder!« rief er

aus, »so ein kleines Tier hat so eine grausam mächtige Stimme! wens doch mein wäre! wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen

könnte!« »Wenns weiter nichts ist,« sprach der Knecht, »der Vogel soll bald herunter sein,« legte an und traf aufs Haar, und der Vogel fiel herab in die

Dornhecken. »Geh, Spitzbub,« sagte er zum Juden, »und hol dir den Vogel heraus.« »Mein,« sprach der Jude, »laß der Herr den Bub weg,

so kommt ein Hund gelaufen, ich will mir den Vogel auflesen, weil ihr ihn doch einmal getroffen habt,« legte sich auf die Erde und fing an sich

in den Busch hinein zu arbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Mütwillen den guten Knecht, daß er seine Fidel abnahm und

anfang zu geigen. Gleich fing auch der Jude an die Beine zu heben und in die Höhe zu springen: und je mehr der Knecht strich,

desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrissen ihm den schägigen Rock, kämten ihm den Ziegenbart und stachen und zwickten ihn am

gützen Leib. »Mein,« rief der Jude, »was soll mir das Geigen! laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen.« Aber der Knecht

hörte nicht darauf und dachte »du hast die Leute genug geschunden, nun soll dir die Dornhecke nicht besser machen,« und fing von neuem an zu

geigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte, und die Ketzen von seinem Rock an den Stacheln hängen blieben. »Au weih

geschrien!« rief der Jude, »geb ich doch dem Herrn, was er verlangt, wenn er nur das Geigen läßt, einen güzen Beuter mit Gold.« »Wenn du

so spendabel bist,« sprach der Knecht, »so will ich wohl mit meiner Musik aufhören, aber das muß ich dir nachrühmen, du machst deinen

Tanz noch mit, daß es eine Art hat,« nahm darauf den Beuter und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still bis der Knecht weit weg und ihm güz aus den Augen war, dann schrie er aus Leibeskräften,

»du miserabler Musikant, du Bierfiedler: wart, wenn ich dich allein erwische! ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlieren sollst: du Lump, deck

einen Grochen ins Maul, daß du sechs Heller wert bist,« und schimpfte weiter was er nur los bringen konnte. Und als er sich damit etwas zu

Gute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. »Herr Richter, au weih geschrien! seht wie mich auf offener Laßstraße ein

gottloser Mensch beraubt und übelgerichtet hat: ein Stein auf dem Erdboden mücht sich erbarmen: die Kleider zeretzt! der Leib zerstochen

und zerkrätzt! mein bischen Armut sammt dem Beuter, genommen! lauter Dukaten, ein Stück schöner als das andere: um Gotteswillen, laßt den

Menschen ins Gefängnis werfen.« sprach der Richter »wars ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so gerichtet hat?« »Gott bewahr!«

sagte der Jude, »einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen und eine Geige am Hals; der Bösewicht ist leicht zu erkennen.« Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langsam weitergezogen war, und fanden auch den Beuter mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde, sagte er »ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat mirs aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu geigen, weil er meine Musik nicht vertragen konnte.« »Gott bewahr!« schrie der Jude, »der greift die Lügen wie Fliegen an der Wand.« Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach »das ist eine schlechte Entschuldigung, das tut kein Jude,« und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, am Galgen. Als er aber abgeführt ward, schrie ihm noch der Jude zu »du Bärenhäuter, du Hundemusikant, jetzt kriegst du deinen wohlverdienten Lohn.« Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse aber drehte er sich um und sprach zum Richter »gewährt mir noch eine Bitte, eh ich sterbe.« »Ja,« sprach der Richter, »wenn du nicht um dein Leben bittest.« »Nicht ums Leben,« antwortete der Knecht, »ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch einmal auf meiner Geige spielen.« Der Jude erhob ein Zetergeschrei, »um Gotteswillen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht.« Allein der Richter sprach »warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen: es ist ihm entstanden, und dabei soll es sein Bewenden haben.« Auch konnte er es ihm nicht abschlagen wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief »äu weih! äu weih! bindet mich an, bindet mich fest.« Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Hals, legte sie recht, und wie er den ersten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber, und die Gerichtsdienere: und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden fest binden wollte: beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tüze fertig: bei dem dritten Strich sprang alles in die Höhe und fing an zu tänzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tänzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbei gekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander: sogar die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf die Hinterfüße und hüpfen mit. Und je länger er spielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und anfangen jämmerlich zu schreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem, »ich schenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen.« Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hing sie wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem schnappte, und sagte Spitzbube, jetzt steh wo du das Geld her hast, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu spielen.« »Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen,« schrie er, »du aber hast's redlich verdient.« Da ließ der Richter den Juden am Galgen führen und als einen Dieb aufhängen.



Der gelernte Jäger.

Es war einmal ein junger Bursch, der hatte die Schlosserhanterung gelernt und sprach zu seinem Vater er wollte jetzt in die Welt gehen und sich

versuchen. »Ja,« sagte der Vater, »das bin ich zufrieden« und gab ihm etwas Geld auf die Reise. Also zog er herum und suchte Arbeit. Auf

eine Zeit, da wollt ihm das Schlosserwerk nicht mehr folgen und stand ihm auch nicht mehr an, aber er kriegte Lust zur Jägerei. Da

begegnete ihm auf der Wandschaft ein Jäger in grünem Kleide, der fragte wo er her käme und wo er hin wollte. Er wär ein

Schlossergesell, sagte der Bursch, aber das Handwerk gefiele ihm nicht mehr, und hätte Lust zur Jägerei, ob er ihn als Lehrling annehmen

wollte. »O ja, wenn du mit mir gehen willst.« Da ging der junge Bursch mit, vermietete sich etliche Jahre bei ihm und lernte die

Jägerei. Danach wollte er sich weiter versuchen, und der Jäger gab ihm nichts um Lohn als eine Windbüchse, die hatte aber die

Eigenschaft, wenn er damit einen Schuß tat, so traf er ohnfehlbar. Da ging er fort und kam in einen sehr großen Wald, von dem konnte er in

einem Tag das Ende nicht finden. Wies Abend war, setzte er sich auf einen hohen Baum, damit er aus den wilden Tieren käme. Gegen Mitternacht, da

däuchte ihn, schimmerte ein kleines Lichtchen von weitem, da sah er durch die Äste darauf hin und behielt in acht wo es war. Doch nahm er

erst noch seinen Hut und warf ihn nach dem Licht zu herunter, daß er danach gehen wollte, wann er herabgestiegen wäre, als nach einem

Zeichen. Nun kletterte er herunter, ging auf seinen Hut los, setzte ihn wieder auf und zog gerades Wegs fort. Je weiter er ging, je

größer ward das Licht, und wie er nahe dabei kam, sah er daß es ein gewaltiges Feuer war, und saßen drei Riesen dabei und hatten einen

Ochsen am Spieß und ließen ihn braten. Nun sprach der eine »ich muß doch schmecken ob das Fleisch bald zu essen ist,« riß ein Stück herab

und wollt es in den Mund stecken, aber der Jäger schoß es ihm aus der Hand. »Nun ja,« sprach der Riese, »da weht mir der Wind das Stück

aus der Hand« und nahm sich ein anderes. Wie er eben anbeißen wollte, schoß es ihm der Jäger abermals weg; da gab der Riese dem, der

neben ihm saß, eine Ohrfeige und rief zornig »was reißt du mir mein Stück weg?« »Ich habe es nicht weggerissen,« sprach der

andere, »es wird dirs ein scharfschütze weggeschossen haben.« Der Riese nahm sich das dritte Stück, konnte es aber nicht in der Hand behalten, der Jäger

schoß es ihm heraus. Da sprachen die Riesen »das muß ein guter Schütze sein, der den Bissen vor dem Maul wegschießt, so einer wäre uns

nützlich,« und riefen laut »komm herbei, du scharfschütze, setze dich zu uns ans Feuer und iß dich satt, wir wollen dir nichts tun; aber

kommst du nicht, und wir holen dich mit Gewalt, so bist du verloren.« Da trat der Bursch herzu und sagte er wäre ein gelernter

Jäger, und wonach er mit seiner Büchse die, das treffe er auch sicher und gewiss. Da sprachen sie wenn er mit ihnen gehen wollte, sollte ers gut
 haben, und erzählten ihm vor dem Wald sei ein großes Wasser, dahinter stand ein Turm, und in dem Turm saß eine schöne
 Königstochter, die wollten sie gern rauben. »Ja,« sprach er, »die will ich bald beschafft haben.« Sagten sie weiter »es ist aber noch etwas dabei,
 es liegt ein kleines Hündchen dort, das fängt gleich an zu bellen, wann sich jemand nähert, und sobald das bellt, wacht auch alles
 am königlichen Hofe auf; und deshalb können wir nicht hinein kommen; verstehst du dich das Hündchen tot zu schießen?« »Ja,« sprach er,
 »das ist mir ein kleiner Spaß.« Danach setzte er sich auf ein Schiff und fuhr über das Wasser, und wie er bald beim Land war, kam das
 Hündlein gelaufen und wollte bellen, aber er kriegte seine Windbüchse und schuß es tot. Wie die Riesen das sahen, freuten sie sich und
 meinten sie hätten die Königstochter schon gewiß, aber der Jäger wollte erst sehen wie die Sache beschaffen war, und sprach sie sollten haufen
 bleiben, bis er sie rief. Da ging er in das Schloß, und es war mäusestill darin, und schlief alles. Wie er das erste Zimmer aufmachte, hing da
 ein Säbel an der Wand, der war von purem Silber, und war ein goldener Stern darauf und des Königs Name; daneben aber lag auf
 einem Tisch ein versiegelter Brief, den brach er auf, und es stand darin wer den Säbel hätte, könnte alles uns Leben bringen, was ihm
 vorkäme. Da nahm er den Säbel von der Wand, hing ihn um und ging weiter: da kam er in das Zimmer, wo die Königstochter
 lag und schlief: und sie war so schön, daß er still stand und sie betrachtete und den Atem anhielt. Er dachte bei sich selbst »wie darf ich eine
 unschuldige Jungfrau in die Gewalt der wilden Riesen bringen, die haben Böses im Sinn.« Er schaute sich weiter um, da standen unter dem Bett ein
 paar Pantoffeln, auf dem rechten stand ihres Vaters Name mit einem Stern und auf dem linken ihr eigener Name mit einem Stern. Sie hatte
 auch ein großes Halstuch um, von Seide mit Gold angestickt, auf der rechten Seite ihres Vaters Name, auf der linken ihr Name, alles mit
 goldenen Buchstaben. Da nahm der Jäger eine Schere und schnitt den rechten Schlippen ab und tat ihn in seinen Riemen, und dann nahm er auch den
 rechten Pantoffel mit des Königs Namen und steckte ihn hinein. Nun lag die Jungfrau noch immer und schlief, und sie war ganz in ihr Hemd
 eingenäht: da schnitt er auch ein Stückchen von dem Hemd ab und steckte es dem andern, doch tat er das alles ohne sie azurühren. Dann ging er
 fort und ließ sie ungestört schlafen, und als er wieder ans Tor kam, standen die Riesen noch draußen, warteten auf ihn und dachten er würde die
 Königstochter bringen. Er rief ihnen aber zu sie sollten herein kommen, die Jungfrau wäre schon in seiner Gewalt: die Türe konnte er ihnen
 aber nicht aufmachen, aber da wäre ein Loch, durch welches sie kriechen müßten. Nun kam der erste näher, da wickelte der Jäger des
 Riesen Haar um seine Hand, zog den Kopf herein und hieb ihn mit seinem Säbel in einem Streich ab, und duns (zog) ihn dann vollends
 hinein. Dann rief er dem zweiten und hieb ihm gleichfalls das Haupt ab, und endlich auch dem dritten, und war froh daß er die schöne Jungfrau von

ihren Feinden befreit hatte und schnitt ihnen die Zungen aus und steckte sie in seinen Rätzen. Da dachte er »ich will heim gehen zu meinem Vater
und ihm zeigen was ich schon getan habe, dann will ich in der Welt herumziehen; das Glück, das mir Gott bescheeren will, wird mich schon erreichen.«
Der König in dem Schloß aber, als er aufwachte, erblickte er die drei Riesen, die da tot lagen. Dann ging er in die Schlafkammer seiner Tochter,
weckte sie auf und fragte wer das wohl gewesen wäre, der die Riesen ums Leben gebracht hätte. Da sagte sie »lieber Vater, ich weiß es nicht, ich
habe geschlafen.« Wie sie nun aufstand und ihre Pantoffeln anziehen wollte, da war der rechte weg, und wie sie ihr Halstuch betrachtete, war es
durchschnitten und fehlte der rechte Schlippen, und wie sie ihr Hemd ansah, war ein Stückchen heraus. Der König ließ den ganzen Hof zusammen
kommen, Soldaten und alles, was da war, und fragte wer seine Tochter befreit und die Riesen ums Leben gebracht hätte? Nun hatte er
einen Hauptmann, der war einäugig und ein häßlicher Mensch, der sagte er hätte es getan. Da sprach der alte König so er das
vollbracht hätte, sollte er seine Tochter auch heiraten. Die Jungfrau aber sagte »lieber Vater, dafür, daß ich den heiraten soll, will ich lieber in
die Welt gehen, so weit als mich meine Beine tragen.« Da sprach der König wenn sie den nicht heiraten wollte, sollte sie die königlichen
Kleider anziehen und Bauernkleider antun und fortgehen; und sie sollte zu einem Töpfer gehen und einen Handel mit irdenem Geschirr
anfangen. Da tat sie ihre königlichen Kleider aus und ging zu einem Töpfer und borgte sich einen Kram irden Werk; sie sprach
ihm auch, wenn sies am Abend verkauft hätte, wollte sie es bezahlen. Nun sagte der König sie sollte sich an eine Ecke damit setzen und es
verkaufen, dann bestellte er etliche Bauernwagen, die sollten mitten durchfahren, daß alles in tausend Stücke ginge. Wie nun die Königstochter ihren
Kram auf die Straße hingestellt hatte, kamen die Wagen und zerbrachen ihn zu lauter Scherben. Sie fing an zu weinen und sprach »ach Gott wie will
ich nun dem Töpfer bezahlen.« Der König aber hatte sie damit zwingen wollen den Hauptmann zu heiraten, statt dessen ging sie wieder zum
Töpfer und fragte ihn ob er ihr noch einmal borgen wollte. Er antwortete nein, sie sollte erst das Vorige bezahlen. Da ging sie zu
ihrem Vater, schrie und jammerte, und sagte sie wollte in die Welt hineingehen. Da sprach er »ich will dir draußen in dem Wald ein Häuschen bauen
lassen, darin sollst du dein Lebtag sitzen und für jedermann kochen, du darfst aber kein Geld nehmen.« Als das Häuschen fertig war, ward
vor die Türe ein Schild gehängt, darauf stand geschrieben »heute umsonst, morgen für Geld.« Da saß sie lange Zeit, und sprach es sich in
der Welt herum, da saße eine Jungfrau, die kochte umsonst, und das stand vor der Türe an einem Schild. Das hörte auch der Jäger und
dachte »das wär etwas für dich, du bist doch arm und hast kein Geld.« Er nahm also seine Windbüchse und seinen Rätzen, worin noch
alles steckte, was er damals im Schloß als Wahrzeichen mitgenommen hatte, ging in den Wald und fand auch das Häuschen mit dem Schild »heute
umsonst, morgen für Geld.« Er hatte aber den Degen umhängen, womit er den drei Riesen den Kopf abgehauen hatte, trat so in das

Häuschen hinein und ließ sich etwas zu essen geben. Er freute sich über das schöne Mädchen, es war aber auch bißschön. Sie fragte wo er her
 käme und hin wollte, da sagte er »ich reise in der Welt herum.« Da fragte sie ihn wo er den Degen her hätte, da stände ja ihres
 Vaters Name darauf. Fragte er ob sie des Königs Tochter wäre. »Ja,« antwortete sie. »Mit diesem Säbel,« sprach er, »habe ich drei Riesen
 den Kopf abgehauen« und holte ihm Zeichen ihr Zungen aus dem Rätzen, dann zeigte er ihr auch den Pantoffel, den schlippen vom Halstuch
 und das Stück vom Hemd. Da war sie voll Freude und sagte er wäre derjenige der sie erlöst hätte. Darauf gingen sie zusammen zum alten
 König und holten ihn herbei, und sie führte ihn in ihre Kammer und sagte ihm der Jäger wäre der rechte, der sie von den Riesen erlöst
 hätte. Und wie der alte König die Wahrzeichen alle sah, da konnte er nicht mehr zweifeln und sagte es wäre ihm lieb daß er wüßte wie
 alles gegangen wäre, und er sollte sie nun auch zur Gemahlin haben; darüber freute sich die Jungfrau von Heizen. Darauf kleideten sie ihn, als wenn er
 ein fremder Herr wäre, und der König ließ ein Gastmahl stellen. Als sie nun zu Tisch gingen, kam der Hauptmann auf die linke
 Seite der Königstochter zu sitzen, der Jäger aber auf die rechte: und der Hauptmann meinte das wäre ein fremder Herr und wäre
 zum Besuch gekommen. Wie sie gegessen und getrunken hatten, sprach der alte König zum Hauptmann er wollte ihm etwas aufgeben, das sollte er erraten:
 wenn einer spräche er hätte drei Riesen ums Leben gebracht, und er gefragt würde, wo die Zungen der Riesen wären, und er müßte zusehen, und
 wären keine in ihren Köpfen, wie das zuginge? Da sagte der Hauptmann »sie werden keine gehabt haben.« »Nicht so,« sagte der König,
 »jedes Betier hat eine Zunge,« und fragte weiter was der wert wäre, daß ihm widerführe? Antwortete der Hauptmann »der gehört in Stücken
 zerrissen zu werden.« Da sagte der König er hätte sich selber sein Urteil gesprochen, und ward der Hauptmann gefänglich gesetzt und
 dann in vier Stücke zerrissen, die Königstochter aber mit dem Jäger vermählt. Danach holte er seinen Vater und seine Mutter herbei, und die
 lebten in Freude bei ihrem Sohn, und nach des alten Königs Tod bekam er das Reich.

Der Dirschflügel vom Himmel.

Es zog einmal ein Bauer mit einem Paar Ochsen um Pflügen aus. Als er auf den Acker kam, da fingen den beiden Tieren die

Hörner an zu wachsen, wuchsen fort, und als er nach Haus wollte, waren sie so groß, daß er nicht mit dem Tor hinein konnte. Zu gutem

Glück kam gerade ein Metzger daher, dem überließ er sie, und schlossen sie den Handel dergestalt, daß er sollte dem Metzger ein Maß Rübsamen bringen,

der wollt ihm dann für jedes Korn einen brabantier Taler abzählen. Das heiß ich gut verkauft! Der Bauer ging nun heim, und trug das Maß

Rübsamen auf dem Rücken herbei; unterwegs verlor er aber aus dem Sack ein Körnchen. Der Metzger bezahlte ihn wie gehandelt war richtig aus;

hätte der Bauer das Korn nicht verloren, so hätte er einen brabantier Taler mehr gehabt. Indessen, wie er wieder des Wegs zurück kam,

war aus dem Korn ein Baum gewachsen, der reichte bis an den Himmel. Da dachte der Bauer »weil die Gelegenheit da ist, mußt du doch sehen, was

die Engel da droben machen, und ihnen einmal unter die Augen gucken.« Also stieg er hinauf und sah daß die Engel oben Hafer drozhen und

schaute das mit an; wie er so schaute, merkte er, daß der Baum, worauf er stand, anfing zu wackeln, guckte hinunter und sah daß ihn eben

einer umhauen wollte. »Wenn du da herab stürztest, das wär ein böses Ding« dachte er, und in der Not wußt er sich nicht besser zu

helfen, als daß er die Spreu vom Hafer nahm, die haufenweis da lag, und daraus einen Strick drehte: auch griff er nach einer Hacke und einem

Dirschflügel, die da herum im Himmel lagen, und ließ sich an dem Seil herunter. Er kam aber unten auf der Erde gerade in ein tiefes tiefes Loch, und da

war es ein rechtes Glück, daß er die Hacke hatte, denn er hackte sich damit eine Treppe, stieg in die Höhe und brachte den Dirschflügel dem

Wahrzeichen mit, so daß niemand an seiner Erzählung mehr zweifeln konnte.

De beiden Königeskinner.

Et was mol en König west, de hadde en kleinen Jungen kregen, in den sin Teiken (Zeichen) hadde stahn, he sull von einen Hirsch ümmebracht weren, wenn he sestein Johr alt wäre. Ase he nu so wit anewassen was, do gingen de Jägers mol mit ünne up de Jagd. In den Holte, do kümmt de Königssohn bie de anneren denne (von den andern weg), up einmol süht he do ein grooten Hirsch, den wull he scheiten, he kunn en awerst nig dreppen; upt' lest is de Hirsch so lange für ünne herut laupen, bis gans ut den Holte, do steiht do up einmol so ein grot lank Mann stad des Hirsches, de segd »nu dat is gut, dat ik dik hewe; ik hewe schon sess paar gleserne Schlitschau hinner die caput jaget un hewe dik nig kriegen könnt.« Do nümmet he ün mit sik un schlippet em dur ein grot Water bis für en grot Königsschlott, da mut he mit an'n Disk un eten wat. Ase se tosammen wat geeten hed, segd de König »ik hewe drei Döchter, bie der öllesten muß du en Nacht waken, von des Obends niegen Uhr bis Morgen sesse, un ik kumme jedesmol, wenn de Klocke schlätt, sülwens un rope, un wenn du mie dann kine Antwort gifst, so werst du Morgen ümmebracht, wenn du awerst mie immer Antwort givst, so salst du se tor Frugge hewen.« Ase do die jungen Lude up de Schlopkammer kämen, do stund der en steineren Christoffel, do segd de Königsdochter to emme »um niegen Uhr kummet min Teite (Vater), alle Stunne bis et dreie schlätt, wenn he froget, so giwet gi em Antwort statt des Königssuhns.« Do nickede de steinerne Christoffel mit den Koppe gans schwinne un dann jümmer lanksamer, bis he to leste wier stille stand. Den

anneren Morgen, da segd de König to emme »du hest dine Sacken gut macket, awerst mine Tochter kann ik nig hergiewen, du möstest dann en Nacht bie de tweiden Tochter wacken, dann will ik mie mal drup bedenken, ob du mine ölleste Tochter tor Frugge hewen kannst; awerst ik kumme olle Stunne sülwenst, un wenn ik die rope, so antworte mie, un wenn ik die rope un du antwortest nig, so soll fleiten din Blaud für mie.« Un do gengen de beiden up de Schlopkammer, do stand do noch en gröteren steineren Christoffel, dato seg de Königsdochter »wenn min Teite frögt, so antworte du.« Do nickede de grote steinerne Christoffel wier mit den Koppe gans schwinne un dann jümmer lank-samer, bis he to leste wier stille stand. Un de Königsohn legte sik up den Dörsüll (Türschwelle), legte de Hand unner den Kopp un schläp inne. Den anneren Morgen seh de König to ünne »du hast dine Sacken twaren gut macket, awerst mine Tochter kann ik nig hergiewen, du möstest süs bie der jungesten Königsdochter en Nacht wacken, dann will ik mie bedenken ob du mine tweide Tochter tor Frugge hewen kannst; awerst ik kumme olle Stunne sülwenst un wenn ik die rope, so antworte mie, un wenn ik die rope un du antwortest nig, so soll fleiten din Blaud für mie.« Do gingen se wier tohope (zusammen) up ehre Schlopkammer, do was do noch en viel grötern un viel längern Christoffel, ase bie de twei ersten. Dato segte de Königsdochter »wenn min Teite röpet, so antworte du,« do nickede de grote lange steinerne Christoffel wohl ene halwe Stunne mit den Koppe, bis de Kopp tolest wier stille stand. Un de Königsohn legte sik up de Dörsül un schläp inne. Den annern Morgen, do segd de König »du hast twaren gut wacket, awerst ik kann die nau mine Tochter nig giewen, ik hewe so en groten Wall, wenn du mie den von hüte Morgen sesse bis

Obends sesse afhoggest, so will ik mie drup bedenken.« Do dehe (tat, d. i. gab) he ünne en gleserne Exe, en glesernen Kiel un en gleserne Holthacke midde. Wie he in dat Holt kummen is, do hoggete he einmal to, do was de Exe entwei; do nam he den Kiel un schlett einmal mit de Holthacke daruppe, do is et so kurt un so klein ase Grutt (Sand). Do was he so bedröwet un glövte nu möste he sterwen, un he geit sitten un grient (weint). Asset nu Middag is, do segd de König »eine von juck Mäken mott ünne wat to etten bringen.« »Nee,« segged de beiden öllestes, »wie willt ün nicks bringen, wo he dat leste bie wacket het, de kann ün auck wat bringen.« Do mutt de jungeste weg un bringen ünne wat to etten. Ase in den Walle kummet, do frägt se ün wie et ünne ginge? »O,« sehe he, »et ginge ün gans schlechte.« Do sehe se he sull herkommen un etten eest en bitken; »ene,« sehe he, »dat künne he nig, he möste jo doch sterwen, etten wull he nig mehr.« Do gav se ünne so viel gute Woore, he möchte et doch versöken: do kümmt he un ett wat. Ase he wat getten hett, do sehe se »ik will die eest en bitken lusen, dann werst du annerst to Sinnen.« Do se ün luset, do werd he so möhe un schlöppet in, un do nümmet se ehren Doock un binnet en Knupp do in, un schlätt ün dreimol up de Eere un segd »Arweggers, herut!« Do würen glik so viele Eerdmännkens herfur kummen un hadden froget wat de Königsdochter befelde. Do seh se »in Tied von drei Stunnen mutt de grote Wall afhoggen un olle dat Holt in Höpen settet sien.« Do gingen de Eerdmännkens herum un boen ehre ganse Verwanschap up, dat se ehnen an de Arweit helpen sullen. Do fingen se glik an, un ase de drei Stunne ümme würen, do is olles to Enne (zu Ende) west: un do keimen se wier to der Königsdochter un sehent ehr. Do nümmet se wier ehren witten Doock un segd »Arweggers, nah

Hus!« Do siet se olle wier wege west. Do de Königssohn upwacket, so werd he so frau, do segd se »wenn et nu sesse schloen het, so kumme nah Hus.« Dat het he auck bevolget, un do frägt de König »hest du den Wall aawe (ab)?« »Jo« segd de Königssuhn. Ase se do an een Diske sittet, do seh de König »ik kann di nau mine Dochter nie tor Frugge giewen, he möste eest nau wat umme se dohen.« Do frägt he wat dat denn sien sulle. »Jk hewe so en grot Dieck,« seh de König, »do most du den annern Morgen hünne un most en utschloen, dat he so blank is ase en Spiegel, un et müttet von ollerhand Fiske dorinne sien.« Den annern Morgen do gav ünne de König ene gleserne Schute (Schüppe) un segd »umme sess Uhr mot de Dieck ferrig sien.« Do geit he weg, ase he bie den Dieck kummet, do stecket he mit de Schute in de Muhe (Moor, Sumpf), do brack se af: do stecket he mit de Hacken in de Muhe, un et was wier caput. Do werd he gans bedröwet. Den Middag brachte de jüngste Dochter ünne wat to etten, do frägt se wo et ünne ginge? Do seh de Königssuhn et ginge ünne gans schlechte, he sull sienen Kopp wohl mißen mutten: »dat Geschirr is mie wier klein gohen.« »O,« seh se, »he sull kummen un etten eest wat, dann werst du annern Sinnes.« »Nee,« segd he, »etten kunn he nig, he wer gar to bedröwet.« Do givt se ünne viel gude Woore bis he kummet un ett wat. Do luset se ünn wier, un he schloppet in: se nümmet von niggeren en Doock, schlett en Knupp do inne un kloppet mit den Knuppe dreimol up de Eere un segd »Arweggers, herut!« Do kummt glik so viele Eerdmännkens un froget olle wat ehr Begeren wūr. In Tied von drei Stunne mosten se den Dieck gans utschloen hewen, un he möste so blank sien, dann man sik inne speigelen künne, un von ollerhand Fiske mosten dorinne sien. Do gingen de Eerdmännkens hünn un

boen ehre Verwanschap up, dat se ünner helpen sullen; un et is auck in zwei Stunnen ferrig west. Do kummet se wier un segd »wie hät dohen, so us befohlen is.« Do nümmet de Königsdochter den Dooock un schlett wier dremol up de Eere un segd »Arweggers, to Hus!« Do siet se olle wier weg. Ase do de Königssuhn upwacket, do is de Dieck ferrig. Do geit de Königsdochter auck weg, un segd wenn et sesse wär, dann sull he nah Hus kummen. Ase he do nah Hus kummet, do frägt de König »hes du den Dieck ferrig?« »Jo,« seh de Königssuhn. Dat wär schöne. Do se do wier to Diske sittet, do seh de König »du hast den Dieck twaren ferrig, awerst ik kann die mine Dochter noch nie giewen, du most eest nau eins dohen.« »Wat is dat denn?« frögte de Königssuhn. He hedde so en grot Berg, do würen luter Dorenbuske ane, de mosten olle afhoggen weren, un bowen up moste he en grot Schlott buggen, dat moste so wacker sien, ase't nu en Menske denken kunne, un olle Ingedömse, de in den Schlott gehorden, de mösten der olle inne sien. Do he nu den anneren Morgen up steit, do gav ünne de König en glesernen Exen un en glesernen Boren mie: et mott awerst um sess Uhr ferrig sien. Do he an den eersten Dorenbuske mit de Exen anhogget, do ging se so kurt un so klein dat de Stücker rund um ünne herfloen, un de Boren kunn he auck nig brucken. Do war he gans bedröwet un toffte (wartete) up sine Leiweste, op de nie keime un ünner ut de Naut hülpe. Ase't do Middag is, do kummet se un bringet wat to etten: do geit he ehr in de Möte (entgegen) un vertellt ehr olles un ett wat, un lett sik von ehr lusen un schloppet in. Do nümmetse wier den Knupp un schlett domit up de Eere un segd »Arweggers, herut!« Do kummet wier so viel Eerdmännkens un froget wat ehr Begeren wär? Do seh se »in Tied von drei Stunnen müttet ju den gansen Busk afhoggen,

un bowen uppe den Berge do mot en Schlott stohen, dat mot so wacker sien, ase't nu ener denken kann, un olle Ingedömse muttet do inne sien.« Do ginge se hünne un boen ehre Verwanschap up, dat se helpen sullen, un ase te Tied umme was, do was alles ferrig. Do kümmet se to der Königsdochter un segged dat, un de Königsdochter nümmet den Doock un schlett dreimol domit up de Eere un segd »Arweggers to Hus!« Do siet se glik olle wier weg west. Do nu de Königssuhn upwecket, un olles soh, do was he so frau ase en Vugel in der Luft. Do et do sesse schloen hadde, do gingen se tohaupe nah Hus. Do segd de König »is dat Schlott auck ferrig?« »Jo« seh de Königssuhn. Ase do to Diske sittet, do segd de König »mine jungeste Dochter kann ik nie giewen, befur de zwei öllestes frigget het.« Do wor de Königssuhn un de Königsdochter gans bedröwet, un de Königssuhn wuste sik gar nig to bergen (helfen). Do kummet he mol bie Nachte to der Königsdochter un löppet dermit furt. Ase do en bitken wegsiet, do kicket sik de Dochter mol umme un süht ehren Vater hinner sik. »O,« seh se, »wo sull wie dat macken? min Vater is hinner us un will us ummeholen: ik will die grade to'n Dörenbusk macken un mie tor Rose un ik will mie ümmer midden in den Busk waaren (schützen).« Ase do de Vater an de Stelle kummet, do steit do en Dörenbusk un ene Rose do anne: do will he de Rose afbrecken, do kummet de Dören un stecket ün in de Finger, dat he wier nah Hus gehen mut. Do frägt sine Frugge worumme he se nig hädde middebrocht. Do seh he he wür der balt bie west, awerst he hedde se uppen mol ut den Gesichte verloren, un do hädde do en Dörenbusk un ene Rose stohen. Do seh de Königin »heddest du ment (nur) de Rose afbrocken, de Busk hedde sullen wohl kummen.« Do geit he wier weg un will de Rose herholen. Unnerdes waren

awerst de beiden schon wiet öwer Feld, un de König löppet der hinner her. Do kicket sik de Tochter wier umme un süht ehren Vater kummen: do seh se »o, wo sull wie et nu macken? ik will die grade tor Kerke macken un mie tom Paster: do will ik up de Kanzel stohn un predigen.« Ase do de König an de Stelle kummet, do steiht do ene Kerke, un up de Kanzel is en Paster un priediget: do hort he de Priedig to un geit wier nah Hus. Do frägt de Königinne worumme he se nig midde brocht hedde, da segd he »nee, ik hewe se so lange nachlaufen, un as ik glovte ik wer der bold bie, do steit do en Kerke un up de Kanzel en Paster, de priedigte.« »Du häddest sullen ment den Paster bringen,« seh de Fru, »de Kerke hädde sullen wohl kummen: dat ik die auck (wenn ich dich auch) schicke, dat kann nig mer helpen, ik mut sülwenst hünne gohen.« Ase se do ene Viele wege is un de beiden von fern süht, do kicket sik de Königsdochter umme un süht ehre Moder kummen un segd »nu si wie unglücksk, nu kummet miene Moder sülwenst: ik will die grade tom Dieck macken un mie tom Fisk.« Do de Moder up de Stelle kummet, do is do en grot Dieck, un in de Midde sprank en Fisk herumme un kickete mit den Kopp ut den Water un was gans lustig. Do wull se geren den Fisk krigen, awerst se kunn ün gar nig fangen. Do werd se gans böse un drinket den gansen Dieck ut, dat se den Fisk kriegen will, awerst do werd se so üwel, dat se sick spiggen mott un spigget den gansen Dieck wier ut. Do seh se »ik sehe do wohl dat et olle nig mer helpen kann:« sei mogten nu wier to ehr kummen. Do gohet se dann auck wier hünne, un de Königinne givt der Tochter drei Wallnütte un segd »do kannst du die mit helpen, wenn du in dine högste Naud bist.« Un do gingen de jungen Lüde wier tohaube weg. Do se do wohl tein Stunne gohen hadden, do kummet se an dat Schlott, wovon de

Königssuhn was, un dobie was en Dorp. Ase se do anne keimen, do segd de Königssuhn »blief hie, mine Leiweste, ik will eest up dat Schlott gohen, un dann will ik mit den Wagen un Bedeinten kummen un will die afholen.« Ase he do up dat Schlott kummet, do werd se olle so frau dat se den Königssuhn nu wier hett: do vertellt he he hedde ene Brut, un de wür ietzt in den Dorpe, se wullen mit den Wagen hintrecken un se holen. Do spannt se auck glik an, un viele Bedeinten setten sich up den Wagen. Ase do de Königssuhn instiegen wull, do gab ün sine Moder en Kus, do hadde he alles vergeten, wat schehen was un auck wat he dohen will. Do befal de Moder se sullen wier utspannen, un do gingen se olle wier in't Hus. Dat Mäken awerst sitt im Dorpe un luert un luert un meint he sull se afholen, et kummet awerst keiner. Do vermaiet (vermietet) sik de Königsdochter in de Muhle, de hoerde bie dat Schlott, do moste se olle Nohmiddage bie den Watter sitten un Stunze schüren (Gefäße reinigen). Do kummet de Königinne mol von den Schlotte gegohen, un gohet an den Water spatzeiern, un seihet dat wackere Mäken do sitten, do segd se »wat is dat für en wacker Mäken! wat geföllt mie dat gut!« Do kicket se et olle an, awerst keen Menske hadde et kand. Do geit wohl ene lange Tied vorbie, dat dat Mäken eerlick un getrugge bie den Müller deint. Unnerdes hadde de Königinne ene Frugge für ehren Suhm socht, de is gans feren ut der Weld west. Ase do de Brut ankümmet, do söllt se glik tohaupe giewen weren. Et laupet so viele Lüde tosamen, de dat olle seihen willt, do segd dat Mäken to den Müller he mögte ehr doch auck Verlov giewen. Do seh de Müller »goh menten hünne.« Aset do weg will, do macket et ene van den drei Wallnütten up, do legt do so en wacker Kleid inne, dat trecket et an un gienk domie in de Kerke gigen den Altor stohen.

Up enmol kummt de Brut un de Brüme (Bräutigam), un settet sik für den Altor, un ase de Pastor se do in segnen wull, do kicket sik de Brut van der Halwe (seitwärts), un süht et do stohen, do steit se wier up, un segd se wull sik nie giewen loten, bis se auck so en wacker Kleid hädde, ase de Dame. Do gingen se wier nah Hus un läten de Dame froen ob se dat Kleid wohl verkofte. Nee, verkaupen dau se't nig, awerst verdeinen, dat mögte wohl sien. Do fragten se ehr wat se denn dohen sullen. Do segd se wenn se van Nachte fur dat Dohr van den Königssuhn schlafen döfft, dann wull se et wohl dohen. Do seged se jo, dat sul se menten dohen. Do muttet de Bedeinten den Königssuhn en Schlopdrunk ingiewen, un do legt se sik up den Süll un günselt (wünselt) de heile Nacht, se hädde den Wall für ün afhoggen loten, se hädde de Dieck fur ün utschloen, se hädde dat Schlott für ün bugget, se hädde ünne ton Dörenbusk macket, dann wier tor Kerke un tolest tom Dieck, un he hädde se so geschwinne vergeten. De Königssuhn hadde nicks davon hört, de Bedeinten awerst würen upwacket un hadden tolustert un hadden nie wust wat et sull bedüen. Den anneren Morgen, ase se upstohen würen, do trock de Brut dat Kleid an, un fort mit den Brümen nah der Kerke. Unnerdes macket dat wackere Mäken de tweide Wallnutt up, un do is nau en schöner Kleid inne, dat thüt et wier an un geit domie in de Kerke gigen den Altor stohen, do geit et dann ewen wie dat vürge mol. Un dat Mäken liegt wier en Nacht für den Süll, de nah des Königssuhns Stobe geit, un de Bedeinten süllt ün wier en Schlopdrunk ingiewen; de Bedeinten kummet awerst un giewet ünne wat to wacken, domie legt he sik to Bedde: un de Müllersmaged fur den Dörsüll günselt wier so viel un segd wat se dohen hädde. Dat hört olle de Königssuhn un werd gans bedröwet, un et föllt

ünne olle wier bie wat vergangen was. Do will he nah ehr gohen, awerst sine Moder hadde de Dör toschlotten. Den annern Morgen awerst ging he gliek to siner Leiwesten un vertellte ehr olles, wie et mit ünne togangen wär, un se mögte ünne doch nig beuse sin dat he se so lange vergetten hädde. Do macket de Königsdochter de dridde Wallnutt up, do is nau en viel wackerer Kleid inne: dat trecket sie an un fört mit ehrem Brünen nah de Kerke, un do keimen so viele Kinner, de geiwen ünne Blomen un hellen ünne bunte Bänner fur de Föte, un se leiten sik in segnen un hellen ene lustige Hochtied; awerst de falske Moder un Brut mosten weg. Un we dat lest vertellt het, den is de Mund noch wärm.

Singzen.

Vom klugen Schneiderlein.

Es war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz, kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn ers nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch bekannt machen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten sie hätten so manchen feinen Stich getan und hätten getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten auch hier treffen; der dritte war ein kleiner annützer Springinsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber meinte er müßte dabei Glück haben, denn woher solts ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm »bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bischen Verstande nicht weit kommen.« Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irre machen und sagte es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin als wäre die gize Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten sie sollte ihnen ihre Rätsel vorlegen: es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel fädeln könnte. Da sprach die Prinzessin »ich habel zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?« »Wenns weiter nichts ist,« sagte der erste, »es wird schwarz und weiß sein, wie Tüch, das man Kümmel und Salz nennt.« Die Prinzessin sprach »falsch geraten, antworte du zweite.« Da sagte der zweite »ists nicht schwarz und weiß, so ists braun und rot, wie meines Herrn Vaters Bratenrock.« »Falsch geraten,« sagte die Prinzessin, »antworte der dritte, dem seh ichs an, der weiß es sicherlich.« Da trat das Schneiderlein keck hervor, und sprach »die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf, und das sind die zweierlei Farben.« Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß, und wäre vor Schrecken beinah hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen, und sie hatte fest geglaubt das würde kein Mensch auf der Welt heraus bringen. Als ihr das Hüz wieder kam, sprach sie »damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun, unten imtall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nachzubringen; wenn ich dann morgen aufstehe, und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten.« Sie dachte aber damit wollte sie das Schneiderlein los werden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Latzen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken, war ganz vergnügt, und sprach »frisch gewagt, ist halb gewonnen.«

Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Latze einen guten Willkommen geben. »Sachte, sachte,« sprach das Schneiderlein, »ich will dich schon zur Ruhe bringen.« Da

holte es ganz gemächlich, als hätte es keine Sorgen, welche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse haben. Das Schneiderlein griff in die Tasche und reichte ihm eine Hand voll; es waren aber keine Nüsse sondern Wackersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beißen wie er wollte. »Ei,« dachte er, »was bist du für ein dummer Klotz! kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen!« und sprach zum Schneiderlein »mein, beiß mir die Nüsse auf.« »Da siehst du was du für ein Kerl bist,« sprach das Schneiderlein, »hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuls nicht aufbeißen.« Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuls in den Mund und knack, war sie entzwei. »Ich muß das Ding noch einmal probieren,« sprach der Bär, »wenn ichs so ansehe, ich mein ich müßts auch können.« Da gab ihm das Schneiderlein abermals Wackersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibeskräften hinein. Aber du glaubst auch nicht daß er sie aufgebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneiderlein eine Violine unter dem Rock hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tätzen, und als er ein Weilchen getätzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er dem Schneiderlein sprach »hör, ist das Geigen schwer?« »Kinderleicht, siehst du, mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich mit dem Bogen drauf los, da gehts lustig, hopsasa, vivallalera!« »So Geigen,« sprach der Bär, »das möcht ich auch verstehen, damit ich tätzen könnte, so oft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Willst du mir Unterricht darin geben?« »Von Herzen gern,« sagte das Schneiderlein, »wenn du Geschick dazu hast. Aber weis einmal deine Latzen her, die sind gewaltig lang, ich muß dir die Nägel ein wenig abschneiden.« Da ward ein Schraubstock herbei geholt, und der Bär legte seine Latzen darauf, das Schneiderlein aber schraubte sie fest und sprach »nun warte bis ich mit der Scheere komme,« ließ den Bären brummen, so viel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bünd Stroh und schlief ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und hätte dem Schneider den Garaus gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneiderlein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie nun kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie es öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneiderlein zur Kirche fahren, und sollte sie da vermählt werden. Wie sie eingetiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut rannte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schreien und brummen: es ward ihr angst, und sie rief »ach, der Bär ist hinter uns und will dich holen.« Das Schneiderlein war fix, stellte sich auf den

Kopf, streckte die Beine um Fenster hinaus und rief »siehst du den Scheubstock? wann du nicht gehst, so sollst du wieder hinein.« Wie der Bär das
sah, drehte er um und lief fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und lebte er mit ihr
vergnügt wie eine Heidlerche. Wers nicht glaubt, bezahlt einen Taler.

Die klare Sonne bringt's an den Tag.

Ein Schneidergesell reiste in der Welt auf sein Handwerk herum und konnte er einmal keine Arbeit finden, und war die Armut bei ihm so groß, daß er keinen Heller Zehrgeld hatte. In der Zeit begegnete ihm auf dem Weg ein Jude, und da dachte er der hätte viel Geld bei sich und stieß Gott aus seinem Herzen, ging auf ihn los, und sprach »gib mir dein Geld, oder ich schlag dich tot.« Da sagte der Jude »schenkt mir doch das Leben, Geld hab ich keins und nicht mehr als acht Heller.« Der Schneider aber sprach »du hast doch Geld, und das soll auch heraus,« brauchte Gewalt und schlug ihn so lange bis er nah am Tod war. Und wie der Jude nun sterben wollte, sprach er das letzte Wort »die klare Sonne wird es an den Tag bringen!« und starb damit. Der Schneidergesell griff ihm in die Tasche und suchte nach Geld, er fand aber nicht mehr als die acht Heller, wie der Jude gesagt hatte. Da packte er ihn auf, trug ihn hinter einen Busch und zog weiter auf sein Handwerk. Wie er nun lange Zeit gereist war, kam er in eine Stadt bei einem Meister in Arbeit, der hatte eine schöne Tochter, in die verliebte er sich, und heiratete sie und lebte in einer guten vergnügten Ehe.

Über lang, als sie schon zwei Kinder hatten, starben Schwiegervater und Schwiegermutter, und die jungen Leute hatten den Haushalt allein. Eines Morgens, wie der Mann auf dem Tisch vor dem Fenster saß, brachte ihm die Frau den Kaffee, und als er ihn in die Unterschale ausgegossen hatte und eben trinken wollte da schien die Sonne darauf und der Widerschein blinkte oben an der Wand so hin und her und machte Kringel daran. Da sah der Schneider hinauf und sprach »ja, die wills gern an den Tag bringen und kanns nicht!« Die Frau sprach »ei, lieber Mann, was ist denn das? was meinst du damit?« Er antwortete »das darf ich dir nicht sagen.« Sie aber sprach »wenn du mich lieb hast, mußt du mirs sagen« und gab ihm die allerbesten Worte, es sollts kein Mensch wieder erfahren, und ließ ihm keine Ruhe. Da erzählte er, vor langen Jahren, wie er auf der Wanderschaft ganz abgerissen und ohne Geld gewesen, habe er einen Juden erschlagen, und der Jude habe in der letzten Todesangst die Worte gesprochen »die klare Sonne wird's an den Tag bringen!« Nun hätte die Sonne eben gern an den Tag bringen wollen, und hätte an der Wand geblinkt und Kringel gemacht, sie hätte aber nicht gekonnt. Danach bat er sie noch besonders, sie dürfte es niemand sagen, sonst käm er um sein Leben, das versprach sie auch. Als er sich aber zur Arbeit gesetzt hatte, ging sie zu ihrer Gvatterin und vertraute ihr die Geschichte, sie dürfte sie aber keinem Menschen wieder sagen; ehe aber drei Tage vergingen, wußte es die ganze Stadt, und der Schneider kam vor das Gericht und ward gerichtet. Da brachte es doch die klare Sonne an den Tag.

e. l. R.
Das blaue Licht.

Es war einmal ein Soldat, der hatte dem König lange Jahre treu gedient: als aber der Krieg zu Ende war und der Soldat, der vielen Wunden wegen, die er empfangen hatte, nicht weiter dienen konnte, sprach der König zu ihm »du kannst heim gehen, ich brauche dich nicht mehr: Geld bekommst du weiter nicht, denn Lohn erhält nur der, welcher mir Dienste dafür leistet.« Da wußte der Soldat nicht womit er sein Leben fristen sollte; ging voll Sorgen fort und ging den ganzen Tag, bis er Abends in einen Wald kam. Als die Finsternis einbrach, sah er ein Licht, dem näherte er sich und kam zu einem Haus, darin wohnte eine Hexe. »Gib mir doch ein Nachtlager und ein wenig Essen und Trinken,« sprach er zu ihr, »ich verarmte sonst.« »Oho!« antwortete sie, »wer gibt einem verlaufenen Soldaten etwas? doch will ich barmherzig sein und dich aufnehmen, wenn du tust was ich verlange.« »Was verlangst du?« fragte der Soldat. »Daß du mir morgen meinen Garten umgräbst.« Der Soldat willigte ein und arbeitete den folgenden Tag aus allen Kräften, konnte aber vor Abend nicht fertig werden. »Ich sehe wohl,« sprach die Hexe, »daß du heute nicht weiter kannst: ich will dich noch eine Nacht behalten, dafür sollst du mir morgen ein Fuder Holz spalten und klein machen.« Der Soldat brauchte dazu den ganzen Tag, und Abends machte ihm die Hexe den Vorschlag noch eine Nacht zu bleiben. »Du sollst mir morgen nur eine geringe Arbeit tun, hinter meinem Hause ist ein alter wasserleerer Brunnen, in den ist mir mein Licht gefallen, es brennt blau und verlischt nicht, das sollst du mir wieder herauf holen.« Den andern Tag führte ihn die Alte zu dem Brunnen und ließ ihn in einem Korb hinab. Er fand das blaue Licht und machte ein Zeichen daß sie ihn wieder hinaufziehen sollte. Sie zog ihn auch in die Höhe, als er aber dem Rand nahe war, reichte sie die Hand hinab und wollte ihm das blaue Licht abnehmen. »Nein,« sagte er und merkte ihre bösen Gedanken, »das Licht gebe ich dir nicht eher, als bis ich mit beiden Füßen auf dem Erdboden stehe.« Da geriet die Hexe in Wut, ließ ihn wieder hinab in den Brunnen fallen und ging fort.

Der arme Soldat fiel ohne Schaden zu nehmen auf den feuchten Boden, und das blaue Licht brannte fort, aber was konnte ihm das helfen? er sah wohl daß er dem Tod nicht entgehen würde. Er saß eine Weile ganz traurig, da griff er zufällig in seine Tasche und fand seine Tabackspfeife, die noch halb gestopft war. »Das soll dein letztes Vergnügen sein« dachte er, zog sie heraus, zündete sie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen. Als der Dampf in der Höhle umgezogen war, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen vor ihm und fragte »Herr was befehlst du?« »Was habe ich dir zu befehlen?« erwiderte der Soldat ganz verwundert. »Ich muß alles tun,« sagte das Männchen, »was du

verlangst.« »Gut,« sprach der Soldat, »so hilf mir erst aus dem Brunnen.« Das Männchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen unterirdischen Gang, vergaß aber nicht das blaue Licht anzunehmen. Es zeigte ihm unterwegs die Plätze, welche die Hexe zusammengebracht und da versteckt hatte, und der Soldat nahm so viel Gold als er tragen konnte. Als er oben war, sprach er zu dem Männchen »nun geh hin, bind die alte Hexe und führe sie vor das Gericht.« Nicht lange, so kam sie auf einem wilden Kater mit furchtbarem Geschrei schnell wie der Wind vorbei geritten, und es dauerte abermals nicht lang, so war das Männchen zurück, »es ist alles ausgerichtet« sprach es, »und die Hexe hängt schon am Galgen.« »Herr, was befehlst du weiter?« fragte der Kleine. »In dem Augenblick nichts,« antwortete der Soldat, »du kannst nach Haus gehen: sei nur gleich bei der Hand wenn ich dich rufe.« »Es ist nichts nötig,« sprach das Männchen, »als daß du deine Pfeife an dem blauen Licht anzündest, dann stehe ich gleich vor dir.« Darauf verschwand es vor seinen Augen.

Der Soldat kehrte in die Stadt zurück, aus der er gekommen war. Er ging in den besten Gasthof und ließ sich schöne Kleider machen, dann befahl er dem Wirt ihm ein Zimmer so prächtig als möglich einzurichten. Als es fertig war und der Soldat es bezogen hatte, rief er das schwarze Männchen und sprach »ich habe dem König treu gedient, er aber hat mich fengeschickt und mich hungern lassen, dafür will ich jetzt Rache nehmen.« »Was soll ich tun?« fragte der Kleine. »Spät Abends wenn die Königstochter im Bett liegt, so bring sie schlafend hierher, sie soll Mägdedienste bei mir tun.« Das Männchen sprach »für mich ist das ein leichtes, für dich aber ein gefährliches Ding, wenn das heraus kommt, wird es dir schlimm ergehen.« Als es zwölf geschlagen hatte, sprang die Türe auf, und das Männchen trug die Königstochter herein. »Aha, bist du da?« rief der Soldat, »frisch an die Arbeit! geh, hol den Besen und keh die Stube.« Als sie fertig war, hieß er sie zu seinem Sessel kommen, streckte ihr die Füße entgegen und sprach »zieh mir die Stiefel aus,« warf sie ihr dann ins Gesicht, und sie mußte sie aufheben, reinigen und glänzend machen. Sie tat aber alles, was er ihr befahl, ohne Widerstreben, sanft und mit halbgeschlossenen Augen. Bei dem ersten Halbschrei trug sie das Männchen wieder in das königliche Schloß und in ihr Bett zurück.

Am andern Morgen, als die Königstochter aufgestanden war, ging sie zu ihrem Vater, und erzählte ihm sie hätte einen wunderlichen Traum gehabt, »ich ward durch die Straßen mit Blitzeschnelle fortgetragen und in das Zimmer eines Soldaten gebracht, dem mußte ich als Magd dienen und aufwarten und alle gemeine Arbeit tun, die Stube kehren und die Stiefel putzen. Es war nur ein Traum, und doch bin ich so müde, als wenn ich wirklich alles getan hätte.« »Der Traum könnte wahr gewesen sein,« sprach der König, »ich will dir einen Rat geben, stecke deine Tasche voll Erbsen und mache ein klein Loch in die Tasche, wirst du wieder abgeholt, so fallen sie heraus und lassen die Spur auf der Straße.« Als der König so sprach, stand das Männchen unsichtbar dabei und hörte alles mit an. Nachts, als es die schlafende Königstochter wieder durch die

straßen trug, fielen war einzelne Erbsen aus der Tasche, aber sie konnten keine Spur machen, denn das listige Männchen hatte vorher in allen
straßen Erbsen verstreut. Die Königstochter aber mußte wieder bis zum Hahnenschrei Mägdendienste tun.
Der König schickte am folgenden Morgen seine Leute aus, welche die Spur suchen sollten, aber es war vergeblich, denn in allen Straßen
saßen die armen Kinder und lasen Erbsen auf und sagten »es hat heut Nacht Erbsen geregnet.« »Wir müssen etwas anderes aussinnen,« sprach der
König, »behalt deine Schuh an, wenn du dich zu Bett legst, und ehe du von dort zurück kehrst, verstecke einen davon; ich will ihn schon finden.« Das
schwarze Männchen vernahm den Anschlag, und als der Soldat Abends verlangte er sollte die Königstochter wieder herbei tragen, riet es ihm ab und
sagte gegen diese List wußte es kein Mittel, und wenn der Schuh bei ihm gefunden würde, so könnte es ihm schlimm ergehen. »Tue was ich dir
sage« erwiderte der Soldat, und die Königstochter mußte auch in der dritten Nacht wie eine Magd arbeiten; sie versteckte aber, ehe sie
zurückgetragen wurde, einen Schuh unter das Bett.
Am andern Morgen ließ der König in der ganzen Stadt den Schuh seiner Tochter suchen: er ward bei dem Soldaten gefunden, und der Soldat
selbst, der sich auf Bitten des Kleinen am Tor hinaus gemacht hatte, ward bald eingeholt und ins Gefängnis geworfen. Er hatte sein Bestes bei
der Flucht vergessen, das blaue Licht und das Gold, und hatte nur noch einen Dukaten in der Tasche. Als er nun mit Ketten belastet an dem Fenster seines
Gefängnisses stand, sah er einen seiner Kameraden vorbeigehen. Er klopfte an die Scheibe, und als er herbeikam, sagte er »sei
so gut und hol mir das kleine Bündelchen, das ich in dem Gasthaus liegen lassen, ich gebe dir dafür einen Dukaten.« Der Kamerad lief hin, und
brachte ihm das. Verlangte. Sobald der Soldat wieder allein war, steckte er seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen. »Sei
ohne Furcht,« sprach es zu seinem Herrn, »geh hin wo sie dich hinführen und laß alles geschehen, nimm nur das blaue Licht mit.« Am andern
Tag ward Gericht über den Soldaten gehalten, und obgleich er nichts Böses getan hatte, verurteilte ihn der Richter doch zum Tode. Als er nun
hinausgeführt wurde, bat er den König um eine letzte Gnade. »Was für eine?« fragte der König. »Daß ich auf dem Weg noch eine Pfeife
rauchen darf.« »Du kannst drei rauchen,« antwortete der König, »aber glaube nicht daß ich dir das Leben schenke.« Da zog der Soldat
seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Licht an, und wie ein paar Ringel von Rauch abgestiegen waren, so stand schon das Männchen
da, hatte einen kleinen Knüttel in der Hand und sprach »was befiehlt mein Herr?« »Schlag mir da die falschen Richter und ihre Hscher zu
Boden, und erschone auch den König nicht, der mich so schlecht behandelt hat.« Da fuhr das Männchen wie der Blitz, zickzack, hin und her, und
wen es mit seinem Knüttel nur anrührte, der fiel schon zu Boden, und getraute sich nicht mehr zu regen. Dem König ward angst, er legte sich
auf das Bitten und um nur das Leben zu behalten gab er dem Soldat das Reich und seine Tochter zur Frau.

e n o r e.
Das eigensinnige Kind.

Es war einmal ein Kind eigensinnig und tat nicht was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm
 und ließ es krank werden, und kein Arzt konnte ihm helfen, und in kurzer lag es auf dem Totenbetchen. Als es nun ins Grab versenkt
 und Erde über es hingedeckt war, so kam auf einmal sein Ärmchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten
 und frische Erde darüber taten, so half das nicht, und das Ärmchen kam immer wieder heraus. Da mußte die Mütter selbst im Grabe gehn und mit der
 Rute aufs Ärmchen schlagen, und wie sie das getan hatte zog es sich hinein, und das Kind hatte nun erst Ruhe unter der Erde.

Die drei Felscherer.

Die drei Felscherer reisten in der Welt, die meinten ihre Kunst auslernen zu haben und kamen in ein Wirtshaus, wo sie übernachten wollten. Der Wirt fragte wo sie her wären und hinaus wollten? »Wir ziehen auf unsere Kunst in der Welt herum.« »Zeigt mir doch einmal, was ihr könnt« sagte der Wirt. Da sprach der erste er wollte seine Hand abschneiden und morgen früh wieder anheilen: das zweite sprach er wollte sein Hitz ausreißen und morgen früh wieder anheilen: der dritte sprach er wollte seine Augen austechen und morgen früh wieder einheilen. »Könnt ihr das,« sprach der Wirt, »so habt ihr ausgelernt.« Sie hatten aber eine Salbe, was sie damit bestrichen, das heilte zusammen, und das Flächchen, wo sie drin war, trugen sie ständig bei sich. Da schnitten sie Hand Hitz und Auge vom Leibe, wie sie gesagt hatten, legten zusammen auf einen Teller und gaben dem Wirt: der Wirt gabs einem Mädchen, das sollte in den Schrank stellen und wohl aufheben. Das Mädchen aber hatte einen heimlichen Satz, der war ein Soldat. Wie nun der Wirt, die drei Felscherer und alle Leute im Haus schliefen, kam der Soldat und wollte was zu essen haben. Da schloß das Mädchen den Schrank auf und holte ihm etwas, und über der großen Liebe vergaß es die Schranktüre zumachen, setzte sich zum Liebsten an Tisch, und sie schwätzten mit einander. Wie es so vergnügt saß und an kein Unglück dachte, kam die Katze hereingeschlichen, fand den Schrank offen, nahm die Hand das Hitz und die Augen der drei Felscherer, und lief damit hinaus. Als nun der Soldat gegessen hatte und das Mädchen das Gerät aufheben und den Schrank zu schließen wollte, da sah es wohl daß der Teller, den ihm der Wirt aufzuheben gegeben hatte, ledig war. Da sagte es erschrocken zu seinem Satz »ach, was will ich armes Mädchen anfangen! Die Hand ist fort, das Hitz und die Augen sind auch fort, wie wird mirs morgen früh ergehen!« »Sei still,« sprach er, »ich will dir aus der Not helfen: es hängt ein Dieb draußen am Galgen, dem will ich die Hand abschneiden; welche Hand wars denn?« »Die rechte.« Da gab ihm das Mädchen ein scharfes Messer, und er ging hin, schnitt dem armen Sünder die rechte Hand ab und brachte sie herbei. Darauf packte er die Katze und stach ihr die Augen aus; nun fehlte nur noch das Hitz. »Habt ihr nicht geschlachtet, und liegt das Schweinefleisch nicht im Keller?« »Ja« sagte das Mädchen. »Nun, das ist gut« sagte der Soldat, ging hinunter und holte ein Schweinehitz. Das Mädchen tat alles zusammen auf den Teller, und stellte ihn in den Schrank, und als ihr Liebster darauf Abschied genommen hatte, legte es sich

rühig ins Bett.

Morgens, als die Felscherer aufstanden, sagten sie dem Mädchen es sollte ihnen den Teller holen, darauf Hand Hitz und Augen lägen. Da brachte es ihn aus dem Schrank, und der erste hielt sich die Diebshand an und bestrich sie mit seiner Salbe, alsbald war sie ihm angewachsen. Der zweite nahm die

Katzenaugen und heilte sie ein: der dritte machte das Schweinehetz fest. Der Wirt aber stand dabei, bewunderte ihre Kunst und sagte dergleichen

hätt er noch nicht gesehen, er wollte sie bei jedermann rühmen und empfehlen. Darauf bezahlten sie ihre Leche und reisten weiter.

Wie sie so dahin gingen, so blieb der mit den Schweinehetzen gar nicht bei ihnen, sondern wo eine Ecke war, lief er hin und schnüffelte darin

herum, wie Schweine tun. Die andern wollten ihn an dem Rockschnippen zurückhalten, aber das half nichts, er riß sich los und lief hin, wo der dickste Unrat

lag. Das zweite stellte sich auch wunderbar an, rieb die Augen und sagte zu dem andern »Kamerad, was ist das? das sind meine Augen nicht, ich sehe ja

nichts, leite mich doch einer, daß ich nicht falle.« Da gingen sie mit Mühe fort bis am Abend, wo sie zu einer andern Herberge kamen. Sie traten

zusammen in die Wirtstube, da saß in einer Ecke ein reicher Herr vorm Tisch und zählte Geld. Der mit der Diebshand ging um ihn herum, zuckte

ein paarmal mit dem Arm, endlich, wie der Herr sich umwendete, griff er in den Haufen hinein und nahm eine Hand voll Geld heraus. Der eine sahs und

sprach »Kamerad, was machst du? stehlen darfst du nicht schäm dich!« »Ei,« sagte er, »was kann ich dafür! es zuckt mir in der Hand, ich muß

zugreifen, ich mag wollen oder nicht.« Sie legten sich danach schlafen, und wie sie da liegen, ists so finster, daß man keine Hand vor Augen

sehen kann. Auf einmal erwachte der mit den Katzenaugen, weckte die andern und sprach »Brüder, schaut einmal auf, seht ihr die weißen Mäuschen, die da

herumlaufen?« Die zwei richteten sich auf, konnten aber nichts sehen. Da sprach er »es ist mit uns nicht richtig, wir haben das Unsrige nicht wieder gekriegt, wir

müssen zurück nach dem Wirt, der hat uns betrogen.« Also machten sie sich am andern Morgen dahin auf und sagten dem Wirt sie hätten ihr

richtig Werk nicht wieder gekriegt, der eine hätte eine Diebshand, das zweite Katzenaugen, und der dritte ein Schweinehetz. Der Wirt sprach daran

wäre das Mädchen schuld sein und wollte es rufen, aber wie das die drei hatte kommen sehen, war es im Hinterpörtchen fortgelaufen, und

kam nicht wieder. Da sprachen die drei er sollte ihnen viel Geld geben, sonst ließen sie ihm den roten Hahn übers Haus fliegen: da gab er was er hatte

und nur aufbringen konnte, und die drei zogen damit fort. Es war für ihr Lebtag genug, sie hätten aber doch lieber ihr richtig Werk gehabt.

Die sieben Schwaben.

Einmal waren sieben Schwaben beisammen, der erste war der Herr Schütz, der zweite der Jackli, der dritte der Marli, der vierte der Jergli, der fünfte der Michael, der sechste der Hans, der siebente der Veitli; die hatten alle siebene sich vorgenommen die Welt zu durchziehen, Abenteuer zu suchen und große Taten zu vollbringen. Damit sie aber auch mit bewaffneter Hand und sicher gingen, sahen sie für gut an, daß sie sich zwar nur einen einzigen aber recht starken und langen Speiß machen ließen. Dieser Speiß faßten sie alle siebene zusammen an, vorn ging der kühnste und männlichste, das mußte der Herr Schütz sein, und dann folgten die andern nach der Reihe und der Veitli war der letzte.

Nun geschah es, als sie im Heumonath eines Tags einen weiten Weg gegangen waren, auch noch ein gutes Stück bis in das Dorf hatten, wo sie über Nacht bleiben mußten, daß in der Dämmerung auf einer Wiese ein großer Roßkäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Laube vorbeiflog und feindlich brummelte. Der Herr Schütz erschrak, daß er fast den Speiß hätte fallen lassen und ihm der Angescheiß am ganzen Leibe ausbrach. »Horch, horch,« rief er seinen Gesellen, »Gott, ich höre eine Trommel!« Der Jackli, der hinter ihm der Speiß hielt und dem ich weiß nicht was für ein Geruch in die Nase kam, sprach »etwas ist ohne Zweifel vorhanden, denn ich schmeck das Pulver und der Zündstrick.« Bei diesen Worten hub der Herr Schütz an die Flucht zu ergreifen, und sprang im Hui über einen Zaun, weil er aber gerade auf die Zinken eines Rechen sprang, der vom Heumachen da liegen geblieben war, so fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. »O wei, O wei,« schrie der Herr Schütz, »nimm mich gefangen, ich ergeb mich, ich ergeb mich!« Die andern sechs hüpfen auch alle einer über den andern herzu und schrien »gibst du dich, so geb ich mich auch, gibst du dich, so geb ich mich auch.« Endlich, wie kein Feind da war, der sie binden und fortführen wollte, merkten sie daß sie betrogen waren: und damit die Geschichte nicht unter die Leute käme, und sie nicht genarrt und gespottet würden, schwuren sie sich unter einander so lang davor still zu schweigen, bis einer unverhofft das

Maul aufthäte.

Hierauf zogen sie weiter. Die zweite Befährlichkeit, die sie erlebten, kann aber mit der ersten nicht verglichen werden. Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch ein Brachfeld, da saß ein Hase in der Sonne und schlief, streckte die Ohren in die Höhe, und hatte die großen gläsernen Augen starr stehen. Da erschaken sie bei dem Anblick des grausamen und wilden Thieres insgesamt und hielten Rat was zu tun das wenigst gefährliche wäre. Denn so sie fliehen wollten, war zu besorgen, das Ungeheuer setze ihnen nach und verschlänge sie alle mit Haut und Haar. Also sprachen sie »wir

müssen einen großen und gefährlichen Kampf bestehen, frisch gewagt ist halb gewonnen!« faßten alle siebene den Speiß an, der Herr Schulz vorn und der Veitli hinten. Der Herr Schulz wollte den Speiß noch immer anhalten, der Veitli aber war hinten ganz mutig geworden, wollte losbrechen und

rief
»stoß zu in aller Schwabe Name,
sonst wünsch i, daß ihr möcht erlahme.«

Aber der Hans wußt ihn zu treffen und sprach

»beim Element, du hascht gut schwätze,
bischt stets der letscht beim Drachehetze.«

Der Michal rief

»es wird nit fehle um ei Haar,
so ischt es wohl der Teufel gar.«

Drauf kam an den Jergli die Reihe der sprach

»ischt er es nit, so ischts sei Muter
oder des Teufels Stiefbruder.«

Der Marli hatte da einen guten Gedanken und sagte dem Veitli

»gang, Veitli, gang, gang du voran,
i will dahinte vor di stahn.«

Der Veitli hörte aber nicht drauf und der Jackli sagte

»der Schulz, der muß der erschte sei,
denn ihm gebührt die Ehr allei.«

Da nahm sich der Herr Schulz ein Hütz und sprach gravitatisch

»so zieht denn herzhafft in den Streit,
hieran erkennt man tapfre Leut.«

Da gingen sie insgesamt auf den Drachen los. Der Herr Schulz segnete sich und rief Gott um Beistand an: wie aber das alles nicht helfen wollte

und er dem Feind immer näher kam, schrie er in großer Angst »hau! hurlehau! hau! hauhau!« Davon erwachte der Has,

erschrak und sprang eilig davon. Als ihn der Herr Schulz so feldflüchtig sah, da rief er voll Freude

»potz, Veitli, lueg, lueg, was isch das?

das Ungehüer ischt a Has.«

Der Schwabenbund suchte aber weiter Abenteuer und kam an die Mosel, ein mosiges, stilles und tiefes Wasser, darüber nicht viel Brücken sind,

sondern man an mehreren Orten sich muß in Schiffen überfahren lassen. Weil die sieben Schwaben dessen unberichtet waren, riefen sie einem Mann, der

jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man doch hinüber kommen könnte? Der Mann stand wegen der Weite und wegen

ihrer Sprache nicht was sie wollten, und fragte auf sein trierisch »wat? wat?«

Da meinte der Herr Schulz er spräche nicht anders als »wade, wade durchs Wasser,« und hub an, weil er der

Vorderste war, sich auf den Weg zu machen und in die Mosel hineinzugehen. Nicht lang, so versank er in den Schlamm und in die antreibenden

tiefen Wellen, seinen Hut aber jagte der Wind hinüber an das jenseitige Ufer, und ein Frosch setzte sich dabei und quackte

wat.« Die sechs andern hörten das drüben und sprachen »unser Gesell, der Herr Schulz, ruft uns, kann

er hinüber waden, warum wir nicht auch?« Sprangen darum eilig alle zusammen in das Wasser und ertranken,

also daß ein Frosch ihrer sechse ums Leben brachte, und niemand von dem Schwabenbund wieder nach Haus kam.

Die drei Handwerksburschen.

Es waren drei Handwerksburschen, die hatten es verabredet auf ihrer Wanderung beisammen zu bleiben und immer in einer Stadt zu arbeiten.

Auf eine Zeit aber fanden sie bei ihren Meistern kein Verdienst mehr, so daß sie endlich ganz abgerissen waren und nichts zu leben hatten.

Da sprach der eine »was sollen wir anfangen? hier bleiben können wir nicht länger, wir wollen wieder wandern, und wenn wir in der Stadt, wo

wir hin kommen, keine Arbeit finden, so wollen wir beim Herbergsvater ausmachen daß wir ihm schreiben wo wir uns aufhalten, und

einer vom andern Nachricht haben kann, und dann wollen wir uns trennen;« das schien den andern auch das Beste. Sie zogen fort, da kam ihnen auf

dem Weg ein reich gekleideter Mann entgegen, der fragte wer sie wären. »Wir sind Handwerksleute und suchen Arbeit: wir haben uns bisher

zusammen gehalten, wenn wir aber keine mehr finden, so wollen wir uns trennen.« »Das hat keine Not,« sprach der Mann, »wenn ihr tun

wollt was ich euch sage, solls euch an Geld und Arbeit nicht fehlen; ja ihr sollt große Herren werden und in Kutschen fahren.« Der eine sprach

»wenns unserer Seele und Seligkeit nicht schadet, so wollen wirs wohl tun.« »Nein,« antwortete der Mann, »ich habe keinen Teil an

euch.« Der andere aber hatte nach seinen Füßen gesehen, und als er da einen Pferdefuß und einen Menschenfuß erblickte, wollte er sich nicht mit

ihm einlassen. Der Teufel aber sprach »gebt euch zufrieden, es ist nicht auf euch abgesehen, sondern auf eines anderen Seele, der schon halb mein ist,

und dessen Maaß nur voll laufen soll.« Weil sie nun sicher waren, willigten sie ein, und der Teufel sagte ihnen was er verlangte, der erste sollte

auf jede Frage antworten »wir alle drei,« der zweite »unrs Geld,« der dritte »und das war Recht.« Das sollten sie immer hinter einander sagen, weiter

aber dürften sie kein Wort sprechen, und überträten sie das Gebot, so wäre gleich alles Geld verschwunden: so lange sie es aber

befolgt, sollten ihre Taschen immer voll sein. Zum Anfang gab er ihnen auch gleich so viel als sie tragen konnten, und hieß sie in die Stadt in das

und das Wirtshaus gehen. Sie gingen hinein, der Wirt kam ihnen entgegen und fragte »wollt ihr etwas zu essen?« Der erste antwortete »wir alle

drei.« »Ja,« sagte der Wirt, »das mein ich auch.« Da zweite »unrs Geld.« »Das versteht sich,« sagte der Wirt. Der dritte »und das war Recht.« »Ja

wohl wars Recht,« sagte der Wirt. Es ward ihnen nun gut Essen und Trinken gebracht, und wohl aufgewartet. Nach dem Essen mußte die Bezahlung

geschehen, da hielt der Wirt dem einen die Rechnung hin, der sprach »wir alle drei,« der zweite »unrs Geld,« der dritte »und das war Recht.« »Freilich ist

Recht,« sagte der Wirt, »alle drei bezahlen, und ohne Geld kann ich nichts geben.« Sie bezahlten aber noch mehr als er gefordert hatte. Die Gäste sahen

das mit an und sprachen »die Leute müssen toll sein.« »Ja, das sind sie auch,« sagte der Wirt, »sie sind nicht recht klug.« So blieben sie eine

Zeit lang in dem Wirthaus und sprachen kein ander Wort als »wir alle drei, ums Geld, und das war Recht.« Sie sahen aber, und wußten alles
 was darin vorging. Es trug sich zu, daß ein großer Kaufmann kam mit vielem Geld, der sprach »Herr Wirt, heb er mir mein Geld auf, da sind
 die drei närrischen Handwerksbursche die möchten mirs stehlen.« Das tat der Wirt. Wie er den Mantelsack in seine Stube trug, fühlte er daß er schwer
 von Gold war. Darauf gab er den drei Handwerkern unten ein Lager, der Kaufmann aber kam oben hin in eine besondere Stube. Als
 Mitternacht war und der Wirt dachte sie schliefen alle, kam er mit seiner Frau, und sie hatten eine Holzaxt und schlugen den reichen Kaufmann tot;
 nach vollbrachtem Mord legten sie sich wieder schlafen. Wies nun Tag war, gabs großen Lärm, der Kaufmann lag tot im Bett und schwamm in
 seinem Blut. Da liefen alle Gäste zusammen, der Wirt aber sprach »das haben die drei tollen Handwerker getan.« Die Gäste bestätigten es, und
 sagten »niemand anders kanns gewesen sein.« Der Wirt aber ließ sie ruhen und sagte zu ihnen »habt ihr den Kaufmann getötet?« »Wir alle drei«
 sagte der erste, »ums Geld« der zweite, »und das war Recht« der dritte. »Da hört ihrs nun,« sprach der Wirt, »sie stehens selber.« Sie wurden
 also ins Gefängnis gebracht, und sollten gerichtet werden. Wie sie nun sahen daß es so ernsthaft ging, ward ihnen doch angst, aber Nachts kam
 der Teufel und sprach »haltet nur noch einen Tag aus, und verzerzt euert Glück nicht, es soll euch kein Haar gekrümmt werden.« Am andern
 Morgen wurden sie vor Gericht geführt: da sprach der Richter »seid ihr die Mörder?« »Wir alle drei.« »Warum habt ihr den Kaufmann geschlagen?«
 »Ums Geld.« »Ihr Bösewichter,« sagte der Richter, »habt ihr euch nicht der Sünde gescheut?« »Und das war Recht.« »Sie haben bekannt und sind noch
 hestarrig dazu« sprach der Richter, »führt sie gleich zum Tod.« Also wurden sie hinausgebracht, und der Wirt mußte mit in den Kreis treten. Wie
 sie nun von den Henkersknechten gefaßt und oben aufs Gerüst geführt wurden, wo der Scharfrichter mit bloßem Schwerte stand, kam auf einmal
 eine Kutsche mit vier blutroten Füchsen gespannt, und fuhr daß das Feuer aus den Steinen sprang, aus dem Fenster aber winkte einer mit
 einem weißen Tuche. Da sprach der Scharfrichter »es kommt Gnade,« und ward auch aus dem Wagen »Gnade! Gnade!« gerufen. Da trat der
 Teufel heraus, als ein sehr vornehmer Herr, prächtig gekleidet und sprach »ihr drei seid schuldig; ihr dürft nun sprechen, sagt heraus was
 ihr gesehen und gehört habt.« Da sprach der älteste »wir haben den Kaufmann nicht getötet, der Mörder steht da im Kreis« und deutete auf den
 Wirt, »zum Wahrzeichen geht hin in seinen Keller, da hängen noch viele andere, die er ums Leben gebracht.« Da schickte der Richter die
 Henkersknechte hin, die fanden es, wies gesagt war, und als sie dem Richter das berichtet hatten, ließ er den Wirt hinauf führen und ihm das Haupt abschlagen.
 Da sprach der Teufel zu den dreien »nun hab ich die Seele, die ich haben wollte, ihr seid aber frei und habt Geld für euert Lebtage.«

Der Königsson der sich vor nichts fürchtet.

Es war einmal ein Königsson, dem gefiels nicht mehr daheim in seines Vaters Haus, und weil er vor nichts Furcht hatte, so dachte er

»ich will in die weite Welt gehen, da wird mit Zeit und Weile nicht lang, und ich werde wunderliche Dinge genug sehen.« Also nahm er von seinen

Eltern Abschied und ging fort, immer du, von Morgen bis Abend, und es war ihm einerlei wo hinaus ihn der Weg führte. Es trug sich du, daß er

vor eines Riesen Haus kam, und weil er müde war, setzte er sich vor die Türe und ruhte. Und als er seine Augen so hin und her gehen ließ, sah

er auf dem Hof des Riesen Spielwerk liegen: das waren ein paar mächtige Kugeln und Kegel so groß als ein Mensch. Über ein Weilchen

bekam er Lust, stellte die Kegel auf und schob mit den Kugeln danach, chrie und rief wenn die Kegel fielen, und war guter Dinge. Der Riese hörte den

Lärm, streckte seinen Kopf am Fenster heraus und erblickte einen Menschen, der nicht größer war als andere, und doch mit seinen Kegeln spielte.

»Würmchen,« rief er, »was kegelst du mit meinen Kegeln? wer hat dir die Stärke dazu gegeben?« Der Königsson schaute auf, sah den Riesen

an und sprach »du Klotz, du meinst wohl, du hättest allein starke Arme? ich kann alles, wozu ich Lust habe.« Der Riese kam

herab, sah dem Kegeln ganz verwundert zu und sprach »Menschenkind, wenn du der Art bist, so geh und hol mir einen Apfel vom Baum des

Lebens.« »Was willst du damit?« sprach der Königsson. »Ich will den Apfel nicht für mich,« antwortete der Riese, »aber ich habe eine Braut, die

verlangt danach; ich bin weit in der Welt umhergegangen und kann den Baum nicht finden.« »Ich will ihn schon finden,« sagte der Königsson, »und

ich weiß nicht was mich abhalten soll, den Apfel herunter zu holen.« Der Riese sprach »du meinst wohl das wäre so leicht? der Garten,

worin der Baum steht, ist von einem eisernen Gitter umgeben, und vor dem Gitter liegen wilde Tiere, eins neben dem andern, die halten Wache

und lassen keinen Menschen hinein.« »Mich werden sie schon einlassen,« sagte der Königsson. »Ja, gelangst du auch in den Garten und siehst

den Apfel am Baum hängen, so ist er doch noch nicht dein: es hängt ein Ring davor, durch den muß einer die Hand stecken, wenn er den Apfel

erreichen und abbrechen will, und das ist noch keinem geglückt.« »Mir solls schon glücken,« sprach der Königsson.

Da nahm er Abschied von dem Riesen, ging fort über Berg und Tal, durch Felder und Wälder, bis er endlich den Wundergarten fand. Die Tiere lagen rings herum,

aber sie hatten die Köpfe gesenkt und schliefen. Sie erwachten auch nicht, als er heran kam, sondern er trat über sie weg, stieg über das Gitter und kam

glücklich in den Garten. Da stand mitten inne der Baum des Lebens, und die roten Äpfel leuchteten an den Ästen. Er kletterte an dem Stamm in die

Höhe, und wie er nach einem Apfel reichen wollte, sah er einen Ring davor hängen, aber er steckte seine Hand ohne Mühe hindurch

- Und er schloß sich fest an seinen Arm und er fühlte wie auf einmal eine gewaltige Kraft durch seine Adern drang. Als er mit dem Apfel von dem Baum wieder herabstieg war, wollte er nicht über das Gitter klettern, sondern faßte das große Tor und brauchte nur einmal daran zu schütteln, so sprang es mit Krachen auf. Da ging er hinaus, und der Löwe, der davor gelegen hatte, war wach geworden und sprang ihm nach, aber nicht in Wut und Wildheit, sondern er folgte ihm demütig als seinem Herrn.

Der Königssohn brachte dem Riesen den versprochenen Apfel und sprach »siehst du, ich habe ihn ohne Mühe geholt.« Der Riese war froh daß sein Wunsch so bald erfüllt war, eilte zu seiner Braut und gab ihr den Apfel, den sie verlangt hatte. Es war eine schöne und kluge Jungfrau, und da sie den Ring nicht an seinem Arm sah, sprach sie »ich glaube nicht eher daß du den Apfel geholt hast, als bis ich den Ring an deinem Arm erblicke.«

Der Riese sagte »ich brauche nur heim zu gehen und ihn zu holen« und meinte es wäre ein leichtes dem schwachen Menschen mit Gewalt weg zu nehmen, was er nicht gutwillig geben wollte. Er forderte also den Ring von ihm, aber der Königssohn weigerte sich. »Wo der Apfel ist muß auch der Ring sein,« sprach der Riese, »gibst du ihn nicht gutwillig, so mußt du mit mir darum kämpfen.«

Sie rangen lange Zeit mit einander, aber der Riese konnte dem Königssohn, den die Zauberkraft des Ringes stärkte, nichts anhaben. Da sann der Riese auf eine List und sprach »mir ist warm geworden bei dem Kampf, und dir auch, wir wollen im Flusse baden und uns abkühlen, eh wir wieder anfangen.« Der Königssohn, der von Falshheit nichts wußte, ging mit ihm zu dem Wasser, streifte mit seinen Kleidern auch den Ring vom Arm und sprang in den Fluß. Als bald griff der Riese nach dem Ring und lief damit fort, aber der Löwe, der den Diebstahl bemerkt hatte, setzte dem Riesen nach, riß den Ring ihm aus der Hand und brachte ihn seinem Herrn zurück. Da stellte sich der Riese hinter einen Eichbaum, und als der Königssohn beschäftigt war seine Kleider wieder anzuziehen, überfiel er ihn und stach ihm beide Augen aus.

Nun stand da der arme Königssohn, war blind und wußte sich nicht zu helfen. Da kam der Riese wieder herbei, faßte ihn bei der Hand, wie jemand der ihn leiten wollte, und führte ihn auf die Spitze eines hohen Felsens. Dann ließ er ihn stehen, und dachte »noch ein paar Schritte weiter, so stürzt er sich tot, und ich kann ihm den Ring ziehen.« Aber der treue Löwe hatte seinen Herrn nicht verlassen, hielt ihn am Kleide fest und zog ihn allmählig wieder zurück. Als der Riese kam und den Toten berauben wollte, sah er daß seine List vergeblich gewesen war.

»Ist denn ein so schwaches Mischenkind nicht zu verderben!« sprach er zornig zu sich selbst, faßte den Königssohn und führte ihn auf einem andern Weg nochmals zu dem Abgrund: aber der Löwe, der die böse Absicht merkte, half seinem Herrn auch hier aus der Gefahr. Als sie nahe am Rand gekommen waren, ließ der Riese die Hand des Blinden fahren und wollte ihn allein zurücklassen, aber der Löwe stieß den Riesen, daß er hinab stürzte und schmettert auf den Boden fiel.

Das treue Tier zog seinen Herrn wieder von dem Abgrund zurück und leitete ihn zu einem Baum, an dem ein klarer Bach floß. Der
Königssohn setzte sich da nieder, der Löwe aber legte sich und spritzte mit seiner Patze ihm das Wasser ins Antlitz. Kaum hatten ein paar
Tröpfchen die Augenhöhlen betetzt, so konnte er wieder etwas sehen und bemerkte ein Vöglein, das flog ganz nah vorbei,
stieß sich aber an einen Baustamm: hierauf ließ es sich in das Wasser herab und badete sich darin, dann flog es auf, strich ohne zustoßen zwischen
den Bäumen hin, als hätte es sein Gesicht wieder bekommen. Da erkannte der Königssohn den Wink Gottes, neigte sich herab zu
dem Wasser und wusch und badete sich darin das Gesicht. Und als er sich aufrichtete, hatte er seine Augen wieder so hell und rein, wie sie nie gewesen waren.
Der Königssohn dankte Gott für die große Gnade und zog mit seinem Löwen weiter in der Welt herum. Nun trug es sich zu daß er vor
ein Schloß kam, welches verwünscht war. In dem Tor stand eine Jungfrau von schöner Gestalt und feinem Antlitz, aber sie war ganz schwarz.
Sie redete ihn an und sprach »ach, könntest du mich erlösen aus dem bösen Zauber, der über mich geworfen ist.« »Was soll ich tun?« sprach der
Königssohn. Die Jungfrau antwortete »drei Nächte mußt du in dem großen Saal des verwünschten Schlosses zubringen, aber es darf keine
Furcht in dein Herz kommen. Wenn sie dich auf das ärgste quälen und du hältst es aus ohne einen Laut von dir zu geben, so bin ich
erlöst; das Leben dürfen sie dir nicht nehmen.« Da sprach der Königssohn »ich fürchte mich nicht, ich wills mit Gottes Hilfe versuchen.« Also
ging er fröhlich in das Schloß, und als es dunkel ward, setzte er sich in den großen Saal und wartete. Es war aber still bis Mitternacht, da fing
plötzlich ein großer Lärm an, und aus allen Ecken und Winkeln kamen kleine Teufel herbei. Sie taten als ob sie ihn nicht sähen,
setzten sich mitten in die Stube, machten ein Feuer an und fingen an zu spielen. Wenn einer verlor, sprach er »es ist nicht richtig, es ist einer da,
der nicht zu uns gehört, der ist schuld, daß ich verliere.« »Wart ich komme, du hinter dem Ofen,« sagte ein anderer. Das Schreien ward immer
größer, so daß es niemand ohne Schrecken hätte anhören können. Der Königssohn blieb ganz ruhig sitzen und hatte keine
Furcht: doch endlich sprangen die Teufel von der Erde auf und fielen über ihn her, und es waren so viele, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte. Sie
zertritten ihn auf dem Boden herum, zwickten, stachen, schlugen und quälten ihn, aber er gab keinen Laut von sich. Gegen Morgen verwandten sie, und
er war so abgemattet, daß er kaum seine Glieder regen konnte: als aber der Tag anbrach, da trat die schwarze Jungfrau zu ihm herein. Sie trug in ihrer
Hand eine kleine Fläche, worin Wasser des Lebens war, damit wusch sie ihn, und alsbald fühlte er wie alle Schmerzen verwandten und frische
Kraft in seine Adern drang. Sie sprach »eine Nacht hast du glücklich ausgehalten, aber noch zwei stehen dir bevor.« Da ging sie wieder weg,
und im Weggehen bemerkte er daß ihre Füße weiß geworden waren. In der folgenden Nacht kamen die Teufel und fingen ihr Spiel aufs neue
an: sie fielen über den Königssohn her und schlugen ihn viel härter als in der vorigen Nacht, daß sein Leib voll Wunden war. Doch da er alles

still ertrug, mußten sie von ihm lassen, und als die Morgenröte anbrach, erschien die Jungfrau und heilte ihn mit dem Lebenswasser. Und als sie wegging, sah er mit Freuden daß sie schon weiß geworden war bis zu den Fingerspitzen. Nun hatte er nur noch eine Nacht auszuhalten, aber die war die schlimmste. Der Teufelskuk kam wieder: »bist du noch da?« schrien sie, »du sollst gepeinigt werden daß dir der Atem stehen bleibt.« Sie stachen und schlugen ihn, warfen ihn hin und her und zogen ihn an Armen und Beinen, als wollten sie ihn zerreißen: aber er duldete alles und gab keinen Laut von sich. Endlich verschwanden die Teufel, aber er lag da ohnmächtig und regte sich nicht: er konnte auch nicht die Augen aufheben, um die Jungfrau zu sehen, die herein kam und ihn mit dem Wasser des Lebens bletzte und begoß. Aber auf einmal war er von allen Schmerzen befreit und fühlte sich frisch und gesund, als wäre er aus einem Schlaf erwacht, und wie er die Augen aufschlug, so sah er die Jungfrau neben sich stehen, die war schneeweiß und schön, wie der helle Tag. »Steh auf,« sprach sie, »und schwing dein Schwert dreimal über die Treppe, so ist alles erlöst.« Und als er das getan hatte, da war das ganze Schloß vom Zauber befreit, und die Jungfrau war eine reiche Königstochter. Die Diener kamen und sagten im großen Saale wäre die Tafel schon zubereitet und die Speisen aufgetragen. Da setzten sie sich nieder, aßen und tranken zusammen, und Abends ward in großen Freuden die Hochzeit gefeiert.


 Der Krautesel.

Es war einmal ein junger Jäger, der ging in den Wald auf Abstand. Er hatte ein frisches und fröhliches Herz, und als er daher ging und auf dem Blatt pfiff, kam ein altes häßliches Mütterchen, das redete ihn an und sprach »guten Tag, lieber Jäger, du bist wohl lustig und vergnügt, aber ich leide Hunger und Durst, gib mir doch ein Almosen.« Da dauerte den Jäger das arme Mütterchen, daß er in seine Tasche griff und ihr nach seinem Vermögen etwas reichte. Nun wollte er weiter gehen, aber die alte Frau hielt ihn an, und sprach »höre, lieber Jäger, was ich dir sage, für dein gutes Herz will ich dir ein Geschenk machen: geh nur immer deiner Wege, über ein Weilchen wirst du an einen Baum kommen, darauf sitzen neun Vögel, die haben einen Mantel in den Krallen und raufen sich darum. Da lege du deine Büchse an und schieß mitten drunter: den Mantel werden sie dir wohl fallen lassen, aber auch einer von den Vögeln wird getroffen sein und tot herabstürzen. Den Mantel nimm mit dir, es ist ein Wunschmantel, wenn du ihn um die Schultern wirfst, brauchst du dich nur an einen Ort zu wünschen, und im Augenblick bist du dort. Aus dem toten Vogel nimm das Herz heraus, und verschluck es ganz, dann wirst du allen und jeden Morgen früh beim Aufstehen ein Goldstück unter deinem Kopfkissen finden.«

Der Jäger dankte der weisen Frau und dachte bei sich »schöne Dinge, die sie mir versprochen hat, wens nur auch all so einträfe.« Doch, wie er etwa hundert Schritte gegangen war, hörte er über sich in den Ästen ein Geschrei und Schweißchen, daß er aufschaute: da sah er einen Haufen Vögel, die rissen mit den Schnäbeln und Füßen ein Tuch herum, schrien, zerrten und balgten sich, als wollts ein jeder allein haben. »Nun,« sprach der Jäger, »das ist wunderbar, es kommt ja gerade so, wie das Mütterchen gesagt hat,« nahm die Büchse von der Schulter, legte an und tat seinen Schuß mitten hinein, daß die Federn herumflogen. Als bald nahm das Getier mit großem Schreien die Flucht, aber einer fiel tot herab, und der Mantel sank ebenfalls herunter. Da tat der Jäger wie ihm die Alte geheißen hatte, schnitt den Vogel auf, suchte das Herz, schluckte es hinunter und nahm den Mantel mit nach Haus.

Am andern Morgen, als er aufwachte, fiel ihm die Verheißung ein, und er wollte sehen ob sie auch eingetroffen wäre. Wie er aber sein Kopfkissen in die Höhe hob, da schimmerte ihm das Goldstück entgegen und am andern Morgen fand er wieder eins, und so weiter jedesmal, wenn er aufstand. Er sammelte sich einen Haufen Gold, endlich aber dachte er »was hilft mir all mein Gold, wenn ich daheim bleibe? ich will abziehen und mich in der Welt umsehen.«

Da nahm er von seinen Eltern Abschied, hing seinen Jägerranz und seine Flinte um und zog in die Welt. Es trug sich zu, daß er eines Tages durch einen dicken Wald kam, und wie der zu Ende war, lag in der Ebene vor ihm ein ansehnliches Schloß. In einem Fenster desselben stand eine Alte mit einer wunderschönen Jungfrau und schaute herab. Die Alte aber war eine Hexe und sprach zu dem Mädchen »dort kommt einer aus dem Wald, der hat einen wunderbaren Schatz im Leib, den müssen wir darum berücken, mein Herzenstöchterchen: uns geht das besser an als ihm. Er hat ein Vogelherz bei sich, deshalb liegt jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen.« Sie erzählt ihr wie es damit beschaffen wäre und wie sie darum zu spielen hätte, und zuletzt drohte sie und sprach mit zornigen Augen »und wenn du mir nicht gehorchst, so bist du unglücklich.« Als nun der Jäger näher kam, erblickte er das Mädchen und sprach zu sich »ich bin nun so lang herangezogen, ich will einmal ausruhen und in das schöne Schloß einkehren, Geld hab ich ja vollauf.« Eigentlich aber war die Ursache, daß er ein Auge auf das schöne Bild geworfen hatte.

Er trat in das Haus ein, und ward freundlich empfangen und höflich bewirtet. Es dauerte nicht lange, da war er so in das Hexenmädchen verliebt, daß er an nichts anders mehr dachte und nur nach ihren Augen sah, und was sie verlangte, das tat er gerne. Da sprach die Alte »nun müssen wir das Vogelherz haben, er wird nicht spüren, wenn es ihm fehlt.« Sie richteten einen Trank zu, und wie der gekocht war, tat sie ihn in einen Becher und gab ihn dem Mädchen, das mußte ihn dem Jäger reichen. Sprach es »nun, mein Liebster, trink mit zu.« Da nahm er den Becher, und wie er den Trank geschluckt hatte, brach er das Herz des Vogels aus dem Leibe. Das Mädchen mußte es heimlich beschaffen und dann selbst verschlucken, denn die Alte wollte es haben. Von nun an fand er kein Gold mehr unter seinem Kopfkissen, sondern es lag unter dem Kissen des Mädchens wo es die Alte jeden Morgen holte: aber er war so verliebt und vernarrt, daß er an nichts anders dachte, als sich mit dem Mädchen die Zeit zu vertreiben.

Da sprach die alte Hexe »das Vogelherz haben wir, aber den Wuchsmantel müssen wir ihm auch abnehmen.« Antwortete das Mädchen »den wollen wir ihm lassen, er hat ja doch seinen Reichtum verloren.« Da ward die Alte böse und sprach »so ein Mantel ist ein wunderbares Ding, das selten auf der Welt gefunden wird, den soll und muß ich haben.« Sie gab dem Mädchen Schläge und sagte wenn es ihr nicht gehorchte, sollte es ihm schlimm ergehen.

Da tat es nach dem Geheiß der Alten, stellte sich einmal ans Fenster und schaute in die weite Gegend, als wäre es ganz traurig. Fragte der Jäger »was meinst du so traurig da?« »Ach, mein Schatz,« gab es zur Antwort, »da gegenüber liegt der Granatenberg, wo die köstlichen Edelsteine wachsen. Ich trage so groß Verlangen danach, daß wenn ich daran denke, ich ganz traurig bin; aber wer kann sie holen! nur die

Vögel, die fliegen, kommen hin, ein Mensch nimmermehr.« »Hast du weiter nichts zu klagen,« sagte der Jäger, »den Kummer will ich dir bald
vom Herzen nehmen.« Damit faßte er sie unter seinen Mantel und wünschte sich hinüber auf den Granatenberg, und im Augenblick saßen sie auch beide drauf.
Da schimmerte das edele Gestein von allen Seiten daß es eine Freude war anzusehen, und sie lasen die schönsten und kostbarsten Stücke zusammen.
Nun hatte es aber die Alte durch ihre Hexenkunst bewirkt, daß dem Jäger die Augen schwer wurden. Er sprach zu dem Mädchen »wir wollen ein
wenig niedersitzen und ruhen, ich bin so müde, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann.« Da setzten sie sich, und er legte sein Haupt in
ihren Schooß und schlief ein. Wie er erschlafen war, da band es ihm den Mantel von den Schultern und hing ihn sich selbst um, las die Granaten und
Steine auf und wünschte sich damit nach Haus.
Als aber der Jäger seinen Schlaf ausgetan hatte und aufwachte, sah er daß seine Liebste ihn betrogen und auf dem wilden Gebirg allein gelassen hatte.
»O,« sprach er, »wie ist die Untreue so groß auf der Welt!« saß da in Sorge und Verzweifelnd und wußte nicht was er anfangen sollte.
Der Berg aber gehörte wilden und ungeheuern Riesen, die darauf wohnten und ihr Wesen trieben, und er saß nicht lange, so sah er ihrer drei
daher schreiten. Da legte er sich nieder, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Nun kamen die Riesen herbei, und der erste stieß ihn mit dem Fuß
an und sprach »was liegt da für ein Erdwurm und beachaut sich inwendig?«
Der zweite sprach »tritt ihn tot.« Der dritte aber sprach verächtlich »das wäre der Mühe wert! laßt ihn nur leben, hier kann er nicht bleiben, und
wenn er höher steigt bis auf die Bergspitze, so packen ihn die Wolken und tragen ihn fort.« Unter diesem Gespräch gingen sie vorüber, der
Jäger aber hatte auf ihre Worte gemerkt, und sobald sie fort waren, stand er auf und klimmte den Berggipfel hinauf. Als er ein Weilchen
da gesessen hatte, so schwebte eine Wolke heran, ergriff ihn, trug ihn fort und zog eine Zeitlang am Himmel her, dann senkte sie sich und ließ
sich über einen großen, rings mit Mauern umgebenen Krautgarten nieder, also daß er zwischen Kohl und Gemüse sanft auf den Boden kam.
Da sah der Jäger sich um und sprach »wenn ich nur etwas zu essen hätte, ich bin so hungrig, und mit dem Weiterkommen wirds schwer fallen;
aber hier seh ich keinen Apfel und keine Birne und keinerlei Obst, überall nichts als Krautwerk.« Endlich dachte er zur Not kann ich von
dem Salat essen, der schmeckt nicht sonderlich, wird mich aber erfrischen.« Also suchte er sich ein schönes Haupt aus und aß davon, aber kaum hatte er
ein paar Bissen hinab geschluckt, so war ihm so wunderbar zu Mute, und er fühlte sich ganz verändert. Es wuchsen ihm vier Beine, ein
dicker Kopf und zwei lange Ohren, und er sah mit Schrecken daß er in einen Esel verwandelt war. Doch weil er dabei immer noch großen
Hunger spürte und ihm der saftige Salat nach seiner zitzigen Natur gut schmeckte, so aß er mit großer Gier immerzu. Endlich gelangte er an
eine andere Art Salat, aber kaum hatte er etwas davon verschluckt, so fühlte er aufs neue eine Veränderung, und kehrte in seine menschliche

gestalt zurück.

Nun legte sich der Jäger nieder und schlief seine Müdigkeit aus. Als er am andern Morgen erwachte, brach er ein Haupt von dem bösen und eins von

dem guten Salat ab und dachte »das soll mir zu dem Meinigen wieder helfen und die Treulosigkeit bestrafen.«

Dann steckte er die Häupter zu sich, kletterte über die Mauer und ging fort, das Schloß seiner Liebsten zu suchen. Als er ein paar Tage herum

gestrichen war, fand er es glücklicherweise wieder. Da bräunte er sich schnell sein Gesicht, daß ihn seine eigene Mutter nicht erkannt hätte,

ging in das Schloß und bat um eine Herberge. »Ich bin so müde,« sprach er, »und kann nicht weiter.« Fragte die Hexe »Landsmann, wer

seid ihr, und was ist euer Geschäft?« Er antwortete »ich bin ein Bote des Königs und war ausgesandt den köstlichsten Salat zu suchen, der

unter der Sonne wächst. Ich bin auch so glücklich gewesen ihn zu finden und trage ihn bei mir, aber die Sonnenhitze brennt gar zu stark, daß

mir das zarte Kraut zu welken droht und ich nicht weiß ob ich es weiter bringen werde.«

Als die Alte von dem köstlichen Salat hörte, ward sie lüstern und sprach »lieber Landsmann, laß mich doch den wunderbaren Salat versuchen.« »Warum

nicht?« antwortete er, »ich habe zwei Häupter mitgebracht und will euch eins geben,« machte seinen Sack auf und reichte ihr das böse hin. Die

Hexe dachte an nichts arges und der Mund wässerte ihr so sehr nach dem neuen Gericht, daß sie selbst in die Küche ging und es zubereitete. Als es

fertig war, konnte sie nicht warten, bis es auf dem Tisch stand, sondern sie nahm gleich ein paar Blätter und steckte sie in den Mund, kaum aber waren sie

verschluckt, so war auch die menschliche Gestalt verloren, und sie lief als eine Eselin hinab in den Hof. Nun kam die Magd in die Küche, sah

den fertigen Salat da stehen und wollte ihn auftragen, unterwegs aber überfiel sie, nach alter Gewohnheit, die Lust zu versuchen, und sie aß ein paar

Blätter. Als bald zeigte sich die Wunderkraft, und sie ward ebenfalls zu einer Eselin und lief hinaus zu der Alten, und die Schüssel mit Salat fiel auf die

Erde. Der Bote saß in der Zeit bei den schönen Mädchen, und als niemand mit dem Salat kam, und es doch auch lüstern danach war, sprach es »ich

weiß nicht wo der Salat bleibt.« Da dachte der Jäger »das Kraut wird schon gewirkt haben« und sprach »ich will nach der Küche gehen und mich

erkundigen.« Wie er hinab kam, sah er die zwei Eselinnen im Hof herum laufen, der Salat aber lag auf der Erde. »Schon recht,« sprach er, »die

zwei haben ihr Teil weg« und hob die übrigen Blätter auf, legte sie auf die Schüssel und brachte sie dem Mädchen. »Ich bring euch selbst das

köstliche Essen,« sprach er, »damit ihr nicht länger zu warten braucht.« Da aß sie davon und war als bald wie die übrigen ihrer menschlichen Gestalt beraubt

und lief als eine Eselin in den Hof.

Nachdem sich der Jäger sein Angesicht gewaschen hatte, also daß ihn die Verwandten erkennen konnten, ging er hinab in den Hof und sprach

»Jetzt sollt ihr den Lohn für eure Untreue empfangen.« Er band sie alle drei an ein Seil und trieb sie fort, bis er zu einer Mühle kam. Er

klopfte an das Fenster, der Müller steckte den Kopf heraus und fragte was sein Begehren wäre. »Ich habe drei böse Tiere,« antwortete er, »die ich nicht länger behalten mag. Wollt ihr sie bei euch nehmen, Futter und Lager geben, und sie halten wie ich euch sage, so zahl ich dafür was ihr verlangt.« Sprach der Müller »warum das nicht? wie soll ich sie aber halten?« Da sagte der Jäger der alten Eselin, und das war die Hexe, sollte er täglich dreimal Schläge und einmal zu fressen geben; der jüngern, welche die Magd war, einmal Schläge und dreimal Futter; und der jüngsten, welche das Mädchen war, keinmal Schläge und dreimal zu fressen; denn er konnte es doch nicht über das Holz bringen, daß das Mädchen sollte geschlagen werden. Darauf ging er zurück in das Schloß, und was er nötig hatte, das fand er alles darin.

Nach ein paar Tagen kam der Müller und sprach er müßte melden daß die alte Eselin, die nur Schläge bekommen hätte und nur einmal zu fressen, gestorben wäre. »Die zwei andern,« sagte er weiter, »sind zwar nicht gestorben und kriegen auch dreimal zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lange mit ihnen dauern kann.« Da erbarmte sich der Jäger, ließ den Zorn fahren und sprach dem Müller er sollte sie wieder hertreiben. Und wie sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie wieder zu Menschen wurden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach »ach, mein Liebster, verzeiht mir was ich Böses an euch getan, meine Mütter hatte mich dazu gezwungen, es ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe euch von Herzen lieb. Euer Wuchsmantel hängt in einem Schrank, und für das Vogelherz will ich einen Brechtrunk einnehmen.« Da ward er anderes Sinnes, und sprach »behalt es nur, es ist doch einerlei, denn ich will dich zu meiner treuen Ehegemahlin annehmen.« Und da ward Hochzeit gehalten, und sie lebten vergnügt mit einander bis an ihren Tod.

Die Alte im Wald.

Es fuhr einmal ein armes Dienstmädchen mit seiner Herrschaft durch einen großen Wald, und als sie mitten darin waren, kamen Räuber aus dem Dickicht hervor und ermordeten wen sie fanden. Da kamen alle mit einander um bis auf das Mädchen, das war in der Angst aus dem Wagen gesprungen und hatte sich hinter einen Baum verborgen. Wie die Räuber mit ihrer Beute fort waren, trat es herbei und sah das große Unglück. Da fing es an bitterlich zu weinen und sagte »was soll ich armes Mädchen nun anfangen, ich weiß mich nicht aus dem Wald heraus zu finden, keine Menschenseele wohnt darin, so muß ich gewiß verhungern.« Es ging herum, suchte einen Weg, konnte aber keinen finden. Als es Abend war, setzte es sich unter einen Baum, befahl sich Gott, und wollte da sitzen bleiben und nicht weggehen, möchte geschehen was immer wollte. Als es aber eine Weile da gesessen hatte, kam ein weißes Täubchen zu ihm geflogen und hatte ein kleines goldenes Schlüsselchen im Schnabel. Das Schlüsselchen legte es ihm in die Hand und sprach »siehst du dort den großen Baum, daran ist ein kleines Schloß, das schließ mit dem Schlüsselchen auf, so wirst du Speis genug finden und keinen Hunger mehr leiden.« Da ging es zu dem Baum und schloß ihn auf und fand Milch in einem kleinen Schlüsselchen und Weißbrot zum Einbrocken dabei, daß es sich satt essen konnte. Als es satt war, sprach es »jetzt ist es Zeit, wo die Hühner daheim aufliegen, ich bin so müde, könnt ich mich doch auch in mein Bett legen.« Da kam das Täubchen wieder geflogen und brachte ein anderes goldenes Schlüsselchen im Schnabel und sagte »schließ dort den Baum auf, so wirst du ein Bett finden.« Da schloß es auf und fand ein schönes weiches Bettchen: da betete es im liebsten Gott, er möchte es behüten in der Nacht, legte sich und schlief ein. Am Morgen kam das Täubchen zum drittenmal, brachte wieder ein Schlüsselchen und sprach »schließ dort den Baum auf, da wirst du Kleider finden,« und wie es aufschloß, fand es Kleider mit Gold und Edelsteinen besetzt, so herrlich, wie sie keine Königstochter hat. Also lebte es da eine Zeit lang und kam das Täubchen alle Tage und sorgte für alles, was es bedurfte, und war das ein stilles, gutes Leben.

Einmal aber kam das Täubchen und sprach »willst du mir etwas zu Liebe tun?« »Von Herzen gerne« sagte das Mädchen. Da sprach das Täubchen »ich will dich zu einem kleinen Häuschen führen, da geh hinein, mittendrin am Herd wird eine alte Frau sitzen und »guten Tag« sagen. Aber gib ihr bei Leibe keine Antwort sie mag auch anfangen, was sie will, sondern geh zu ihrer rechten Hand weiter, da ist eine Türe, die mach auf, so wirst du in eine Stube kommen, wo eine Menge von Ringen allerlei Art auf dem Tisch liegt, darunter sind prächtige mit glitzerigen

Steinen, die laß aber liegen und suche einen schlichten heraus, der auch darunter sein muß, und bring ihn zu mir her, so geschwind du kannst.« Das Mädchen ging zu dem Häuschen und trat zu der Türe ein: da saß eine Alte, die machte große Augen wie sie es erblickte und sprach »guten Tag mein Kind.« Es gab ihr aber keine Antwort und ging auf die Türe zu. »Wo hinaus?« rief sie und faßte es beim Rock und wollte es festhalten, »das ist mein Haus, da darf niemand herein, wenn ichs nicht haben wil.« Aber das Mädchen schwieg still, machte sich von ihr los und ging gerade in die Kube hinein. Da lag nun auf dem Tisch eine übergroße Menge von Ringen, die glitzten und glimmerten ihm vor den Augen: es warf sie herum und suchte nach dem schlichten, konnte ihn aber nicht finden. Wie es so suchte, sah es die Alte, wie sie daher schlich und einen Vogelkäfig in der Hand hatte und damit fort wollte. Da ging es auf sie zu und nahm ihr den Käfig aus der Hand, und wie es ihn aufhob und hinein sah, saß ein Vogel darin, der hatte den schlichten Ring im Schnabel. Da nahm es den Ring und lief ganz froh damit im Haus hinaus und dachte das weiße Täubchen würde kommen und den Ring holen, aber es kam nicht. Da lehnte es sich an einen Baum und wollte auf das Täubchen warten, und wie es so stand, da war es als wäre der Baum weich und biegsam und senkte seine Zweige herab. Und auf einmal schlangen sich die Zweige um es herum, und waren zwei Arme, und wie es sich umsah, war der Baum ein schöner Mann, der es umfaßte und herzlich küßte und sagte »du hast mich erlöst und aus der Gewalt der Alten befreit, die eine böse Hexe ist. Sie hatte mich in einen Baum verwandelt, und alle Tage ein paar Stunden war ich eine weiße Taube, und so lang sie den Ring besaß, konnte ich meine menschliche Gestalt nicht wieder erhalten.« Da waren auch seine Bedienten und Pferde von dem Zauber frei, die sie auch in Bäume verwandelt hatte, und standen neben ihm. Da fuhren sie fort in sein Reich, denn er war eines Königs Sohn, und sie heirateten sich und lebten glücklich.

Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gerne nach seinem Tode das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere, da wußte er nicht wie ers anfangen sollte, daß er keinem zu nahe tät; verkaufen wollte er das Haus auch nicht, weils von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie geteilt. Da fiel ihm endlich ein Rat ein und er sprach zu seinen Söhnen »geht in die Welt und versucht euch und lerne jeder sein Handwerk, wenn ihr dann wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben.«

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammen kommen wollten, und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte »nun kann dir nicht fehlen, du kriegst das Haus.« Der Barbier rasierte lauter vornehme Herren und meinte auch das Haus wäre schon sein. Der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich nicht verdrießen, denn er dachte bei sich »fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr.«

Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie bei ihrem Vater wieder zusammen; sie wußten aber nicht wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und rathschlugen. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Hase übers Feld daher gelaufen. »Ei,« sagte der Barbier, »der kommt wie gerufen,« nahm Becken und Seife, schäumte so lange, bis der Hase in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein, und rasierte ihm auch in vollem Laufe ein Gutzüßchen, und dabei schnitt er ihn nicht und tat ihm an keinem Haare weh. »Das gefällt mir,« sagte der Vater, »wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein.« Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Jagen. »Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann,« sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. »Du bist ein ganzer Kerl,« sprach der Vater, »du machst deine Sachen so gut, wie dein Bruder; ich weiß nicht wem ich das Haus geben soll.« Da sprach der dritte »Vater, laßt mich auch einmal gewähren,« und weil es anfang zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzleben über seinen Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel: und als der Regen stärker ward, und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel göße, schwang er den Degen immer schneller und blieb so trocken, als säß er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und

«Sprach »du hast das beste Meiststück gemacht, das Haus ist dein.«

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelebt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen

im Haus und trieben ihr Handwerk; und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis

in ihr Alter zusammen, und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und

bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen waren und sich so lieb gehabt hatten, alle drei zusammen in ein Grab gelegt.

Der Teufel und seine Großmutter.

Der Teufel und seine Großmutter.

Es war ein großer Krieg, und der König hatte viel Soldaten, gab ihnen aber wenig Sold, so daß sie nicht davon leben konnten. Da taten sich drei zusammen und wollten ausreißen. Einer sprach zum andern »wenn wir erwischt werden, so hängt man uns an den Galgenbaum: wie wollen wirs machen?« sprach der andere »seht dort das große Kornfeld, wenn wir uns da verstecken, so findet uns kein Mensch: das Heer darf nicht hinein und muß morgen weiter ziehen.« Sie krochen in das Korn, aber das Heer zog nicht weiter, sondern blieb rund herum liegen. Sie saßen zwei Tage und zwei Nächte im Korn und hatten so großen Hunger daß sie beinah gestorben wären: gingen sie aber heraus, so war ihnen der Tod gewiss. Da sprachen sie »was hilft uns unser Ausreißen, wir müssen hier elendig sterben.« Indem kam ein feuriger Drache durch die Luft geflogen, der senkte sich zu ihnen herab und fragte sie warum sie sich da versteckt hätten. Sie antworteten »wir sind drei Soldaten, und sind ausgerissen weil unser Sold gering war: nun müssen wir hier Hungers sterben, wenn wir liegen bleiben, oder wir müssen am Galgen baumeln, wenn wir heraus gehen.« »Wollt ihr mir sieben Jahre dienen,« sagte der Drache, »so will ich euch mitten durchs Heer führen, daß euch niemand erwischen soll?« »Wir haben keine Wahl und müßens annehmen« antworteten sie. Da packte sie der Drache in seine Klauen, führte sie durch die Luft über das Heer hinweg, und setzte sie weit davon wieder auf die Erde; der Drache war aber niemand als der Teufel. Er gab ihnen ein kleines Peitschen und sprach »peitscht und knallt ihr damit, so wird so viel Geld vor euch herum springen als ihr verlangt: ihr könnt dann wie große Herrn leben, Pferde halten und in Wagen fahren: nach Verlauf der sieben Jahre aber seid ihr mein eigen.« Dann hielt er ihnen ein Buch vor, in das mußten sie sich alle drei überschreiben. »Doch will ich euch,« sprach er, »erst noch ein Rätsel aufgeben, könnt ihr das raten, sollt ihr frei sein und aus meiner Gewalt entlassen.« Da flog der Drache von ihnen weg, und sie reisten fort mit ihren Peitschen, hatten Geld die Fülle, ließen sich Herrenkleider machen und zogen in der Welt herum. Wo sie waren, lebten sie in Freuden und Herrlichkeit, fuhren mit Pferden und Wagen, aßen und tranken, taten aber nichts Böses. Die Zeit verstrich ihnen schnell, und als es mit den sieben Jahren zu Ende ging, ward zweien gewaltig angst und bang, der dritte aber nahm's auf die leichte Schulter und sprach »Brüder, fürchtet nichts, ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich errate das Rätsel.« Sie gingen hinaus aufs Feld, saßen da und die zwei machten betrübte Gesichter. Da kam eine alte Frau daher, die fragte warum sie so traurig wären. »Ach, was liegt euch daran, ihr könnt uns doch nicht helfen.« »Wer weiß,« antwortete sie, »vertraut mir nur euern Kummer.« Da erzählten sie ihr sie wären des Teufels Diener gewesen, fast sieben Jahre lang, der

hätte ihnen Geld wie Heu geschafft, sie hätten sich ihm aber verschrieben, und wären ihm verfallen, wenn sie nach den sieben Jahren nicht ein Rätsel auflösen könnten. Die Alte sprach, »soll euch geholfen werden, so muß einer von euch in den Wald gehen, da wird er an eine eingestürzte Felsenwand kommen, die aussieht wie ein Häuschen, in das muß er eintreten, dann wird er Hilfe finden.« Die zwei traurigen dachten »das wird uns doch nicht retten,« und blieben sitzen, der dritte aber, der lustige, machte sich auf und ging so weit in den Wald, bis er die Felsenhütte fand. In dem Häuschen aber saß eine steinalte Ffau, die war des Teufels Großmutter, und fragte ihn woher er käme und was er hier wollte. Er erzählte ihr alles, was geschehen war, und weil er ihr wohl gefiel, hatte sie Erbarmen und sagte sie wollte ihm helfen. Sie hob einen großen Stein auf, der über einem Keller lag, und sagte »da verstecke dich, du kannst alles hören was hier gesprochen wird, sitz nur still und rege dich nicht: wann der Drache kommt, will ich ihn wegen der Rätsel befragen: mir sagt er alles, und dann achte auf das was er antwortet.« Um zwölf Uhr Nachts kam der Drache angefliegen und verlangte sein Essen. Die Großmutter deckte den Tisch und trug Trank und Speise auf, daß er vergnügt war, und sie aßen und tranken zusammen. Da fragte sie ihn im Gespräch wies den Tag ergangen wäre, und wie viel Seelen er kriegt hätte. »Es wollte mir heute nicht recht glücken,« antwortete er, »aber ich habe drei Soldaten gepackt, die sind mir sicher.« »Ja, drei Soldaten,« sagte sie, »die haben etwas an sich, die können dir noch entkommen.« Sprach der Teufel höhnisch »die sind mein, denen gebe ich noch ein Rätsel auf, das sie nimmermehr raten können.« »Was ist das für ein Rätsel?« fragte sie. »Das will ich dir sagen: in der großen Nordsee liegt eine tote Meerkuze, das soll ihr Braten sein: und von einem Wallfisch die Rippe, das soll ihr silberner Löffel sein: und ein alter hohler Pferdefuß, das soll ihr Weinglas sein.« Als der Teufel zu Bett gegangen war, hob die alte Großmutter den Stein auf und ließ den Soldaten heraus. »Hast du auch alles wohl in Acht genommen?« »Ja,« sprach er, »ich weiß genug und will mir schon helfen.« Darauf mußte er auf einem andern Weg durchs Fenster heimlich und in aller Eile zu seinen Gesellen zurück gehen. Er erzählte ihnen, wie der Teufel von der alten Großmutter wäre überlistet worden und wie er die Auflösung des Rätsels von ihm vernommen hätte. Da waren sie alle fröhlich und guter Dinge, nahmen die Peitsche und schlugen sich so viel Geld daß es auf der Erde herum sprang. Als die sieben Jahre völlig herum waren, kam der Teufel mit dem Büche, zeigte die Ueberschriften und sprach »ich will euch mit in die Hölle nehmen, da sollt ihr eine Mahlzeit haben: könnt ihr mir raten, was ihr für einen Braten werdet zu essen kriegen, so sollt ihr frei und los sein und dürft auch das Peitschen behalten.« Da fing der erste Soldat an »in der großen Nordsee liegt eine tote Meerkuze, das wird wohl der Braten sein.« Der Teufel ärgerte sich, machte »hm! hm! hm!« und fragte den zweiten »was soll aber euer Löffel sein?« »Von einem Wallfisch die Rippe, das soll unser silberner Löffel sein.« Der Teufel schnitt ein Gesicht, knurrte wieder dreimal »hm! hm! hm!« und sprach zum dritten »wißt ihr auch was euer Weinglas sein soll?« »Ein alter

Ferenand getrü und Ferenand ungetrü.

Et was mal en Mann un 'ne Fru west, de hadden so lange se rick wören kene Kinner, as se awerst arm woren, da kregen se en kleinen Jungen. Se kunnen awerst kenen Paen dato kregen, da segde de Mann, he wulle mal na den annern Ohre (Orte) gahn un tosehn ob he da enen kregte. Wie he so gienk, begegnete ünn en armen Mann, de frog en wo he hünne wulle, he segde he wulle hünn un tosehn dat he 'n Paen kriegte, he sie arm, un da wulle ünn ken Minske to Gevaher stahn. »O,« segde de arme Mann, »gi sied arm, un ik sie arm, ik will guhe (euer) Gevaher weren; ik sie awerst so arm, ik kann dem Kinne nix giwen, gahet hen un segget de Bähmoer (Wehmutter) se sulle man mit den Kinne na der Kerken kummen.« Ase se nu tohaupe an der Kerken kummet, da is de Bettler schau darinne, de givt dem Kinne den Namen *Ferenand getrü*.

Wie he nu ut der Kerken gahet, da segd de Bettler, »nu gahet man na Hus, ik kann guh (euch) nix giwen un gi süllt mi ok nix giwen.« De Bähmoer awerst gav he 'n Schlüttel un segd er se mögt en, wenn se na Hus käme, dem Vaer giwen, de sull'n verwahren, bis dat Kind vertein Johr old wöre, dann sull et up de Heide gahn, da wöre 'n Schlott, dato paßte de Schlüttel, wat darin wöre, dat sulle em hören. Wie dat Kind nu sewen Johr alt wor, un düet (tüchtig) wassen wor, gienk et mal spilen mit annern Jungens, da hadde de eine noch mehr vom Paen kriegt, ase de annere, he awerst kunne nix seggen, un da grinde he un gienk nah Hus un segde tom Vaer »hewe ik denn gar nix vom Paen kriegt?« »O ja,« segde de Vaer, »du hest en Schlüttel kriegt, wenn up de Heide 'n Schlott steit,

so gah man hen un schlut et up.« Da gienk he hen, awerst et was kein Schlott to hören un to sehen. Wier na sewen Jahren, ase he vertein Johr old is, geit he nochmals hen, da steit en Schlott darup. Wie he et upschlotten het, da is der nix enne, ase 'n Perd, 'n Schümmel. Da werd de Junge so vuller Früden dat he dat Perd hadde, dat he sik darup sett un to sinen Vaer jegd (jagt). »Nu hew ik auck 'n Schümmel, nu will ik auck reisen« segd he.

Da treckt he weg, un wie he unnerweges is, ligd da 'ne Schriffedder up 'n Wegge, he will se eist (erst) upnümme, da denkt he awerst wier bie sich »o, du süst se auck liggen laten, du findst ja wul, wo du hen kümmt, 'ne Schriffedder, wenn du eine bruckest.« Wie he so weggeit, do roppt et hinner üm »Ferenand getrü, nümme se mit.« He süt sik ümme, süt awerst keinen, da geit he wier torugge un nümmt se up. Wie he wier 'ne Wile rien (geritten) is, kümmt he bie 'n Water vorbie, so ligd da en Fisk am Oewer (Ufer) un snappet un happet na Luft; so segd he »töv, min lewe Fisk, ik will die helpen, dat du in't Water kümmt,« un gript 'n bie'n Schwans un werpt 'n in't Water. Da steckt de Fisk den Kopp ut den Water un segd »nu du mie ut den Koth holpen hest, will ik die 'ne Flötenpiepen giwen, wenn du in de Naud bist, so flöte derup, dann will ik die helpen, un wenn du mal wat in Water hest fallen laten, so flöte man, so will ik et die herut reicken.« Nu ritt he weg, da kümmt so 'n Minsk to üm, de frägt 'n wo he hen wull. »O, na den neggsten Ohre.« Wu he dann heite? »Ferenand getrü.« »Sü, da hewe wie ja fast den sülwigen Namen, ik heite *Ferenand ungetrü*. « Da trecket se beide na den neggsten Ohre in dat Wertshus.

Nu was et schlimm, dat de Ferenand ungetrü allet wuste wat 'n annerer dacht hadde un doen wulle; dat wust he döre so allerhand slimme Kunste. Et was

awerst im Wertshuse so 'n wacker Mäken, dat hadde 'n schier (klares) Angesicht un drog sik so hübsch; dat verleiv sik in den Ferenand getrü, denn et was 'n hübschen Minschen west, un frog'n wo he hen to wulle. »O, he wulle so herümmen reisen.« Da segd se so sull he doch nur da bliewen, et wöre hier to Lanne 'n König, de neime wull geren 'n Bedeenten oder 'n Vorrüter: dabie sulle he in Diensten gahn. He antworde he kunne nig gud so to einen hingahen un been sik an. Da segde dat Mäken »o, dat will ik dann schun dauen.« Un so gienk se auck stracks hen na den König un sehde ünn se wüste ünn 'n hübschen Bedeenten. Dat was de wol tofreen un leit 'n to sik kummen un wull 'n tom Bedeenten macken. He wull awerst leewer Vorrüter sin, denn wo sin Perd wöre, da möst he auck sin; da mackt 'n de König tom Vorrüter. Wie düt de Ferenand ungetrü gewahr wore, da segd he to den Mäken »töv, helpst du den an un mie nig?« »O,« segd dat Mäken, »ik will 'n auck anhelpen.« Se dachte »den most du die tom Frünne wahren, denn he is nig to truen.« Se geit also vorm König stahn un beed 'n als Bedeenten an; dat is de König tofreen.

Wenn he nu also det Morgens den Heren antrock, da jammerte de jümmer »o wenn ik doch eist mine Leiveste bie mie hädde.« De Ferenand ungetrü was awerst dem Ferenand getrü jümmer uppsettsig, wie asso de König mal wier so jammerte, da segd he »Sie haben ja den Vorreiter, den schicken Sie hin, der muß sie herbeischaffen, und wenn er es nicht tut, so muß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden.« Do leit de König den Ferenand getrü to sik kummen un sehde üm he hädde da un da 'ne Leiveste, de sull he ünn herschappen, wenn he dat nig deie, sull he sterwen.

De Ferenand getrü gienk in Stall to sinen Schümmel un grinde un jammerde.

»O wat sin ik 'n unglücksch Minschenkind.« Do röppet jeimes hinner üm
»Ferdinand getreu, was weinst du?« He süt sik um, süt awerst neimes, un jam-
merd jümmer fort »o min lewe Schümmelken, nu mot ik die verlaten, nu mot
ik sterwen.« Do röppet et wier »Ferdinand getreu, was weinst du?« Do merket
he eist dat dat sin Schümmelken dei, dat Fragen. »Döst du dat, min Schümmel-
ken, kannst du küren (reden)?« Un segd wier »ik sull da un da hen, un sull de
Brut halen, west du nig wie ik dat wol anfang.« Do antwoerd dat Schümmel-
ken »gah du na den König un segg wenn he die giwen wulle wat du hewen
möstest, so wullest du se ünn schappen: wenn he die 'n Schipp vull Fleisk un 'n
Schipp vull Brod giwen wulle, so sull et gelingen; da wören de grauten Riesen up
den Water, wenn du denen ken Fleisk midde brächtes, so terreitn se die: un da
wören de grauten Vüggel, de pickeden die de Ogen ut den Koppe, wenn du ken
Brod vor se häddest.« Da lett de König alle Slächter im Lanne slachten un alle
Becker backen, dat de Schippe vull werdt. Wie se vull sied, segd dat Schümmel-
ken tom Ferenand getrü »nu gah man up mie sitten un treck mit mie int'
Schipp, wenn dann de Riesen kümmet, so segg

»still, still, meine lieben Riesechen,
ich hab euch wohl bedacht,
ich hab euch was mitgebracht.«

Un wenn de Vüggel kümmet, so seggst du wier

»still, still, meine lieben Vögelchen,
ich hab euch wohl bedacht,
ich hab euch was mitgebracht.«

Dann doet sie die nix, un wenn du dann bie dat Schlott kümmt, dann helpet

die de Riesen, dann gah up dat Schlott un nümme 'n Paar Riesen mit, da ligd de Prinzessin un schlöppet; du darfst se awerst nig upwecken, sonnern de Riesen mött se mit den Bedde upnümme un in dat Schipp dregen.« Und da geschah nun alles, wie das Schimmelchen gesagt hatte, und den Riesen und den Vögeln gab der Ferenand getrü was er ihnen mitgebracht hatte, dafür wurden die Riesen willig und trugen die Prinzessin in ihrem Bett zum König. Un ase se tom König kümmet, segd se se könne nig liwen, se möste ere Schriften hewen, de wören up eren Schlotte liggen bliwen. Da werd de Ferenand getrü up Anstifften det Ferenand ungetrü roopen, un de König bedütt ünn he sulle de Schriften van dem Schlotte halen, süst sull he sterwen. Da geit he wier in Stall, un grind un segd »o min lewe Schümmelken, nu sull ik noch 'n mal weg, wie süll wie dat macken?« Da segd de Schümmel se sullen dat Schipp man wier vull laen (laden). Da geht es wieder wie das vorigemal, und die Riesen und die Vögel werden von dem Fleisch gesättigt und besänftigt. Ase se bie dat Schlott kümmet, segd de Schümmel to ünn he sulle man herin gahn, in den Schlapzimmer der Prinzessin, up den Diske da lägen de Schriften. Da geit Ferenand getrü hün un langet se. Ase se up'n Water sind, da let he sine Schriffedder in't Water fallen, da segd de Schümmel »nu kann ik die awerst nig helpen.« Da fällt'n dat bie mit de Flötepiepen, he fänkt an to flöten, da kümmt de Fisk un het de Fedder im Mule un langet se«m hen. Nu bringet he de Schriften na dem Schlotte, wo de Hochtide hallen werd.

De Königin mogte awerst den König nig liwen, weil he keine Nase hadde, sonnern se mogte den Ferenand getrü geren liwen. Wie nu mal alle Herens vom Hove tosammen sied, so segd de Königin, se könne auck Kunststücke macken, se

künne einen den Kopp afhoggen un wier upsetten, et sull nur mant einer ver-
söcken. Da wull awerst kener de eiste sien, da mott Ferenand getrü daran, wier
up Anstiffen von Ferenand ungetrü, den hogget se den Kopp af un sett'n ünn
auck wier up, et is auck glick wier tau heilt, dat et ut sach ase hädde he 'n roen
Faen (Faden) üm 'n Hals. Da segd de König to ehr »mein Kind, wo hast du denn
das gelernt?« »Ja,« segd se, »die Kunst versteh ich, soll ich es an dir auch einmal
versuchen?«

»O ja« segd he. Do hogget se en awerst den Kopp af un sett'n en nig wier upp,
se doet as ob se'n nig darup kriegen künne, un as ob he nig fest sitten wulle. Da
werd de König begrawen, se awerst frigget den Ferenand getrü.

He ride awerst jümmer sinen Schümmel, un ase he mal darup sat, da segd he
to em he sulle mal up 'ne annere Heide de he em wist, trecken un da dreimal
mit em herumme jagen. Wie he dat dahin hadde, da geit de Schümmel up de
Hinnerbeine stahn un verwannelt sik in 'n Königssuhn.


 Der Eisenofen.

Zu Zeit, wo das Wünschen noch geholfen hat, ward ein Königssohn von einer alten Hexe verwünscht, daß er im Walde in einem großen Eisenofen sitzen sollte. Da brachte er viele Jahre zu, und konnte ihn niemand erlösen. Einmal kam eine Königstochter in den Wald, die hatte sich irre gegangen und konnte ihres Vaters Reich nicht wieder finden: neun Tage war sie so herumgegangen und stand jetzt vor dem eisernen Kasten. Da kam eine Stimme heraus und fragte sie »wo kommst du her, und wo willst du hin?« Sie antwortete »ich habe meines Vaters Königreich verloren und kann nicht wieder nach Haus kommen.« Da sprach aus dem Eisenofen »ich will dir wieder nach Haus verhelfen und war in einer kurzen Zeit, wenn du willst unterschreiben zu tun was ich verlange. Ich bin ein größerer Königssohn als du eine Königstochter, und will dich heiraten.« Da erschrak sie, und dachte »lieber Gott, was soll ich mit dem Eisenofen anfangen!« Weil sie aber gerne wieder zu ihrem Vater heim wollte, unterschrieb sie sich doch zu tun was er verlangte. Er sprach aber »du sollst wiederkommen, ein Messer mitbringen und ein Loch in das Eisen schrappen.« Dann gab er ihr jemand zum Gefährten, der ging nebenher und sprach nicht: er brachte sie aber in zwei Stunden nach Haus. Nun war große Freude im Schloß, als die Königstochter wieder kam, und der alte König fiel ihr um den Hals und küßte sie. Sie war aber sehr betrübt und sprach »lieber Vater, wie mirs gegangen hat! ich wäre nicht wieder nach Haus gekommen aus dem großen wilden Walde, wenn ich nicht wäre bei einen eisernen Ofen gekommen, dem habe ich mich müssen dafür unterschreiben, daß ich wollte wieder zu ihm zurück kehren, ihn erlösen und heiraten.« Da erschrak der alte König so sehr, daß er beinahe in eine Ohnmacht gefallen wäre, denn er hatte nur die einzige Tochter. Berathschlagten sich also, sie wollten die Müllerstochter, die schön wäre, an ihre Stelle nehmen; führten die hinaus, gaben ihr ein Messer und sagten sie sollte an dem Eisenofen schaben. Sie schrappte auch vier und zwanzig Stunden lang, konnte aber nicht das geringste herabbringen. Wie nun der Tag anbrach, riefs in dem Eisenofen »mich dünkt es ist Tag draußen.« Da antwortete sie »das dünkt mich auch, ich meine ich höre meines Vaters Mühle rappeln.« »So bist du eine Müllerstochter, dann geh gleich hinaus und laß die Königstochter herkommen.« Da ging sie hin und sagte dem alten König der draußen wollte sie nicht, er wollte seine Tochter. Da erschrak der alte König und die Tochter weinte. Sie hatten aber noch eine Schweinehirtentochter, die war noch schöner als die Müllerstochter, der wollten sie ein Stück Geld geben, damit sie für die Königstochter im eisernen Ofen ginge. Also ward sie hinausgebracht und mußte auch vier und zwanzig Stunden lang schrappen; sie brachte aber nichts davon. Wie nun der Tag anbrach, riefs im Ofen

»Der: neg.« er... »So bist
 »mich dünkt es ist Tag draußen.« Da antwortete sie »das dünkt mich auch, ich meine ich höre meines Vaters Hörnchen tuten.« »So bist
 du eine Schweinehirtentochter, geh gleich fort und laß die Königstochter kommen: und sag ihr es sollt ihr widerfahren was ich ihr
 versprochen hätte, und wenn sie nicht käme, sollte im ganzen Reich alles zerfallen und einstürzen und kein Stein auf dem andern
 bleiben.« Als die Königstochter das hörte, fing sie an zu weinen: es war aber nun nicht anders, sie mußte ihr Versprechen halten.
 Da nahm sie Abschied von ihrem Vater, steckte ein Messer ein und ging zu dem Eisenofen in den Wald hinaus. Wie sie nun angekommen war, hub
 sie an zu schrappen und das Eisen gab nach, und wie zwei Stunden vorbei waren, hatte sie schon ein kleines Loch geschabt. Da guckte sie
 hinein und sah einen so schönen Jüngling, ach, der glimmerte in Gold und Edelsteinen, daß er ihr recht in der Seele gefiel. Nun da
 schrappte sie noch weiter fort und machte das Loch so groß, daß er heraus konnte. Da sprach er »du bist mein und ich bin dein, du bist
 meine Braut und hast mich erlöst.« Er wollte sie mit sich in sein Reich führen, aber sie bat sich aus daß sie noch einmal dürfte zu ihrem Vater
 gehen, und der Königssohn erlaubte es ihr, doch sollte sie nicht mehr mit ihrem Vater sprechen als drei Worte, und dann sollte sie wiederkommen.
 Also ging sie heim, sie sprach aber mehr als drei Worte: da verschwand alsbald der Eisenofen und ward weit weg gerückt über gläserne
 Berge und schneidende Schwerte; doch der Königssohn war erlöst, und nicht mehr darin eingeschlossen. Danach nahm sie Abschied von ihrem Vater
 und nahm etwas Geld mit, aber nicht viel, ging wieder in den großen Wald und suchte den Eisenofen, allein der war nicht zu finden. Neun Tage
 suchte sie, da ward ihr Hunger so groß, daß sie sich nicht zu helfen wußte, denn sie hatte nichts mehr zu leben. Und als es Abend ward, setzte sie
 sich auf einen kleinen Baum und gedachte darauf die Nacht anzubringen, weil sie sich vor den wilden Tieren fürchtete. Als nun Mitternacht heran
 kam, sah sie von fern ein kleines Lichtchen und dachte »ach, da wär ich wohl erlöst,« stieg vom Baum und ging dem Lichtchen nach,
 auf dem Weg aber betete sie. Da kam sie zu einem kleinen alten Häuschen, und war viel Gras darum gewachsen, und stand ein kleines
 Häufchen Holz davor. Dachte sie »ach wo kommst du hier hin!« guckte durchs Fenster hinein, so sah sie nichts darin, als dicke und
 kleine Itschen (Kröten), aber einen Tisch schön gedeckt mit Wein und Braten, und Teller und Becher waren von Silber. Da nahm sie sich das
 Holz und klopfte an. Als bald rief die Dicke
 »Jungler grün und klein,
 Hutzelbein,
 Hutzelbeins Hündchen,
 Hutzel hin und her,

«
laß geschwind sehen wer draußen wär.»

Da kam eine kleine Iltse herbei gegangen und machte ihr auf. Wie sie eintrat, hießen alle sie willkommen, und sie mußte sich setzen. Sie

fragten »wo kommt ihr her? wo wollt ihr hin?« Da erzählte sie alles, wie es ihr gegangen wäre, und weil sie das Gebot übertreten

hätte, nicht mehr als drei Worte zu sprechen, wäre der Ofen weg sammt dem Königssohn: nun wollte sie so lange suchen und

über Berg und Tal wandern, bis sie ihn fände. Da sprach die alte Dicke

»Jungfer grün und klein,

Putzelbein,

Putzelbeins Hündchen,

hüzzel hin und her,

bring mir die große Schachtel her.«

Da ging die kleine hin und brachte die Schachtel herbeigetragen. Hernach gaben sie ihr Essen und Trinken, und brachten sie zu einem schönen gemachten

Bett, das war wie Seide und Sammet, da legte sie sich hinein und schlief in Gottes Namen. Als der Tag kam, stieg sie auf, und gab ihr die alte Iltse

drei Nadeln aus der großen Schachtel, die sollte sie mitnehmen; sie würden ihr nötig tun, denn sie mußte über einen hohen gläsernen Berg und über

drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser: wenn sie das durchsetzte, würde sie ihren Liebsten wiederkriegen. Nun gab sie hiermit drei Teile

(Stücke), die sollte sie recht in Acht nehmen, nämlich drei große Nadeln, ein Pflugrad und drei Nüsse. Hiermit reiste sie ab, und wie sie vor

den gläsernen Berg kam, der so glatt war, steckte sie die drei Nadeln als hinter die Füße und dann wieder vorwärts, und gelangte so hinüber, und

als sie hinüber war, steckte sie sie an einen Ort, den sie wohl in Acht nahm. Danach kam sie vor die drei schneidenden Schwerter, da stellte sie

sich auf ihr Pflugrad und rollte hinüber. Endlich kam sie vor ein großes Wasser, und wie sie übergefahen war, in ein großes schönes Schloß.

Sie ging hinein und hielt um einen Dienst an, sie wär eine arme Magd und wollte sich gerne vermieten; sie wußte aber daß der

Königssohn drinne war, den sie erlöst hatte aus dem eisernen Ofen im großen Wald. Also ward sie angenommen zum Küchenmädchen

für geringen Lohn. Nun hatte der Königssohn schon wieder eine andere an der Seite, die wollte er heiraten, denn er dachte sie wäre

längst gestorben. Abends, wie sie ausgewaschen hatte und fertig war, fühlte sie in die Tasche und fand die drei Nüsse, welche ihr die alte Iltse gegeben

hatte. Biß eine auf und wollte den Kern essen, siehe, da war ein stolzes königliches Kleid drin. Wies nun die Braut hörte, kam

sie und hielt um das Kleid an und wollte es kauen und sagte, »es wäre kein Kleid für eine Dienstmagd.« Da sprach sie nein sie

wollte nicht verkaufen, doch wann sie ihr einerlei (ein Ding) wollte erlauben, so sollte sie haben, nämlich eine Nacht in der Kammer ihres
 Bräutigams zu schlafen. Die Braut erlaubt es ihr, weil das Kleid so schön war und sie noch keins so hatte. Wies nun Abend war, sagte sie zu
 ihrem Bräutigam »das närrische Mädchen will in deiner Kammer schlafen.« »Wenn du's zufrieden bist, bin ichs auch.« sprach er. Sie gab aber dem Mann
 ein Glas Wein, in das sie einen Schlaftrunk getan hatte. Also gingen beide in die Kammer schlafen, und er schlief so fest, daß sie ihn nicht
 erwecken konnte. Sie weinte die ganze Nacht und rief »ich habe dich erlöst aus dem wilden Wald und aus einem eisernen Ofen, ich habe dich
 gesucht und bin gegangen über einen gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe, und willst
 mich doch nicht hören.« Die Bedienten saßen vor der Stubentüre und hörten wie sie so die ganze Nacht weinte und sagtens am Morgen
 ihrem Herrn. Und wie sie am andern Abend aufgewaschen hatte, biß sie die zweite Nuls auf, da war noch ein weit schöneres Kleid drin, wie
 das die Braut sah, wollte sie es auch kaufen. Aber Geld wollte das Mädchen nicht und bat sich aus daß es noch einmal in der Kammer des Bräutigams
 schlafen dürfte. Die Braut gab ihm aber einen Schlaftrunk, und er schlief so fest, daß er nichts hören konnte. Das Küchenmädchen weinte aber die
 ganze Nacht, und rief »ich habe dich erlöst aus einem Walde und aus einem eisernen Ofen, ich habe dich gesucht und bin gegangen über einen
 gläsernen Berg, über drei schneidende Schwerter und über ein großes Wasser, ehe ich dich gefunden habe, und du willst mich doch nicht hören.« Die
 Bedienten saßen vor der Stubentüre und hörten wie sie so die ganze Nacht weinte, und sagtens am Morgen ihrem Herrn. Und als sie am
 dritten Abend aufgewaschen hatte, biß sie die dritte Nuls auf, da war ein noch schöneres Kleid drin, das starrte von purem Gold. Wie die
 Braut das sah, wollte sie es haben, das Mädchen aber gab es nur hin, wenn es dem drittenmal dürfte in der Kammer des Bräutigams schlafen. Der
 Königsohn aber hütete sich und ließ den Schlaftrunk vorbei laufen. Wie sie nun anfang zu weinen und zu rufen »liebster Vatz, ich habe
 dich erlöst aus dem grausamen wilden Walde und aus einem eisernen Ofen,« so sprang der Königsohn auf und sprach »du bist die
 rechte, du bist mein, und ich bin dein.« Darauf setzte er sich noch in der Nacht mit ihr in einen Wagen, und der falschen Braut nahmen sie die Kleider
 weg, daß sie nicht aufstehen konnte. Als sie zu dem großen Wasser kamen, da schiffen sie hinüber, und vor den drei schneidenden Schwertern, da setzten
 sie sich aufs Pflugrad, und vor dem gläsernen Berg, da steckten sie die drei Nadeln hinein. So gelangten sie endlich zu dem alten kleinen
 Häuschen, aber wie sie hineintraten, wars ein großes Schloß: die Itschen waren alle erlöst und lauter Königskinder und waren in
 voller Freude. Da ward Vermählung gehalten, und sie blieben in dem Schloß, das war viel größer als ihres Vaters Schloß. Weil aber der Alte
 jammerte daß er allein bleiben sollte, so fuhren sie weg und holten ihn zu sich, und hatten zwei Königreiche und lebten in gutem

etc.
 E. Stand.

Da kam eine Maus,

Das Märchen war aus.

Die faule Spinnerin.

Auf einem Dorfe lebte ein Mann und eine Frau, und die Frau war so faul, daß sie immer nichts arbeiten wollte: und was ihr der Mann

spinnen gab, das spann sie nicht fertig, und was sie auch spann, haspelte sie nicht, sondern ließ alles auf dem Klauer gewickelt liegen. Schalt sie nun der Mann,

so war sie mit ihrem Maul doch vornen, und sprach »ei, wie sollt ich haspeln, da ich keinen Haspel habe, geh du erst in den Wald und schaff mir

einen.« »Wenns daran liegt,« sagte der Mann, »so will ich in den Wald gehen und Haspelholz holen.« Da fürchtete sich die Frau, wenn er das Holz

hätte, daß er daraus einen Haspel machte, und sie abhaspeln und dann wieder frisch spinnen müßte. Sie besann sich ein bischen, da kam ihr ein guter

Einfall, und sie lief dem Mahne heimlich nach in den Wald. Wie er nun auf einen Baum bestiegen war, das Holz anzulesen und zu häuen, schlich sie

darunter in das Gebüsch, wo er sie nicht sehen konnte und rief hinauf

»wer Haspelholz häut, der stirbt,

wer da haspelt der verdirbt.«

Der Mann horchte, legte die Axt eine Weile nieder und dachte nach was das wohl zu bedeuten hätte. »zi was,« sprach er endlich, »was

wirds gewesen sein! es hat dir in den Ohren geklungen, mache dir keine unnötige Furcht.« Also ergriff er die Axt von neuem und

wollte zuhäuen, da riefs wieder von unten herauf »wer Haspelholz häut, der stirbt,

wer da haspelt der verdirbt.«

Er hielt ein, kriegte angst und bang und sann dem Ding nach. Wie aber ein Weilchen vorbei war, kam ihm das Holz wieder, und er

langte zum drittenmal nach der Axt und wollte zuhäuen. Aber zum drittenmale riefs und sprach laut

»wer Haspelholz häut, der stirbt,

wer da haspelt der verdirbt.«

Da hatte ers genug, und alle Lust war ihm vergangen, so daß er eilends den Baum herunterstieg und sich auf den Heimweg machte. Die Frau lief, was

sie konnte, auf Nebenwegen, damit sie eher nach Haus käme. Wie er nun in die Stube trat, tat sie schuldig, als wäre nichts vorgefallen, und

sagte »nun, bringst du ein gutes Haspelholz?« »Nein,« sprach er, »ich sehe wohl, es geht mit dem Haspeln nicht,« erzählte ihr was ihm im

Walde begegnet war und ließ sie von nun an damit in Ruhe.

Bald hernach fing der Mann doch wieder an sich über die Unordnung im Hause zu ärgern. »Frau,« sagte er, »es ist doch eine Schande, daß das
 gesponnene Garn da auf dem Klauer liegen bleibt.« »Weißt du was,« sprach sie, »weil wir doch zu keinem Hespel kommen, so stell
 dich auf den Boden und ich steh unten, da will ich dir den Klauer hinauf werfen, und du wirfst ihn herunter, so gibts doch einen Strang.« »Ja, das
 geht,« sagte der Mann. Also taten sie das, und wie sie fertig waren, sprach er »das Garn ist nun gesträngt, nun muß es auch gekocht werden.«
 Der Frau ward wieder angst, sie sprach »war »ja wir wollens gleich morgen früh kochen,« dachte aber bei sich auf einen neuen
 Streich. Frühmorgens stand sie auf, machte Feuer an und stellte den Kessel bei, allein statt des Garns legte sie einen Klumpen Werg
 hinein, und ließ es immer zu kochen. Darauf ging sie im Mahne, der noch zu Bette lag, und sprach zu ihm »ich muß einmal ausgehen, steh
 derweil auf und sieh nach dem Garn, das im Kessel überm Feuer steht: aber du mußt bei Zeit tun, gib wohl Acht, denn wo der Hahn
 kräht, und du sähest nicht nach, wird das Garn zu Werg.« Der Mann war bei der Hand und wollte nichts versäumen, stand eilends auf,
 so schnell er konnte, und ging in die Küche. Wie er aber im Kessel kam und hinein sah, so erblickte er mit Schrecken nichts als einen
 Klumpen Werg. Da schwieg der arme Mann mäschenstill, dachte er hätte versehen und wäre schuld daran und sprach in Zukunft gar nicht mehr von
 Garn und Spinnen. Aber das mußt du selbst sagen, es war eine garstige Frau.

Die vier kunstreichen Brüder.

Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne, wie die heran gewachsen waren, sprach er zu ihnen »liebe Kinder, ihr müßt jetzt hinaus in die Welt, ich habe nichts, das ich euch geben könnte; macht euch auf und geht in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht wie ihr euch durchschlagt.« Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von ihrem Vater und zogen zusammen zum Tor hinaus. Als sie eine Zeit lang gewandert waren, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der älteste »hier müssen wir uns trennen, aber heut über vier Jahre wollen wir an dieser Stelle wieder zusammen treffen und in der Zeit unser Glück versuchen.« Nun ging jeder seinen Weg, und dem ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn wo er hinaus wollte und was er vor hätte. »Ich will ein Handwerk lernen,« antwortete er. Da sprach der Mann »geh mit mir, und werde ein Dieb.« »Nein,« antwortete er, »das gilt für kein ehrliches Handwerk mehr, und das Ende vom Lied ist, daß einer als Schwengel in der Feldglocke gebraucht wird.« »O,« sprach der Mann, »vor dem Galgen brauchst du dich nicht zu fürchten: ich will dich bloß lehren wie du holst was sonst kein Mensch kriegen kann, und wo dir niemand auf die Spur kommt.« Da ließ er sich überreden, ward bei dem Mahne ein gelernter Dieb und ward so geschickt, daß vor ihm nichts sicher war was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Mann, der dieselbe Frage an ihn tat, was er in der Welt lernen wollte. »Ich weiß es noch nicht,« antwortete er. »So geh mit mir und werde ein Sterngucker: nichts besser als das, es bleibt einem nichts verborgen.« Er ließ sich das gefallen und ward ein so geschickter Sterngucker, daß sein Meister, als er ausgelernt hatte und weiter ziehen wollte, ihm ein Fernrohr gab und ihm sprach »damit kannst du sehen was auf Erden und am Himmel vorgeht, und kann dir nichts verborgen bleiben.« Den dritten Bruder nahm ein Jäger in die Lehre und gab ihm in allem, was zur Jägerei gehört, so guten Unterricht, daß er ein ausgelernter Jäger ward. Der Meister schenkte ihm beim Abschied eine Büchse und sprach »die fehlt nicht, was du damit aufs Korn nimmst, das trifft du sicher.« Der jüngste Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach seinem Vorhaben fragte. »Hast du Lust ein Schneider zu werden?« »Daß ich nicht wüßte,« sprach der Junge, »das Krummsitzen von Morgens bis Abends, das Hin und Herfeigen mit der Nadel und das Bügeleisen will mir nicht in den Sinn.« »Zi was,« antwortete der Mann, »du sprichst wie du verstehst: bei mir lernst du eine ganz andere Schneiderkunst, die istständig und zernlich, um Teil sehr ehrenvoll.« Da ließ er sich überreden, ging mit und lernte die Kunst des Mannes aus dem Fundament. Beim Abschied gab ihm dieser eine Nadel und sprach »damit kannst du zusammen nähen was dir vorkommt, es

— Sei so weich wie ein Ei oder so hart als Stahl; und es wird ganz zu einem Stück, daß keine Naht mehr zu sehen ist.«

Als die bestimmten vier Jahre herum waren, kamen die vier Brüder zu gleicher Zeit an dem Kreuzwege zusammen, krätzten und küßten sich und kehrten heim zu ihrem Vater. »Nun,« sprach dieser ganz vergnügt, »hat euch der Wind wieder zu mir geweht?« Sie erzählten wie es ihnen ergangen war und daß jeder das Seinige gelernt hätte. Nun saßen sie gerade vor dem Haus unter einem großen Baum, da sprach der Vater »Jetzt will ich euch auf die Probe stellen und sehen was ihr könnt.« Danach schaute er auf und sagte zu dem zweiten Sohne »oben im Gipfel dieses Baums sitzt zwischen zwei Ästen ein Buchfinkenneß, sag mir wie viel Eier liegen darin?« Der Sterngucker nahm sein Glas, schaute hinauf und sagte »fünfe sind,« sprach der Vater dem ältesten »hol du die Eier herunter, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brütet, gestört wird.« Der kunstreiche Diebstieg hinauf und nahm dem Vöglein, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzen blieb, die fünf Eier unter dem Leib weg und brachte sie dem Vater herab. Der Vater nahm sie, legte an jede Ecke des Tisches eins und das fünfte in die Mitte, und sprach dem Jäger »du schießest mir mit einem schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei.« Der Jäger legte seine Büchse an und schoß die Eier, wie es der Vater verlangt hatte, alle fünf, und zwar in einem schuß. Der hatte gewiss von dem Pulver das um die Ecke schießt. »Nun kommt die Reihe an dich,« sprach der Vater zu dem vierten Sohn, »du nähst die Eier wieder zusammen und auch die jungen Vöglein, die darin sind, und zwar so, daß ihnen der schuß nichts schadet.« Der Schneider holte seine Nadel und nähte wies der Vater verlangt hatte. Als er fertig war, mußte der Dieb die Eier wieder auf den Baum ins Nest tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas merkte, wieder unter legen. Das Tierchen brütete sie vollends aus, und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hatten da, wo sie vom Schneider zusammengenäht waren, ein rotes Streifchen um den Hals.

»Ja,« sprach der Alte zu seinen Söhnen, »ich muß euch über den grünen Klee loben, ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was rechthaffenes gelernt: ich kann nicht sagen wem von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr nur bald Gelegenheit habt eure Kunst anzuwenden, da wird das ausweisen.« Nicht lange danach kam großer Lärm ins Land, die Königstochter wäre von einem Drachen entführt worden. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ bekannt machen wer sie zurück brächte, sollte sie zur Gemahlin haben. Die vier Brüder sprachen untereinander »das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns könnten sehen lassen« wollten zusammen ausziehen und die Königstochter befreien.

»Wo sie ist, will ich bald wissen« sprach der Sterngucker, schaute durch sein Fernrohr und sprach »ich sehe sie schon, sie sitzt weit von hier auf einem Felsen im Meer und neben ihr der Drache, der sie bewacht.« Da ging er zu dem König und bat um ein Schiff für sich und seine Brüder und fuhr mit ihnen über das Meer bis sie zu dem Felsen hin kamen. Die Königstochter saß da, aber der Drache lag in ihrem Schooß und schlief. Der Jäger sprach »ich darf nicht schießen, ich würde die schöne Jungfrau zugleich töten.« »So will ich mein Heil versuchen« sagte der Dieb, schlich

sich heran und sah sie unter dem Drachen weg, aber so leis und behend, daß das Untier nichts merkte, sondern fortschnarchte. Sie eilten voll Freude mit ihr aufs Schiff und steuerten in die offene See: aber der Drache, der bei seinem Erwachen die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, hinter ihnen her und schnaubte wütend durch die Luft. Als er gerade über dem Schiff schwebte und sich herablassen wollte, legte der Jäger seine Büchse an und schoß ihm mitten ins Herz. Das Untier fiel tot herab, war aber so groß und gewaltig, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrümmerte. Sie erschrieten glücklich noch ein paar Bretter und schwammen auf dem weiten Meer umher. Da war wieder große Not, aber der Schneider, nicht faul, nahm seine wunderbare Nadel, nähte die Bretter mit ein paar großen Stichen in der Eile zusammen, setzte sich darauf, und sammelte alle Stücke des Schiffs. Dann nähte er auch diese so geschickt zusammen, daß in kurzer Zeit das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heim fahren konnten. Als der König seine Tochter wieder erblickte, war große Freude. Er sprach zu den vier Brüdern »einer von euch soll sie zur Gemahlin haben, aber welcher das ist, macht unter euch aus.« Da entstand ein heftiger Streit unter ihnen, denn jeder machte Ansprüche. Der Sterngucker sprach »hätt ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Künste umsonst gewesen: darum ist sie mein.« Der Dieb sprach »was hätte das Sehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen weggeholt hätte: darum ist sie mein.« Der Jäger sprach »ihr wärt doch sammt der Königstochter von dem Untier zerrissen worden, hätte es meine Kugel nicht getroffen: darum ist sie mein.« Der Schneider sprach »und hätte ich euch mit meiner Kunst nicht das Schiff wieder zusammengeflickt, ihr wärt alle jämmerlich ertrunken: darum ist sie mein.« Da tat der König den Ausspruch »jeder von euch hat ein gleiches Recht, und weil ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, so soll sie keiner von euch haben, aber ich will jedem zur Belohnung ein halbes Königreich geben.« Den Brüdern gefiel diese Entscheidung, und sie sprachen »es ist besser so, als daß wir Uneins werden.« Da erhielt jeder ein halbes Königreich, und sie lebten mit ihrem Vater in aller Glückseligkeit, so lange es Gott

gefiel.

Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein.

Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davon hieß die älteste Einäuglein, weil sie nur ein einziges Auge mitten auf der Stirn hatte, und die mittlere Zweiäuglein, weil sie zwei Augen hatte wie andere Menschen, und die jüngste Dreiäuglein, weil sie drei Augen hatte, und das dritte stand bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darum aber, daß Zweiäuglein nicht anders aussah als andere Menschenkinder, konnten es die Schwestern und die Mütter nicht leiden. Sie sprachen zu ihm »du mit deinen zwei Augen bist nicht besser als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns.« Sie stießen es herum und warfen ihm schlechte Kleider hin und gaben ihm nicht mehr zu essen als was sie übrig ließen, und taten ihm Verzeleid an, wo sie nur konnten.

Es trug sich zu, daß Zweiäuglein hinaus ins Feld gehen und die Ziege hüten mußte, aber noch ganz hungrig war, weil ihm seine Schwestern so wenig zu essen gegeben hatten. Da setzte es sich auf einen Rain und fing an zu weinen und so zu weinen, daß zwei Bächlein aus seinen Augen herabflossen. Und wie es in seinem Jammer einmal aufblickte, stand eine Frau neben ihm, die fragte »Zweiäuglein, was weinst du?« Zweiäuglein antwortete »soll ich nicht weinen? weil ich zwei Augen habe wie andre Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mütter nicht leiden, stoßen mich aus einer Ecke in die andere, werfen mir alte Kleider hin und geben mir nichts zu essen als was sie übrig lassen. Heute haben sie mir so wenig gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin.« Sprach die weise Frau »Zweiäuglein, trockne dir dein Angesicht, ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich nur zu deiner Ziege

»Zicklein, meck,

Tischlein, deck,«

so wird ein sauber gedecktes Tischlein vor dir stehen und das schönste Essen darauf, daß du essen kannst so viel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Tischlein nicht mehr brauchst, so sprich nur

»Zicklein, meck,

Tischlein, weg,«

so wirds vor deinen Augen wieder verschwinden.« Darauf ging die weise Frau fort. Zweiäuglein aber dachte »ich muß gleich einmal versuchen ob

es wahr ist, was sie gesagt hat, denn mich hungert gar zu sehr« und sprach

»Zicklein, meck,

Tischlein, deck,«

und kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, so stand da ein Tischlein mit einem weißen Tüchlein gedeckt, darauf ein Teller mit Messer und

Gabel und silbernem Löffel, die schönsten Speisen standen rund herum, rauchten und waren noch warm, als wären sie eben aus der Küche

gekommen. Da sagte Zweiäuglein das kürzeste Gebet her, das es wußte, »Herr Gott, sei unser Gast zu aller Zeit, Amen,« langte zu und

ließ sich wohl schmecken. Und als es satt war, sprach es, wie die weise Frau gelehrt hatte,

»Zicklein, meck,

Tischlein, weg,«

Als bald war das Tischchen und alles, was darauf stand wieder verschwunden. »Das ist ein schöner Haushalt,« dachte Zweiäuglein und war ganz vergnügt

und guter Dinge.

Abends, als es mit seiner Ziege heim kam, fand es ein irdenes Schüsselchen mit Essen, das ihm die Schwestern hinstellt hatten, aber es rührte nichts

an. Am andern Tag zog es mit seiner Ziege wieder hinaus und ließ die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erstmal und das zweitemal

beachteten es die Schwestern gar nicht, wie es aber jedesmal geschah, merkten sie auf und sprachen »es ist nicht richtig mit dem Zweiäuglein, das läßt

jedesmal das Essen stehen und hat doch sonst alles aufgezehrt, was ihm gereicht wurde: das muß andere Wege gefunden haben.« Damit sie aber hinter die

Wahrheit kämen, sollte Einäuglein mitgehen, wenn Zweiäuglein die Ziege auf die Weide trieb, und sollte achten was es da vor hätte, und

ob ihm jemand etwas Essen und Trinken brächte.

Als nun Zweiäuglein sich wieder aufmachte, trat Einäuglein zu ihm und sprach »ich will mit ins Feld und sehen daß die Ziege auch recht/gehütet und

ins Futter getrieben wird.« Aber Zweiäuglein merkte was Einäuglein im Sinne hatte und trieb die Ziege hinaus in hohes Gras und sprach

»komm, Einäuglein, wir wollen uns hinetzen, ich will dir was vorsingen.« Einäuglein setzte sich hin und war von dem

ungewohnten Weg und von der Sonnenhitze müde, und Zweiäuglein sang immer

»Einäuglein, wachst du?

Einäuglein, schläfst du?«

Da tat Einäuglein das eine Auge zu und schlief ein. Und als Zweiäuglein sah daß Einäuglein fest schlief und nichts verraten konnte,

sprach es

»Zicklein, meck,

Tischlein, deck,«

und setzte sich an sein Tischlein und aß und trank bis es satt war, dann rief es wieder

»Zicklein, meck,

Tischlein, weg,«

und alles war augenblicklich verschwunden. Zweiäuglein weckte nun Einäuglein und sprach »Einäuglein, du willst hüten und schläfst dabei

ein, derweil hätte die Ziege in alle Welt laufen können; komm, wir wollen nach Haus gehen.« Da gingen sie nach Haus, und

Zweiäuglein ließ wieder sein Schüsselchen unangerührt stehen, und Einäuglein konnte der Mütter nicht verraten warum es nicht essen wollte und

sagte zu seiner Entschuldigung »ich war draußen eingeschlafen.«

Am andern Tage sprach die Mutter zu Dreiäuglein »diesmal sollst du mit gehen und Acht haben ob Zweiäuglein draußen ißt und ob ihm jemand Essen

und Trinken bringt, denn essen und trinken muß es heimlich.« Da trat Dreiäuglein zum Zweiäuglein und sprach »ich will mitgehen und sehen

ob auch die Ziege recht gehütet und ins Futter getrieben wird.« Aber Zweiäuglein merkte was Dreiäuglein im Sinne hatte und trieb die Ziege hinaus

ins hohe Gras und sprach »wir wollen uns dahin setzen, Dreiäuglein, ich will dir was vorsingen.« Dreiäuglein setzte sich und war müde

von dem Weg und der Sonnenhitze, und Zweiäuglein hub wieder das vorige Liedlein an und sang

»Dreiäuglein, wachst du?«

Aber statt daß es nun singen mußte

»Dreiäuglein, schläfst du?«

sang es aus Unbedachtsamkeit

»Zweiäuglein, schläfst du?«

und sang immer

»Dreiäuglein, wachst du?«

Zweiäuglein, schläfst du?«

Da fielen dem Dreiäuglein seine zwei Augen zu und schliessen, aber das dritte, weil es von dem Sprüchlein nicht angeredet war, schlief nicht ein. Er war

tat es Dreiäuglein zu, aber nur aus List, gleich als schlief es auch damit: doch blinzelte es und konnte alles gar wohl sehen. Und als Zweiäuglein

meinte Dreiäuglein schlief fest, sagte es sein Sprüchlein

»Zicklein, meck,

Tischlein, deck,«

aß und trank nach Heizenslust und hieß dann das Tischlein wieder fortgehen,

»Zicklein, meck,

Tischlein, weg,«

und Dreiäuglein hatte alles mit angesehen. Da kam Zweiäuglein zu ihm, weckte es und sprach »ei, Dreiäuglein, bist du eingeschlafen? du

kannst gut hüten! komm, wir wollen heim gehen.« Und als sie nach Haus kamen, aß Zweiäuglein wieder nicht, und Dreiäuglein sprach zur

Mutter »ich weiß nun warum das hochmütige Ding nicht ißt: wenn sie draußen zur Ziege spricht

»Zicklein, meck,

Tischlein, deck,«

so steht ein Tischlein vor ihr, das ist mit dem besten Essen besetzt, viel besser als wirs hier haben: und wenn sie satt ist, so spricht sie

»Zicklein, meck,

Tischlein, weg,«

und alles ist wieder verschwunden; ich habe alles genau mit angesehen. Zwei Augen hatte sie mir mit einem Sprüchlein eingeschlafert, aber das eine auf der

Stirne, das war ihm Glück wach geblieben.« Da rief die neidische Mutter »willst dus besser haben, als wir? die Lust soll dir vergehen!« Sie holte ein

Schlachtmesser und stieß es der Ziege ins Herz, daß sie tot hinfiel.

Als Zweiäuglein das sah, ging es voll Trauer hinaus, setzte sich auf den Feldrain und weinte seine bitteren Tränen. Da stand auf einmal die

weise Frau wieder neben ihm und sprach »Zweiäuglein, was weinst du?« »Soll ich nicht weinen!« antwortete es, »die Ziege, die mir jeden Tag,

wenn ich euer Sprüchlein hersagte, den Tisch so schön deckte, ist von meiner Mutter tot gestochen; nun muß ich wieder Hunger und Kummer

leiden.« Die weise Frau sprach »Zweiäuglein, ich will dir einen guten Rat erteilen, bitt deine Schwestern daß sie dir das Eingeweide von der

geschlachteten Ziege geben und vergrab es vor der Haustür in die Erde, so wirds dein Glück sein.« Da verschwand sie, und Zweiäuglein ging

heim und sprach zu den Schwestern »liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Ziege, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das

Eingeweide.« Da lachten sie und sprachen »kannst du haben, wenn du weiter nichts willst.« Und Zweiäuglein nahm das Eingeweide und vergrub

Abends in aller Stille nach dem Räte der weisen Frau vor die Haustüre.

Am andern Morgen, als sie insgesamt erwachten und vor die Haustüre traten, so stand da ein wunderbarer prächtiger Baum, der hatte Blätter von Silber, und Früchte von Gold hingen dazwischen, daß wohl nicht schöneres und köstlicheres auf der weiten Welt war. Sie wußten aber nicht wie der Baum in

der Nacht dahin gekommen war, nur Zweiäuglein merkte, daß er aus den Eingeweiden der Ziege angewachsen war, denn er stand gerade da,

wo es sie in die Erde begraben hatte. Da sprach die Mutter zu Einäuglein »steig hinauf, mein Kind und brich uns die Früchte von dem Baume

ab.« Einäuglein stieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Äpfeln greifen wollte, so fuhr ihm der Zweig aus den

Händen: und das geschah jedesmal, so daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mochte sich stellen wie es wollte. Da sprach die

Mutter »Dreiäuglein, steig du hinauf, du kannst mit deinen drei Augen besser um dich schauen als Einäuglein.« Einäuglein rutschte

herunter und Dreiäuglein stieg hinauf. Aber Dreiäuglein war nicht geschickter und mochte schauen wie es wollte, die goldenen Äpfel wichen

immer zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und stieg selbst hinauf, konnte aber so wenig wie Einäuglein und Dreiäuglein die Frucht fassen und

griff immer in die leere Luft. Da sprach Zweiäuglein »ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mirs eher.« Die Schwestern riefen zwar »du, mit

deinen zwei Augen, was willst du wohl!« Aber Zweiäuglein stieg hinauf, und die goldenen Äpfel zogen sich nicht vor ihm zurück, sondern ließen

sich von selbst in seine Hand herab, also daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und ein ganzes Schürzchen voll mit herunter brachte. Die

Mütter nahm sie ihm ab, und statt daß sie, Einäuglein und Dreiäuglein dafür das arme Zweiäuglein hätten besser behandeln sollen, so

wurden sie nur neidisch daß es allein die Früchte holen konnte und gingen noch härter mit ihm um.

Es trug sich zu, als sie einmal beisammen an dem Baum standen, daß ein junger Ritter daher kam. »Geschwind Zweiäuglein,« riefen die zwei

Schwestern, »kriech unter, daß wir uns deiner nicht schämen müssen« und stürzten über das arme Zweiäuglein in aller Eil ein leeres Faß, das gerade

neben dem Baume stand, und schoben die goldenen Äpfel, die es abgebrochen hatte, auch darunter. Als nun der Ritter näher kam, war es

ein schöner Herr, der hielt still, bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern »wem gehört dieser

schöne Baum? wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte dafür verlangen was er wollte.« Da antworteten Einäuglein und

Dreiäuglein der Baum gehörte ihnen, und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen. Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie

waren es nicht imstande, denn die Zweige und Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter »das ist ja wunderbar, daß der Baum

euch zugehört und ihr doch nicht Macht habt etwas davon abzubrechen.« Sie blieben dabei, der Baum wäre ihr Eigentum. Indem sie aber so

sprachen, rollte Zweiäuglein unter dem Fasse ein paar goldene Äpfel heraus, so daß sie zu den Füßen des Ritters liefen, denn Zweiäuglein

war böß daß Einäuglein und Dreiäuglein nicht die Wahrheit sagten. Wie der Ritter die Äpfel sah, erstaunte er und fragte wo sie herkämen.

Einäuglein und Dreiäuglein antworteten sie hätten noch eine Schwester, die dürfte sich aber nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen

hätte, wie andere gemeine Menschen. Der Ritter aber verlangte sie zu sehen und rief »Zweiäuglein, komm hervor.« Da kam

Zweiäuglein ganz getrost unter dem Faß hervor, und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit, und sprach »du, Zweiäuglein, kannst

mir gewiß einen Zweig von dem Baum abbrechen.« »Ja,« antwortete Zweiäuglein, »das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir.«

Und stieg hinauf und brach mit leichter Mühe einen Zweig mit seinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab, und reichte ihn dem Ritter

hin. Da sprach der Ritter »Zweiäuglein, was soll ich dir dafür geben?« »Ach,« antwortete Zweiäuglein, »ich leide Hunger und Durst,

Kummer und Not vom frühen Morgen bis zum späten Abend: wenn ihr mich mitnehmen und erlösen wollt, so wäre ich glücklich.« Da

hob der Ritter das Zweiäuglein auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterliches Schloß: dort gab er ihm schöne Kleider,

Essen und Trinken nach Hezenslust, und weil er es so lieb hatte, ließ er sich mit ihm einsegnen, und ward die Hochzeit in großer Freude

gehalten.

Wie nun Zweiäuglein so von dem schönen Rittersmann fortgeführt ward, da beneideten die zwei Schwestern ihm erst recht sein Glück. »Der

wunderbare Baum bleibt uns doch,« dachten sie, »können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehen bleiben,

zu uns kommen und ihn rühmen; wer weiß wo unser Weizen noch blüht!« Aber am andern Morgen war der Baum verschwunden und ihre

Hoffnung dahin. Und wie Zweiäuglein zu seinem Kämmerlein hinaussah, so stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also

nachgefolgt.

Zweiäuglein lebte lange Zeit vergnügt. Einmal kamen zwei arme Ffauen zu ihm auf das Schloß und baten um ein Almosen. Da sah

ihnen Zweiäuglein ins Gesicht und erkannte ihre Schwestern Einäuglein und Dreiäuglein, die so in Armut geraten waren, daß sie umherziehen

und vor den Türen ihr Brot suchen mußten. Zweiäuglein aber hieß sie willkommen und tat ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden

von Hezen bereuten was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angetan hatten.

Die schöne Katrinelje und Pif Paf Poltrie.

»Güthen Tag, Vater Hollenthe. « »Großen Dank, Pif Paf Poltrie.« »Könnt ich wohl eure Tochter

kriegen?« »O ja, wens die Mütter Malcho (Melk-Kuh), der Bruder Hohestolz die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will,

so kanns geschehen.«

»Wo ist dann die Mütter Malcho?«

»Sie ist im Stall und melkt die Kuh.«

»Güthen Tag, Mütter Malcho. « »Großen Dank, Pif Paf Poltrie.« »Könnt ich wohl eure Tochter kriegen?« »O ja, wens der

Vater Hollenthe, der Bruder Hohestolz die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen.«

»Wo ist dann der Bruder Hohestolz?«

»Er ist in der Kammer und hackt das Hlz.«

»Güthen Tag, Bruder Hohestolz « »Großen Dank, Pif Paf Poltrie.« »Könnt ich wohl eure Schwester kriegen?« »O ja, wens

der Vater Hollenthe, die Mütter Malcho, die Schwester Käsetraut und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen.«

»Wo ist dann die Schwester Käsetraut?«

»Sie ist im Garten und schneidet das Kraut.«

»Güthen Tag, Schwester Käsetraut. « »Großen Dank, Pif Paf Poltrie.« »Könnt ich wohl eure Schwester kriegen?« »O ja, wens der

Vater Hollenthe, die Mütter Malcho, der Bruder Hohestolz und die schöne Katrinelje will, so kanns geschehen.«

»Wo ist dann die schöne Katrinelje?«

»Sie ist in der Kammer und zählt ihre Pfennige.«

»Güthen Tag, schöne Katrinelje. « »Großen Dank, Pif Paf Poltrie.« »Willst du wohl mein Platz sein?« »O ja, wens der Vater

Hollenthe, die Mütter Malcho, der Bruder Hohestolz die Schwester Käsetraut will, so kanns geschehen.«

»Schön Katrinelje, wie viel hast du an Bräutschatz?« »Vierzehn Pfennige baares Geld, drittehalb Grochen Schuld, ein halb Pfund Putzeln, eine Hand

voll Putzeln, eine Hand voll Wurden,

un so der watt:

»Pif Paf Poltrie?«
is dat nig en guden Brusschatt?«

»Dad, con el xam?« »Ist W.« »Zf?« »Ist W.«
»Pif Paf Poltrie, was kannst du für ein Handwerk? bist du ein Schneider?« »Noch viel besser.« »Ein Schuster?« »Noch viel besser.«

»Ein Ackersmann?« »Noch viel besser.« »Ein Schreiner?« »Noch viel besser.« »Ein Schmied?« »Noch viel besser.« »Ein Müller?« »Noch viel

W.« »Ist W.« »Ist W.« »Zf?« »Ist W.« »Zf?« »Ist W.«
besser.« »Vielleicht ein Besenbinder?« »Ja, das bin ich: ist das nicht ein schönes Handwerk?«

Der Fuchs und das Pferd.

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienste mehr tun, da wollte ihm sein Herr nichts mehr zu fressen geben und sprach »brauchen kann ich dich freilich nicht mehr, indess mein ich es gut mit dir, zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen hierher bringst, so will ich dich behalten, setzt aber mach dich fort aus meinem Stall,« und jagte es damit ins weite Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Wald zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen. Da begegnete ihm der Fuchs und sprach »was hängst du so den Kopf und gehst so einsam herum?« »Ach,« antwortete das Pferd, »Geiz und Treue wohnen nicht beisammen in einem Haus: mein Herr hat vergessen was ich ihm für Dienste in so vielen Jahren geleistet habe, und weil ich nicht recht mehr ackern kann, will er mir kein Futter mehr geben, und hat mich fortgejagt.« »Ohne allen, Trost?« fragte der Fuchs. »Der Trost war schlecht, er hat gesagt wenn ich noch so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollt er mich behalten, aber er weiß wohl, daß ich das nicht vermag.« Der Fuchs sprach »da will ich dir helfen, leg dich nur hin, strecke dich aus und rege dich nicht, als wärst du tot.« Das Pferd tat was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach »da draußen liegt ein totes Pferd, komm doch mit hinaus, da kannst du eine fetter Mahlzeit halten.« Der Löwe ging mit und wie sie bei dem Pferd standen, sprach der Fuchs »hier hast du doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weißt du was? ich wills mit dem Schweif an dich binden, so kannst du in deine Höhle ziehen und in aller Ruhe erzehren.« Dem Löwen gefiel der Rat, er stellte sich hin und damit ihm der Fuchs das Pferd festknüpfen könnte, hielt er ganz still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schweif dem Löwen die Beine zusammen und drehte und schnürte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zu zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schulter und sprach »zieh, Schimmel zieh.« Da sprang das Pferd mit einmal auf und zog den Löwen mit sich fort. Der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufflogen, aber das Pferd ließ ihn brüllen, zog und schleppte ihn über das Feld vor seines Herrn Tür. Wie der Herr das sah, besann er sich eines bessern und sprach zu dem Pferd, »du sollst bei mir bleiben und es gut haben,« und gab ihm satt zu fressen bis es starb.

Die zertanzten Schuhe.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, eine immer schöner als die andere. Sie schliefen zusammen in einem Saal, wo ihre Betten neben einander standen, und Abends, wenn sie darin lagen, schloß der König die Türe zu und verriegelte sie. Wenn er aber am Morgen die Türe aufschloß, so sah er daß ihre Schuhe zertanzt waren, und niemand konnte herausbringen wie das gegangen war. Da ließ der König ausrufen wem's könnte ausfindig machen, wo sie in der Nacht tanzten, der sollte sich eine davon zur Frau wählen und nach seinem Tod König sein: wer sich aber meldete und es nach drei Tagen und Nächten nicht heraus brächte, der hätte sein Leben verwirkt. Nicht lange, so meldete sich ein Königssohn und erbot sich das Wagnis zu unternehmen. Er ward wohl aufgenommen, und Abends in ein Zimmer geführt, das an den Schlaftaal stieß. Sein Bett war da aufgeschlagen und er sollte Acht haben wo sie hingingen und tanzten; und damit sie nichts heimlich treiben konnten oder zu einem andern Ort hinaus gingen, war auch die Saaltüre offen gelassen. Dem Königssohn fiels aber wie Blei auf die Augen und er schlief ein, und als er am Morgen aufwachte waren alle zwölf um Tanz gewesen, denn ihre Schuhe standen da und hatten Löcher in den Sohlen. Des zweiten und dritten Abend gings nicht anders, und da ward ihm sein Haupt ohne Barmherzigkeit abgeschlagen. Es kamen hernach noch viele und meldeten sich zu dem Wagnis, sie mußten aber alle ihr Leben lassen. Nun trugs sich's zu, daß ein armer Soldat, der eine Wunde hatte und nicht mehr dienen konnte, sich auf dem Weg nach der Stadt befand, wo der König wohnte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die fragte ihn wo er hin wollte. »Ich weiß selber nicht recht,« sprach er, und setzte im Scherz hinzu »ich hätte wohl Lust ausfindig zu machen wo die Königstöchter ihre Schuhe vertanzten, und darnach König zu werden.« »Das ist so schwer nicht,« sagte die Alte, »du mußt den Wein nicht trinken, der dir Abends gebracht wird, und mußt tun als wärest du fest eingeschlafen.« Darauf gab sie ihm ein Mäntelchen und sprach »wenn du das umhängst, so bist du unsichtbar und kannst dich zwölften dann nachschleichen.« Wie der Soldat den guten Rat bekommen hatte, wards Ernst bei ihm, so daß er ein Hitz faßte, vor den König ging und sich als Freier meldete. Er ward so gut aufgenommen wie die andern auch, und wurde ihm königliche Kleider angetan. Abends zur Schlafenszeit ward er in das Vorzimmer geführt, und als er zu Bette gehen wollte, kam die älteste und brachte ihm einen Becher Wein: aber er hatte sich einen Schwamm unter das Kinn gebunden, ließ den Wein da hineinlaufen, und trank keinen Tropfen. Dann legte er sich nieder, und als er ein Weilchen gelegen hatte, fing er an zu schnarchen wie im tiefsten Schlaf. Das hörten die zwölf Königstöchter, lachten, und die älteste sprach »der hätte auch sein Leben sparen können.« Danach standen sie auf, öffneten Schränke, Kisten und Kasten, und

holten prächtige Kleider heraus: putzten sich vor der Spiegeln, sprangen herum und freuten sich auf den Tanz. Nur die jüngste sagte »ich weiß nicht, ihr freut euch, aber mir ist so wunderbarlich zu Mute: gewiß widerfährt uns ein Unglück.« »Du bist eine Schneegans,« sagte die älteste, »die sich immer fürchtet. Hast du vergessen wie viel Königssöhne schon umsonst dagewesen sind? dem Soldaten hätt ich nicht einmal brauchen einen Schlaftrunk zu geben, der Lümmel wäre doch nicht aufgewacht.«

Wie sie alle fertig waren, sahen sie erst nach dem Soldaten, aber der hatte die Augen zugehtan, rührte und regte sich nicht, und sie glaubten nun ganz sicher zu sein. Da ging die älteste an ihr Bett und klopfte daran: alsbald sank es in die Erde, und sie stiegen durch die Öffnung hinab, eine nach der andern, die älteste voran. Der Soldat, der alles mit angesehen hatte, zauderte nicht lange, hing sein Mäntelchen um und stieg hinter der jüngsten mit hinab. Mitten auf der Treppe trager ihr ein wenig aufs Kleid, da erschrak sie und rief »was ist das? wer hält mich am Kleid?« »Sei nicht so einfältig,« sagte die älteste, »du bist an einem Haken hängen geblieben.« Da gingen sie vollends hinab, und wie sie unten waren, standen sie in einem wunderprächtigen Baumgang, da waren alle Blätter von Silber, und schimmerten und glänzten. Der Soldat dachte »du willst dir ein Wahrzeichen mitnehmen,« und brach einen Zweig davon ab: da fuhr ein gewaltiger Krach aus dem Baume. Die jüngste rief wieder »es ist nicht richtig, habt ihr den Knall gehört?« Die älteste aber sprach »das sind Freudenschüsse, weil wir unsere Prinzen bald erlöst haben.« Sie kamen darauf in einen Baumgang, wo alle Blätter von Gold, und endlich in einen dritten, wo sie klarer Demant waren: von beiden brach er einen Zweig ab, wobei es jedesmal krachte, daß die jüngste vor Schrecken zusammenfuhr: aber die älteste blieb dabei, es wären Freudenschüsse. Sie gingen weiter und kamen zu einem großen Wasser, darauf standen zwölf Schiffelein, und in jedem Schiffelein saß ein schöner Prinz, die hatten auf die zwölf gewartet, und jeder nahm eine zu sich, der Soldat aber setzte sich mit der jüngsten ein. Da sprach der Prinz »ich weiß nicht das Schiff ist heute viel schwerer und ich muß aus allen Kräften rudern, wenn ich es fortbringen soll.« »Wovon sollte das kommen,« sprach die jüngste, »als vom warmen Wetter, es ist mir auch so heiß zu Mut.« Jenseits des Wassers aber stand ein schönes hellerleuchtetes Schloß, woraus eine lustige Musik erschalle von Pauken und Trompeten. Sie ruderten hinüber, traten ein, und jeder Prinz anzte mit seiner Liebsten; der Soldat anzte aber unsichtbar mit, und wenn eine einen Becher mit Wein hielt, so trank er ihn aus, daß er leer war, wenn sie ihn an den Mund brachte; und der jüngsten ward auch angst darüber, aber die älteste brachte sie immer um zu schweigen. Sie tanzten da bis drei Uhr am andern Morgen, wo alle Schöne durchgezant waren und sie aufhören mußten. Die Prinzen fuhren sie über das Wasser wieder zurück, und der Soldat setzte sich diesmal vornen hin zur ältesten. Am Ufer nahmen sie von ihren Prinzen Abschied und versprachen in der folgenden Nacht wieder zu kommen. Als sie an der Treppe waren, lief der Soldat voraus und legte sich in sein Bett, und als die Zwölf langsam und müde herauf getrippelt

kamen, schnarchte er schon wieder so laut, daß sie alle hören konnten, und sie sprachen »vor dem sind wir sicher.« Da taten sie ihre schönen Kleider aus, brachten sie weg, stellten die zerlitzten Schuhe unter das Bett und legten sich nieder. Am andern Morgen wollte der Soldat nichts sagen, sondern das wunderliche Wesen noch mit ansehen, und ging die zweite und die dritte Nacht wieder mit. Da war alles wie das erstmal, und sie schnitzten jedesmal bis die Schuhe entzwei waren. Das drittmal aber nahm er im Wahrzeichen einen Becher mit. Als die Stunde gekommen war, wo er antworten sollte, steckte er die drei Zweige und den Becher zu sich und ging vor den König, die Zwölfe aber standen hinter der Türe und horchten was er sagen würde. Als der König die Frage tat »wo haben meine zwölf Töchter ihre Schuhe in der Nacht verätzt?« so antwortete er »mit zwölf Prinzen in einem unterirdischen Schloß,« berichtete wie es gegangen war, und holte die Wahrzeichen hervor. Da ließ der König seine Töchter kommen und fragte sie ob der Soldat die Wahrheit gesagt hätte, und da sie sahen daß sie verraten waren und Lügen nichts half, so mußten sie alle eingestehen. Darauf fragte ihn der König welche er zur Frau haben wollte. Er antwortete »ich bin nicht mehr jung, so gebt mir die älteste.« Da ward noch an selbigem Tage die Hochzeit gehalten und ihm das Reich nach des Königs Tode versprochen. Aber die Prinzen wurden auf so viel Tage wieder verwünscht, als sie Nächte mit den Zwölfen geätzt hatten.

, Dien.
Die sechs Diener.

Vor Zeiten lebte eine alte Königin, die war eine Zauberin, und ihre Tochter war das schönste Mädchen unter der Sonne. Die Alte dachte
 aber auf nichts ab, wie sie die Menschen ins Verderben locken könnte, und wenn ein Freier kam, so sprach sie wer ihre Tochter haben
 wollte, müßte zuvor einen Bund (eine Aufgabe) lösen, oder er müßte sterben. Viele waren von der Schönheit der Jungfrau verblendet und
 wagten es wohl, aber sie konnten nicht vollbringen was die Alte ihnen auflegte, und dann war keine Gnade, sie mußten niederknien, und das Haupt
 ward ihnen abgeschlagen. Ein Königssohn der hatte auch von der großen Schönheit der Jungfrau gehört und sprach zu seinem Vater »laßt mich
 ziehen, ich will um sie werben.« »Nimmermehr,« antwortete der König, »gehst du fort, so gehst du in deinen Tod.« Da legte der Sohn
 sich nieder und ward sterbenskrank, und lag sieben Jahre lang und kein Arzt konnte ihm helfen. Als der Vater sah daß keine Hoffnung mehr
 war, sprach er voll Herzensträgigkeit zu ihm »zieh hin und versuche dein Glück, ich weiß dir sonst nicht zu helfen.« Wie der Sohn das
 hörte, stand er auf von seinem Lager, ward gesund und machte sich fröhlich auf den Weg.
 Es trug sich zu, als er über eine Heide zu reiten kam, daß er von weitem auf der Erde etwas liegen sah wie einen großen Heuhaufen, und wie
 er sich näherte, konnte er unterscheiden daß es der Bauch eines Menschen war, der sich dahi gestreckt hatte; der Bauch aber sah aus wie ein
 kleiner Berg. Der Dicke, wie er den Reisenden erblickte, richtete sich in die Höhe und sprach »wenn ihr jemand braucht, so nehmt mich in
 eure Dienste.« Der Königssohn antwortete »was soll ich mit einem so ungefügigen Mann anfangen?« »O,« sprach der Dicke, »das
 will nichts sagen, wenn ich mich recht aus einander tue, bin ich noch dreitausendmal so dick.« »Wenn das ist,« sagte der Königssohn, »so kann ich
 dich brauchen, komm mit mir.« Da ging der Dicke hinter dem Königssohn her, und über eine Weile fanden sie einen andern, der lag da auf der
 Erde und hatte das Ohr auf den Rasen gelegt. Fragte der Königssohn »was machst du da?« »Ich horche,« antwortete der Mann.
 »Wonach horchst du so aufmerksam?« »Ich horche nach dem was eben in der Welt schuträgt, denn meinen Ohren entgeht nichts, das
 Gras sogar hör ich wachsen.« Fragte der Königssohn »sage mir, was hörst du am Hofe der alten Königin, welche die schöne
 Tochter hat?« Da antwortete er »ich höre das Schwert sausen, das einem Freier den Kopf abschlägt.« Der Königssohn sprach »ich kann
 dich brauchen, komm mit mir.« Da zogen sie weiter und sahen einmal ein paar Füße da liegen und auch etwas von den Beinen, aber das
 Ende konnten sie nicht sehen. Als sie eine gute Strecke fortgegangen waren, kamen sie zu dem Leib und endlich auch zu dem Kopf. »Ei,« sprach

der Königssohn, »was bist du für ein langer Strick!« »O,« antwortete der Lange, »das ist noch gar nichts, wenn ich meine Gliedmaßen erst
 recht ausstrecke, bin ich noch dreitausendmal so lang, und bin größer als der höchste Berg auf Erden. Ich will euch gerne dienen, wenn ihr mich
 annehmen wollt.« »Komm mit,« sprach der Königssohn, »ich kann dich brauchen.« Sie zogen weiter und fanden einen am Weg sitzen,
 der hatte die Augen zugebunden. Sprach der Königssohn zu ihm »hast du blöde Augen, daß du nicht in das Licht sehen kannst?« »Nein,« antwortete
 der Mann, »ich darf die Binde nicht abnehmen, denn was ich mit meinen Augen ansehe, das springt aus einander, so gewaltig ist mein Blick. Kann euch
 das nutzen, so will ich euch gern dienen.« »Komm mit,« antwortete der Königssohn, »ich kann dich brauchen.« Sie zogen weiter
 und fanden einen Mann, der lag mitten im heißen Sonnenschein und zitterte und froh am ganzen Leibe, so daß ihm kein Glied still stand.
 »Wie kannst du frieren?« sprach der Königssohn, »und die Sonne scheint so warm.« »Ach,« antwortete der Mann, »meine Natur ist
 ganz anderer Art, je heißer es ist, desto mehr frier ich, und der Frost dringt mir durch alle Knochen: und je kälter es ist, desto
 heißer wird mir: mitten im Eis kann ichs vor Hitze, und mitten im Feuer vor Kälte nicht aushalten.« »Du bist ein wunderlicher Kerl,«
 sprach der Königssohn, »aber wenn du mir dienen willst, so komm mit.« Nun zogen sie weiter und sahen einen Mann stehen, der
 machte einen langen Hals, schaute sich um und schaute über alle Berge hinaus. Sprach der Königssohn »wonach siehst du so eifrig?« Der
 Mann antwortete »ich habe so helle Augen, daß ich über alle Wälder und Felder, Täler und Berge hinaus und durch die ganze Welt sehen kann.« Der
 Königssohn sprach »willst du, so komm mit mir, denn so einer fehlte mir noch.«
 Nun zog der Königssohn mit seinen sechs Dienern in die Stadt ein, wo die alte Königin lebte. Er sagte nicht wer er wäre,
 aber er sprach »wollt ihr mir eure schöne Tochter geben, so will ich vollbringen, was ihr mir auferlegt.« Die Zauberin freute sich daß
 ein so schöner Jüngling wieder in ihre Netze fiel und sprach »dreimal will ich dir einen Bund aufgeben, lösest du ihn jedesmal, so
 sollst du der Herr und Gemahl meiner Tochter werden.« »Was soll das erste sein?« fragte er. »Daß du mir einen Ring herbei bringst, den ich ins
 rote Meer habe fallen lassen.« Da ging der Königssohn heim zu seinen Dienern und sprach »der erste Bund ist nicht leicht, ein Ring
 soll aus dem roten Meer geholt werden, nun schaff Rat.« Da sprach der mit den hellen Augen »ich will sehen wo er liegt,« schaute in das Meer hinab
 und sagte »dort hängt er an einem spitzen Stein.« Der Lange trug sie hin und sprach »ich wollte ihn wohl heraus holen, wenn ich ihn nur
 sehen könnte.« »Wenns weiter nichts ist,« rief der Dicke, legte sich nieder und hielt seinen Mund ans Wasser: da fielen die Wellen hinein wie in einen
 Abgrund, und er trank das ganze Meer aus, daß es trocken ward wie eine Wiese. Der Lange bückte sich ein wenig und holte den Ring mit der
 Hand heraus. Da war der Königssohn froh als er den Ring hatte, und brachte ihn der Alten. Sie erstaunte und sprach »ja, es ist der rechte Ring:

den ersten Bund hast du glücklich gelöst, aber nun kommt der zweite. Siehst du dort auf der Wiese vor meinem Schlosse, da weiden
dreihundert fette Ochsen, die mußt du mit Haut und Haar, Knochen und Hörnern verzehren: und unten im Keller liegen dreihundert Fässer
Wein, die mußt du dazu austrinken; und bleibt von den Ochsen ein Haar und von dem Wein ein Tröpfchen übrig, so ist mir dein Leben
verfallen.« Sprach der Königssohn »darf ich mir keine Gäste dazu laden? ohne Gesellschaft schmeckt keine Mahlzeit.« Die Alte lachte boshaft
und antwortete »einen darfst du dir dazu laden, damit du Gesellschaft hast, aber weiter keinen.«
Da ging der Königssohn zu seinen Dienern und sprach zu dem Dicken »du sollst heute mein Gast sein und dich einmal satt essen.« Da tat
sich der Dicke von einander und aß die dreihundert Ochsen, daß kein Haar übrig blieb, und fragte ob weiter nichts als das Fischstück da wäre: den
Wein aber trank er gleich aus den Fässern, ohne daß er ein Glas nötig hatte, und trank den letzten Tropfen vom Nagel herunter. Als die Mahlzeit
zu Ende war, ging der Königssohn zur Alten und sagte ihr das zweite Bünd wäre gelöst. Sie verwunderte sich und sprach »so weit hats
noch keiner gebracht, aber es ist noch ein Bünd übrig,« und dachte »du sollst mir nicht entgehen und wirst deinen Kopf nicht oben behalten.«
»Heut Abend,« sprach sie, »bring ich meine Tochter zu dir in deine Kammer und du sollst sie mit deinem Arm beschlingen: und wenn ihr da
beisammen sitzt, so hüte dich daß du nicht einschlafst: ich komme schlag zwölf Uhr, und ist sie dann nicht mehr in deinen Armen, so hast
du verloren.« Der Königssohn dachte, »der Bund ist leicht, ich will wohl meine Augen offen behalten,« doch rief er seine Diener, erzählte ihnen,
was die Alte gesagt hatte und sprach »wer weiß, was für eine List dahintersteckt, Vorsicht ist gut, haltet Wache und sorgt daß die Jungfrau nicht wieder
aus meiner Kammer kommt.« Als die Nacht einbrach, kam die Alte mit ihrer Tochter und führte sie in die Arme des Königssohns, und dann
schlang sich der Lange um sie beide in einen Kreis, und der Dicke stellte sich vor die Türe, also daß keine lebendige Seele herein konnte. Da
saßen sie beide, und die Jungfrau sprach kein Wort, aber der Mond schien durchs Fenster auf ihr Angesicht, daß er ihre wunderbare Schönheit
sehen konnte. Er tat nichts als sie anschauen, war voll Freude und Liebe, und es kam keine Müdigkeit in seine Augen. Das dauerte bis elf Uhr, da
warf die Alte einen Zauber über alle, daß sie einschliefen, und in dem Augenblick war auch die Jungfrau entrückt.
Nun schliefen sie hart bis ein Viertel vor zwölf, da war der Zauber kraftlos, und sie erwachten alle wieder. »O Jammer und Unglück,«
rief der Königssohn, »nun bin ich verloren!« Die treuen Diener fingen auch an zu klagen, aber der Horcher sprach »seid still, ich
will horchen,« da horchte er einen Augenblick und dann sprach er »sie sitzt in einem Felsen dreihundert Stunden von hier, und bejammert ihr
Schicksal. Du allein kannst helfen, Langer, wenn du dich aufrichstest, so bist du mit ein paar Schritten dort.« »Ja,« antwortete der Lange,
»aber der mit den scharfen Augen muß mitgehen, damit wir den Felsen weg schaffen.« Da huckte der Lange den mit verbundenen Augen auf, und im Augenblick, wie

man eine Hand umwendet waren sie vor dem verwünschten Felsen. Als bald nahm der Lange dem andern die Binde von den Augen, der sich nur
umschaute, so sprang der Felsen in tausend Stücke. Da nahm der Lange die Jungfrau auf den Arm, trug sie in einem Nu zurück, holte eben so
schnell auch noch seinen Kameraden, und eh es zwölfe schlug, saßen sie alle wieder wie vorher und waren munter und guter Dinge. Als es zwölf
schlug, kam die alte Zauberin herbei geschlichen, machte ein höhnisches Gesicht, als wollte sie sagen »nun ist er mein,« und glaubte ihre Tochter
säße dreihundert Stunden weit im Felsen. Als sie aber ihre Tochter in den Armen des Königssohns erblickte, erschrak sie und sprach »da ist
einer, der kann mehr als ich.« Aber sie durfte nichts einwenden und mußte ihm die Jungfrau sagen. Da sprach sie ihr ins Ohr »schande für dich, daß
du gemeinem Volk gehorchen sollst und dir einen Gemahl nicht nach deinem Gefallen wählen darfst.«
Da ward das stolze Holz der Jungfrau mit Zorn erfüllt und sann auf Rache. Sie ließ am andern Morgen dreihundert Malter Holz zusammenfahren
und sprach zu dem Königssohn, die drei Bünde wären gelöst, sie würde nicht eher seine Gemahlin werden, bis einer bereit wäre, sich mitten in
das Holz zu setzen und das Feuer auszuhalten. Sie dachte keiner seiner Diener würde sich für ihn verbrennen, und aus Liebe zu ihr würde er selber sich
hinein setzen, und dann wäre sie frei. Die Diener aber sprachen »wir haben alle etwas getan, nur der Frostige noch nicht, der muß auch daran,«
setzten ihn mitten auf den Stoß und steckten ihn an. Da begann das Feuer zu brennen und brannte drei Tage, bis alles Holz verzehrt war, und
als die Flammen sich legten, stand der Frostige mitten in der Ache, zitterte wie ein Epenlaub und sprach »einen solchen Frost habe ich mein Lebtag nicht
ausgehalten, und wenn er länger gedauert hätte, so wäre ich erstarrt.«
Nun war keine Aussicht mehr zu finden, die schöne Jungfrau mußte den unbekanntem Jüngling am Gemahl nehmen. Als sie aber nach der Kirche
fuhren, sprach die Alte »ich kann die Schande nicht ertragen« und schickte ihr Kriegsvolk nach, das sollte alles niedermachen, was ihm
vorkäme, und ihr die Tochter zurück bringen. Der Horcher aber hatte die Ohren gespitzt und die heimlichen Reden der Alten vernommen. »Was
fangen wir an?« sprach er zu dem Dicken, aber der wußte Rat, spie einmal oder zweimal hinter dem Wagen einen Teil von dem Meereswasser
aus, das er getrunken hatte, da entstand ein großer See, worin die Kriegsvölker stecken blieben und ertranken. Als die Zauberin das vernahm,
schickte sie ihre geharnischten Reiter, aber der Horcher hörte das Rasseln ihrer Rüstung und band dem einen die Augen auf, der guckte die Feinde
ein bischen scharf an, da sprangen sie aus einander wie Glas. Nun fuhren sie ungestört weiter, und als die beiden in der Kirche
eingesegnet waren, nahmen die sechs Diener ihren Abschied, und sprachen zu ihrem Herrn »eure Wünsche sind erfüllt, ihr habt uns nicht mehr
nötig, wir wollen weiter ziehen und unser Glück versuchen.«
Eine halbe Meile vor dem Schloß war ein Dorf, vor dem hütete ein Schweinehirt seine Herde: wie sie dahin kamen, sprach er zu

seiner Frau »weißt du auch recht wer ich bin? ich bin kein Königssohn, sondern ein Schweinehirt, und der mit der Herde dort, das ist
mein Vater: wir zwei müssen auch daran und ihm helfen hüten.« Dann stieg er mit ihr in das Wirtshaus ab, und sagte heimlich zu den Wirtsleuten in der
Nacht sollten sie ihr die königlichen Kleider wegnehmen. Wie sie nun am Morgen aufwachte, hatte sie nichts azutun, und die Wirtin gab ihr einen
alten Rock und ein paar alte wollene Strümpfe, dabei tat sie noch als wärs ein großes Geschenk und sprach »wenn nicht euer Mann wäre,
hätt ichs euch gar nicht gegeben.« Da glaubte sie er wäre wirklich ein Schweinehirt und hütete mit ihm die Herde und dachte »ich habe es
verdient mit meinem Übermut und Stolz.« Das dauerte acht Tage, da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn die Füße waren ihr wund geworden. Da
kamen ein paar Leute und fragten ob sie wüßte wer ihr Mann wäre. »Ja,« antwortete sie, »er ist ein Schweinehirt, und ist eben
ausgegangen mit Bändern und Schnüren einen kleinen Handel zu treiben.« Sie sprachen aber »kommt einmal mit, wir wollen euch zu ihm
hinführen,« und brachten sie ins Schloß hinauf, und wie sie in den Saal kam, stand da ihr Mann in königlichen Kleidern. Sie erkannte ihn aber
nicht, bis er ihr um den Hals fiel, sie küßte und sprach »ich habe so viel für dich gelitten, da hast du auch für mich leiden sollen.« Nun ward erst die
Hochzeit gefeiert, und ders erzählt hat, wollte er wäre auch dabei gewesen.

Die weiße und die schwarze Braut.

Eine Frau ging mit ihrer Tochter und Stieftochter über Feld, Fütter zu schneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte »wo führt der Weg ins Dorf?« »Wenn ihr ihn wissen wollt,« sprach die Mütter, »so sucht ihn selber,« und die Tochter setzte hinzu »habt ihr Sorge daß ihr ihn nicht findet, so nehmt euch einen Wegweiser mit.« Die Stieftochter aber sprach »armer Mann, ich will dich führen, komm mit mir.« Da zürnte der liebe Gott über die Mütter und Tochter, wendete ihnen den Rücken zu und verwünschte sie, daß sie sollten schwarz werden wie die Nacht und häßlich wie die Sünde. Der armen Stieftochter aber war Gott gnädig und ging mit ihr, und als sie nahe am Dorf waren, sprach er einen Segen über sie und sagte »wähle dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren.« Da sprach das Mädchen »ich möchte gern so schön und rein werden wie die Sonne;« alsbald war sie weiß und schön wie der Tag. »Dann möchte ich einen Geldbeutel haben der nie leer würde;« den gab ihr der liebe Gott auch, sprach aber »vergiß das Beste nicht.« Sagte sie »ich wünsche mir am dritten das ewige Himmelreich nach meinem Tode.« Das ward ihr auch gewährt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Als die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, so stieg die Boshait in ihrem Herzen noch höher, und sie hatte nichts anders im Sinn als wie sie ihr ein Leid antun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder Namens Reginer, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles, was geschehen war. Nun sprach Reginer einmal zu ihr »liebe Schwester, ich will dich abmalen, damit ich dich beständig vor Augen sehe, denn meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich dich immer anblicken möchte.« Da antwortete sie »aber ich bitte dich laß niemand das Bild sehen.« Er malte nun seine Schwester ab und hing das Bild in seiner Stube auf; er wohnte aber in des Königs Schloß, weil er bei ihm Kutscher war. Alle Tage ging er davor stehen und dankte Gott für das Glück seiner lieben Schwester. Nun war aber gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin verstorben, und die so schön gewesen war, daß man keine finden konnte, die ihr gleiche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener bemerkten aber daß der Kutscher täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgönntens ihm und meldeten es dem König. Da ließ dieser das Bild vor sich bringen, und als er sah daß es in allem seiner verstorbenen Frau gleich, nur noch schöner war, so verliebte er sich kerblich hinein. Er ließ den Kutscher vor sich kommen und fragte wen das Bild vorstellte. Der Kutscher sagte es wäre seine Schwester, so entschoß sich der König keine andere als diese zur Gemahlin zu nehmen, gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider und schickte ihn fort, seine erwählte Braut abzuholen. Wie Reginer mit der Botschaft an

kam, freute sich seine Schwester, allein die Schwarze war eifersüchtig über das Glück, ärgerte sich über alle Maßen und sprach zu ihrer Mutter »was

helfen nun all eure Künste, da ihr mir ein solches Glück doch nicht verschaffen könnt.« »Sei still,« sagte die Alte »ich will dir schon

zuwenden.« Und durch ihre Hexenkünste trübte sie dem Kutscher die Augen, daß er halb blind war, und der Weißen verstopfte sie die Ohren, daß sie

halb taub war. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und

Reginer saß auf dem Bock, um zu fahren. Wie sie eine Weile unterwegs waren, rief der Kutscher

»deck dich, mein Schwesterlein,

daß Regen dich nicht näßt,

daß Wind dich nicht bestäubt

daß du fein schön zum König kommst.«

Die Braut fragte »was sagt mein lieber Bruder?« »Ach,« sprach die Alte, »er hat gesagt du solltest dein güldenes Kleid abziehen und es deiner

Schwester geben.« Da zog sie aus und tats der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen Kittel. So fuhren sie weiter: über ein

Weilchen rief der Bruder abermals

»deck dich, mein Schwesterlein,

daß Regen dich nicht näßt,

daß Wind dich nicht bestäubt,

und du fein schön zum König kommst.«

Die Braut fragte »was sagt mein lieber Bruder?« »Ach,« sprach die Alte, »er hat gesagt, du solltest deine güldene Haube ab tun und deiner Schwester

geben.« Da tat sie die Haube ab und tat sie der Schwarzen auf und saß im bloßen Haar. So fuhren sie weiter: wiederum über ein Weilchen

rief der Bruder

»deck dich, mein Schwesterlein,

daß Regen dich nicht näßt,

daß Wind dich nicht bestäubt,

und du fein schön zum König kommst.«

Die Braut fragte »was sagt mein lieber Bruder?« »Ach,« sprach die Alte, »er hat gesagt du möchtest einmal aus dem Wagen sehen.« Sie fuhren

aber gerade auf einer Brücke über ein tiefes Wasser. Wie nun die Braut stand und aus dem Wagen sich heraus bückte, da stießen sie die beiden hinaus, daß sie mitten ins Wasser stürzte. Als sie versunken war, in demselben Augenblick, stieg eine schneeweiße Ente aus dem Wasserspiegel hervor und schwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis sie an den Hof kamen. Da brachte er dem König die Schwärze als seine Schwester und meinte sie wärs wirklich, weil es ihm trübe vor den Augen war und er doch die Goldkleider schimmern sah. Der König, wie er die grundlose Häßlichkeit an seiner vermeinten Braut erblickte, ward sehr böse und befahl den Kutscher in eine Grube zu werfen, die voll Ottern und Schlangenzücht war. Die alte Hexe aber wußte den König doch so zu bestriicken und durch ihre Künste ihm die Augen zu verblenden, daß er sie und ihre Tochter behielt, ja daß sie ihm ganz leidlich vorkam und er sich wirklich mit ihr verheiratete.

Einmal Abends, während die Schwärze Braut dem König auf dem Schoße saß, kam eine weiße Ente um Gossenstein in die Küche

geschwommen und sagte dem Küchenjungen

»Jüngelchen, mach Feuer an,

daß ich meine Federn wärmen kann.«

Das tat der Küchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Herd: da kam die Ente und setzte sich daneben, schüttelte sich und strich sich die Federn

mit dem Schnabel durch. Während sie so saß und sich wohltat, fragte sie

»was macht mein Bruder Reginer?«

Der Küchenjunge antwortete

»liegt in der Grube gefangen

bei Ottern und bei Schlangen.«

Frage sie weiter

»was macht die Schwärze Hexe im Haus?«

Der Küchenjunge antwortete

»die sitzt warm

ins Königs Arm.«

Sagte die Ente

»erzähl!«
»daß Gott erbarm!«

— und schwamm den Gossenstein hinaus.

Den folgenden Abend kam sie wieder und tat dieselben Fragen und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Küchenjunge nicht länger übers Herz

bringen, ging zu dem König und entdeckte ihm alles. Der König aber wollte es selbst sehen, ging den andern Abend hin, und wie die Ente den

Kopf durch den Gossenstein herein streckte, nahm er sein Schwert, und hieb ihr den Hals durch, da ward sie auf einmal um schönsten Mädchen und

gleich genau dem Bild, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der König war voll Freuden, und weil sie ganz naß da stand, ließ er köstliche

Kleider bringen und ließ sie damit bekleiden. Dann erzählte sie ihm wie sie durch List und Falschheit wäre betrogen und zuletzt in den Fluß

hinabgeworfen worden; und ihre erste Bitte war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle heraus geholt würde. Und als der König diese Bitte erfüllt hatte,

ging er in die Kammer, wo die alte Hexe saß und fragte »was verdient die, welche das und das tut?« und erzählte was geschehen war. Da war sie

so verblendet, daß sie nichts merkte und sprach »die verdient daß man sie nackt auzieht und in ein Faß mit Nägeln legt, und daß man vor das Faß

ein Pferd spannt und das Pferd in alle Welt schickt.« Das geschah alles an ihr und ihrer schwarzen Tochter. Der König aber heiratete die

weiße und schöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angesehenen Mann machte.



Der Eisenhans.

Es war einmal ein König, der hatte einen großen Wald bei seinem Schloß, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder. »Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen,« sagte der König, und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn aufsuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach »streift durch den ganzen Wald und laßt nicht ab bis ihr sie alle drei gefunden habt.« Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde, die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen, und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Habicht darüber hin fliegen. Das dauerte viele Jahre, da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte seine Einwilligung nicht geben und sprach »es ist nicht geheuer darin, ich fürchte es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht wieder heraus.« Der Jäger antwortete »Herr, ich wills auf meine Befahr wagen: von Furcht weiß ich nichts.«

Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her: kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mußten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war, wie rostiges Eisen, und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knien herab hingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort, in das Schloß. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Leibesstrafe die Türe des Käfigs zu öffnen, und die Königin mußte den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder mit Sicherheit in den Wald gehen.

Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach »gib mir meinen Ball heraus.« »Nicht eher,« antwortete der Mann, »als bis du mir die Türe aufgemacht hast.« »Nein,« sagte der Knabe, »das tue ich nicht, das hat der König verboten.« und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte seinen Ball: der wilde Mann sagte »öffne meine Türe,« aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe

nochmals und sagte »wenn ich auch wollte, ich kann die Türe nicht öffnen, ich habe den Schlüssel nicht.« Da sprach der wilde Mann »er liegt unter dem
Kopfkissen deiner Mutter, da kannst du ihn holen.« Der Knabe, der seinen Ball wieder haben wollte, schlug alles Bedenken in den Wind und
brachte den Schlüssel herbei. Die Türe ging schwer auf, und der Knabe klemmte sich den Finger. Als sie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab
ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war angst geworden, er schrie und rief ihm nach »ach, wilder Mann, geh nicht fort, sonst
bekomme ich Schläge.« Der wilde Mann kehrte um, hob ihn auf, setzte ihn auf seinen Nacken und ging mit schnellen Schritten in den Wald hinein.
Als der König heim kam, bemerkte er den leeren Käfig und fragte die Königin wie das zugegangen wäre. Sie wußte nichts davon, suchte
den Schlüssel, aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König schickte Leute aus, die ihn auf dem Feld suchen sollten,
aber sie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten was geschehen war, und es herachte große Töauer an dem königlichen Hof.
Als der wilde Mann wieder in dem finstern Wald angelangt war, so setzte er den Knaben von den Schultern herab und sprach zu ihm »Vater und Mütter
siehst du nicht wieder, aber ich will dich bei mir behalten, denn du hast mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles tust, was ich dir sage,
so sollst du's gut haben. Sitze und Gold habe ich genug und mehr als jemand in der Welt.« Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er
einschlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnen und sprach »siehst du der Goldbrunnen ist hell und klar wie Krystall: du sollst
dabei sitzen und acht haben daß nichts hinein fällt, sonst ist er verunehrt. Jeden Abend komme ich und sehe ob du mein Gebot befolgt
hast.« Der Knabe setzte sich an den Rand des Brunnens, sah wie manchmal ein goldner Fisch, manchmal eine goldne Schlange sich darin
zeigte, und hatte acht daß nichts hinein fiel. Als er so saß, schmerzte ihn einmal der Finger so heftig daß er ihn willkürlich in das Wasser
steckte. Er zog ihn schnell wieder heraus, sah aber daß er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er sich gab das Gold wieder abzuwischen, es
war alles vergeblich. Abends kam der Eisenhans zurück, sah den Knaben an und sprach »was ist mit dem Brunnen geschehen?« »Nichts, nichts« antwortete er
und hielt den Finger auf den Rücken, daß er ihn nicht sehen sollte. Aber der Mann sagte »du hast den Finger in das Wasser getaucht: diesmal mag's hingehen,
aber hüte dich daß du nicht wieder etwas hinein fallen läßt.« Am frühsten Morgen saß er schon bei dem Brunnen und bewachte ihn. Der Finger
tat ihm wieder weh und er fuhr damit über seinen Kopf, da fiel unglücklicher Weise ein Haar herab in den Brunnen. Er nahm es schnell heraus, aber
es war schon ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wußte schon was geschehen war. »Du hast ein Haar in den Brunnen fallen lassen,« sagte er,
»ich will dir's noch einmal nachsehen, aber wenns am drittenmal geschieht, so ist der Brunnen entehrt, und du kannst nicht länger bei mir bleiben.«
Am dritten Tag saß der Knabe am Brunnen, und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so weh tat. Aber die Zeit ward ihm lang, und er
betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr beugte, und sich recht in die Augen sehen wollte, so

fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er richtete sich schnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Ihr könnt denken wie der arme Knabe erschrak. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht sehen sollte. Als er kam, wußte er schon alles und sprach »binde das Tuch auf.« Da quollen die goldenen Haare hervor und der Knabe mochte sich entschuldigen, wie er wollte, es half ihm nichts. »Du hast die Probe nicht bestanden und kannst nicht länger hier bleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirst du erfahren, wie die Armut tut. Aber weil du kein böses Herz hast und ichs gut mit dir meine, so will ich dir eins erlauben: wenn du in Not gerätst, so geh zu dem Wald und rufe »Eisenhans,« dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überfluß.«

Da verließ der Königsohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immer zu, bis er letzt in eine große Stadt kam. Er suchte da Arbeit, aber er konnte keine finden und hatte auch nichts erlernt, womit er sich hätte forthelfen können. Endlich ging er in das Schloß und fragte ob sie ihn behalten wollten. Die Hofleute wußten nicht wo sie ihn brauchen sollten, aber sie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Letzt nahm ihn der Koch in Dienst und sagte er könnte Holz und Wasser tragen und die Ache zusammen kehren. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, hieß ihn der Koch die Speisen zur königlichen Tafel tragen, da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so behielt er sein Hütchen auf. Dem König war so etwas noch nicht vorgekommen, und er sprach »wenn du zur königlichen Tafel kommst, mußt du deinen Hut ziehen.« »Ach Herr,« antwortete er, »ich kann nicht, ich habe einen bösen Grund auf dem Kopf.« Da ließ der König den Koch herbei rufen, schalt ihn und fragte wie er einen solchen Jungen hätte in seinen Dienst nehmen können; er sollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleiden mit ihm und veruschte ihn mit dem Gärtnerjungen.

Nun mußte der Junge im Garten pflanzen und begießen, hacken und graben, und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen. Eijnmal im Sommer als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß daß er sein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Haar schien, glitzte und blitzte es daß die Strahlen in das Scherzimmer der Königstochter fielen und sie aufsprang um zu sehen was das wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an »Junge, bring mir einen Blumenstrauß.« Er setzte in aller Eile sein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen ab und band sie zusammen. Als er damit die Treppe hinauf stieg, begegnete ihm der Gärtner und sprach »wie kannst du der Königstochter einen Strauß von schlechten Blumen bringen? geschwind hole andere, und suche die schönsten und seltensten aus.« »Ach nein,« antwortete der Junge, »die wilden riechen kräftiger und werden ihr besser gefallen.« Als er in ihr Zimmer kam, sprach die Königstochter »nimm dein Hütchen ab, es ziemt sich nicht daß du ihn vor mir auf behältst.« Er antwortete wieder »ich darf nicht, ich habe einen grindigen

Kopf.« Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab, da rollten seine goldenen Haare auf die Schultern herab, daß es prächtig abzusehen war. Er wollte fortspringen, aber sie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Hand voll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, sondern er brachte es dem Gärtner und sprach »ich schenke es deinen Kindern, die können damit spielen.« Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu er sollte ihr einen krauß Feldblumen bringen, und als er damit eintrat, grüschte sie gleich nach seinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Sie gab ihm wieder eine Hand voll Dukaten, aber er wollte sie nicht behalten und gab sie dem Gärtner zum Spielwerk für seine Kinder. Den dritten Tag gings nicht anders, sie konnte ihm sein Hütchen nicht weg nehmen, und er wollte ihr Gold nicht.

Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König sammelte sein Volk und wußte nicht ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerstand leisten könnte. Da sagte der Gärtnerjunge »ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg ziehen, gebt mir nur ein Pferd.« Die andern lachten und sprachen »wenn wir fort sind, so suche dir eins: wir wollen dir eins im Stall zurück lassen.« Als sie weggezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuß lahm und hickelte hunkeputz hunkeputz. Dennoch setzte er sich auf und ritt fort nach dem dunkeln Wald. Als er an den Rand desselben gekommen war, rief er dreimal Eisenhans so laut daß es durch die Bäume schallte. Gleich darauf erschien der wilde Mann und sprach »was verlangst du?« »Ich verlange ein starkes Roß, denn ich will in den Krieg ziehen.« »Das sollst du haben und noch mehr als du verlangst.« Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, so kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Roß herbei, das schnaubte aus den Nüstern, und war kaum zu bändigen. Und hinterher folgte eine große Schaar Kriegsvolk, ganz in Eisen gerüstet, und ihre Schwerter blitzten in der Sonne. Der Jüngling übergab der Stallknecht sein dreibeiniges Pferd, bestieg das andere und ritt vor der Schaar her. Als er sich dem Schlachtfeld näherte, war schon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen und es fehlte nicht viel, so mußten die übrigen weichen. Da jagte der Jüngling mit seiner eisernen Schaar heran, fuhr wie ein Wetter über die Feinde und schlug alles nieder was sich ihm widersetzte. Sie wollten fliehen, aber der Jüngling saß ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurück zu kehren, führte er seine Schaar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den Eisenhans heraus. »Was verlangst du?« fragte der wilde Mann. »Nimm dein Roß und deine Schaar zurück und gib mir mein dreibeiniges Pferd wieder.« Es geschah alles, was er verlangte, und ritt auf seinem dreibeinigen Pferd heim. Als der König wieder in sein Schloß kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte ihm Glück zu seinem Sieg. »Ich bin es nicht, der den Sieg davon getragen hat,« sprach er »sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schaar zu Hilfe kam.« Die Tochter wollte wissen wer der fremde Ritter wäre, aber der

König wußte es nicht und sagte »er hat die Feinde verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.« Sie erkundigte sich bei dem Gärtner nach seinem Jungen: der lachte aber und sprach »eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heim gekommen, und die andern haben gespottet und gerufen »da kommt unser Hunkeputz wieder an.« Sie fragten auch »hinter welcher Hecke hast du derweil gelegen und geschlafen?« Er sprach aber »ich habe das beste getan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen.« Da ward er noch mehr ausgelacht.«

Der König sprach zu seiner Tochter »ich will ein großes Fest ansagen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen: vielleicht kommt der unbekannte herbei.« Als das Fest verkündigt war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhans.

»Was verlangst du?« fragte er. »Daß ich den goldenen Apfel der Königstochter fange.« »Es ist so gut als hättest du ihn schon« sagte Eisenhans, »du sollst auch eine rote Rüstung dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten.« Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein, aber sobald er ihn hatte, jagte er davon. Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhans als weißen Ritter ausgerüstet und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern jagte damit fort. Der König ward böse und sprach »das ist nicht erlaubt, er muß vor mir erscheinen und seinen Namen nennen.« Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davon machte, so sollte man ihm nachsetzen und wenn er nicht gutwillig zurückkehrte, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhans eine schwarze Rüstung und einen Rappen und fing auch wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs und einer kam ihm so nahe daß er mit der Spitze des Schwerts ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch, aber sein Pferd sprang so gewaltig daß der Helm ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen daß er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles.

Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. »Er arbeitet im Garten: der wunderliche Katz ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern Abend wieder gekommen; er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat.« Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Hütchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fielen seine goldenen Haare über die Schultern, und er war so schön, daß alle staunten. »Bist du der Ritter gewesen, der jeden Tag zu dem Fest gekommen ist, immer in einer andern Farbe, und der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?« fragte der König. »Ja« antwortete er, »und da sind die Äpfel,« holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. »Wenn ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt ihr die Wunde sehen, die mir eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Ritter, der euch am Sieg über die

Lehrer: «»ce 2 m h n, — ben w h: a v; a i e h n! «»
Feinde geholfen hat.« »Wenn du solche Taten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge. sage mir, wer ist dein Vater?« »Mein
Vater ist ein mächtiger König und Goldes habe ich die Fülle und so viel ich nur verlange.« »Ich sehe wohl,« sprach der König, »ich bin
dir Dank schuldig, kann ich dir etwas zu Gefallen tun?« »Ja« antwortete er, »das könnt ihr wohl, gebt mir eure Tochter zur Frau.« Da
lachte die Jungfrau und sprach »der macht keine Umstände, aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen daß er kein Gärtnerjunge ist.«
ging dann hin und küßte ihn. Zu der Vermählung kam sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude, denn sie hatten schon alle Hoffnung
aufgegeben ihren lieben Sohn wieder zu sehen. Und als sie an der Hochzeitstafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf und
ein stolzer König trat herein mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach »ich bin der Eisenhans, und war
in einen wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein Eigentum sein.«

De drei schwatten Princessinnen.

Ostindien was von den Fiend belagert, he wull de Stadt nig verloeten, he wull ersten seshundert Dahler hebben. Do leiten se dat ut trummen, well de schaffen könne, de soll Börgemester weren. Do was der en armen Fisker, de fiskede up de See mit sinen Sohn, do kam de Fiend un nam den Sohn gefangen un gav em doför seshundert Dahler. Do genk de Vater hen un gav dat de Heerens in de Stadt, un de Fiend trock av un de Fisker wurde Börgemester. Do word utropen wer nig »Heer Börgemester« segde, de soll an de Galge richtet weren.

De sohn de kam de Fiend wier ut de Hände un kam in en grauten Wold up en haujen Berg. De Berg de dei sick up, do kam he in en graut verwünket Schloß, woin Stohle, Diske un Bänke alle schwatt behangen wören. Do queimen drei Princessinnen, de gans schwatt antrocken wören, de men en lück (wenig) witt in't Gesicht hädden, de segden to em he soll men nig bange sien, se wullen em nix dohn, he könn eer erlösen. Do seg he je dat wull he gern dohn, wann he men wüste wo he dat macken soll. Do segget se he soll en gans Johr nig met en kühren (sprechen), un soll se auck nig anseihen: wat he gern hebben wull, dat soll he men seggen, wann se Antwort giewen dröften (geben dürften), wullen se et dohn. As he 'ne Tied lang der west was, sede he he wull asse gern noh sin Vater gohn, da segget se dat soll he men dohn, düssen Buel (Beutel) met Geld soll he met niermen, düsse Klöder soll he antrecken, un in acht Dage möst he der wier sien.

Do werd he upnurmen (aufgehoben), un is glik in Ostindien.

Do kann he sin Vader in de Fiskhütte nig mer finden un frög de Luide wo doh de arme Fisker blierwen wöre, do segget se dat möst he nig seggen, dann queim he an de Galge. Do kümmt he bi sin Vader, do seg he »Fisker, wo sin ji do to kummen?« Do seg de »dat möt ji nig seggen, wann dat de Heerens van de Stadt gewahr weeret, kümme ji an de Galge.« He willt ober gar nig loten, he werd noh de Galge bracht. Es he do is, seg he »o mine Heerens, gierwet mie doh Verlöv dat ick noh de olle Fiskhütte gohn mag.« Do tüt he sinen ollen Kiel an, do kümmt he wier noh de Heerens un seg »seih ji et nu wull, sin ick nig en armen Fisker sinen Sohn? in düt Tueg heve ick minen Vader und Moder dat Braud gewonnen.« Do erkennet se en un badden üm Vergibnüs un niermt en met noh sin Hues, do verteld he alle wü et em gohn hev, dat he wöre in en Wold kummen up en haujen Berg, do hädde sick de Berg updohn, do wöre he in en verwünket Schloß kummen, wo alles schwatt west wöre, un drei Princessinnen wören der an kummen, de wören schwatt west, men en lück witt int Gesicht. De hädde em segd he söll nig bange sien, he könn eer erlösen. Do seg sine Moder dat mög wull nig guet sien, he soll 'ne gewiehte Wasskeefze met niermen un drüppen (tropfen) eer gleinig (glühend) Wass int Gesicht.

He geit wier hen un do gruelte (graute) em so, un he drüppde er Wass int Gesicht, asse se sleipen, un se wören all halv witt. Do sprüngen alle de drei Princessinnen up un segden »de verfluchte Hund, usse Bloet soll örfer die Rache schreien, nu is kin Mensk up de Welt geboren un werd geboren, de us erlösen kann, wie hevet noh drei Bröders, de sind in siewen Ketten anschoeten, de söllt die terreiten.« Do givt et en Gekriesk int ganze Schloß, un he sprank

noh ut dat Fenster un terbrack dat Been, un dat Schloß sunk wier in de
Grunde, de Berg was wier to, un nümme wust wo et west was.

Knoist un sine dre Sühne.

Twisken Werrel un Soist, do wuhnde 'n Mann, un de hede Knoist, de hadde dre Sühne, de eene was blind, de annre was lahm un de dridde was splenternaket. Do gingen se mol öwer Feld, do sehen se eenen Hasen. De blinne de schöt en, de lahme de fienk en, de nackede de stack en in de Tasken. Do käimen se für en groot allmächtig Waater, do wuren dre Schippe uppe, dat eene dat rann, dat annre dat sank, dat dridde, do was keen Buoden inne. Wo keen Buoden inne was, do gingen se olle dre inne. Do käimen se an eenen allmächtig grooten Walle (Wald), do was en groot allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig groote Capelle, in de Capelle was een hageböcken Köster un en bußboomen Pastoer, de deelden dat Wiggewaater mit Knuppeln uit. Sielig is de Mann, de den Wiggewaater entlaupen kann.

Dat Mäken von Brakel.

Et gien mal 'n Mäken von Brakel na de sünt Annen Capellen uner de Hinnenborg, un weil et gierne 'n Mann heven wulle un ock meinde et wäre süs neimes in de Capellen, sau sank et

»O hilge sünte Anne,

help mie doch bald tom Manne.

Du kennst 'n ja wull:

he wuhnt var«m Suttmerdore,

hed gele Hore:

du kennst 'n ja wull.«

De Köster stand awerst hünner de Altare un höre dat, da rep he mit 'ner gans schrögerigen Stimme »du kriggst 'n nig, du kriggst 'n nig.« Dat Mäken awerst meinde dat Marienkinneken, dat bie de Mudder Anne steiht, hedde üm dat to ropen, da wor et beuse un reip »pepperlepep, dumme Blae, halt de Schnuten un lat de Möhme kühren (die Mutter reden).«

Das Hausgesinde.

»Wo wust du henne?« »Nah Walpe.« »Jck nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.«

»Häst du auck 'n Mann? wie hedd din Mann?« »Cham.« »Min Mann Cham, din Mann Cham: ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.«

»Häst du auck 'n Kind? wie hedd din Kind?« »Grind.« »Min Kind Grind, din Kind Grind: min Mann Cham, din Mann Cham: ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.«

»Häst du auck 'n Weige? wie hedd dine Weige?« »Hippodeige.« »Mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige; min Kind Grind, din Kind Grind: min Mann Cham, din Mann Cham: ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.«

»Häst du auck 'n Knecht? wie hedd din Knecht?« »Machmirsrecht.« »Min Knecht Machmirsrecht, din Knecht Machmirsrecht: mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige: min Kind Grind, din Kind Grind: min Mann Cham, din Mann Cham: ick nah Walpe, du nah Walpe; sam, sam, goh wie dann.«

e rh - lph.
Das Lämmchen und Fischchen.

Es war einmal ein Brüderchen und Schwesterchen, die hatten sich heimlich lieb. Ihre rechte Mütter war aber tot, und sie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut und tat ihnen heimlich alles Leid an. Es trug sich zu, daß die zwei mit andern Kindern auf einer Wiese vor dem Haus spielten, und an der Wiese war ein Teich, der ging bis an die eine Seite vom Haus. Die Kinder liefen da herum, kriegten sich und spielten Abzählens:

»Eneke, Beneke, lat mi liewen,
will die ock min Vügelken giewen.
Vügelken sall mie Strau söken,
Strau will ick den Köseken giewen,
Köseken sall mie Melk giewen,
Melk will ick den Bäcker giewen,
Bäcker sall mie 'n Kocken backen,
Kocken will ick den Kätken giewen,
Kätken sall mie Müse fangen,
Müse will ick in 'n Rauck hangen
un will se anschnien.«

Dabei standen sie in einem Kreis, und auf welchen nun das Wort fiel, der mußte fortlaufen, und die anderen liefen ihm nach und fingen ihn. Wie sie so fröhlich danksprangen, sah's die Stiefmutter vom Fenster mit an und ärgerte sich. Weil sie aber Hexenkünste verstand, so verwünschte sie beide, das Brüderchen in einen Fisch und das Schwesterchen in ein Lamm. Da schwamm das Fischchen im Teich hin und her, und war traurig, das Lämmchen ging auf der Wiese hin und her, und war traurig und fraß nicht und rührte kein Hälmschen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen fremde Gäste auf das Schloß. Die falsche Stiefmutter dachte »Jetzt ist die Gelegenheit gut,« rief den Koch, und sprach zu ihm »geh und hol das Lamm von der Wiese und schneids, wir haben sonst nichts für die Gäste.« Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche und band ihm die Füßchen; das litt es alles geduldig. Wie er nun sein Messer herausgezogen hatte und auf der Schwelle setzte,

um es abzustechen, sah es, wie ein Fischlein in dem Wasser vor dem Gossenstein hin und her schwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das

Brüderchen, denn als das Fischchen gesehen hatte wie der Koch das Lämmchen fortführte, war es im Teich mitgeschwommen bis zum Haus. Da rief das

Lämmchen hinab

»Ach Brüderchen im tiefen See,

wie tut mir doch mein Herz so weh!

der Koch der setzt das Messer,

will mir mein Herz durchstechen.«

Das Fischchen antwortete

»Ach Schwesterchen in der Höh,

wie tut mir doch mein Herz so weh

in dieser tiefen See!«

Wie der Koch hörte daß das Lämmchen sprechen konnte und so traurige Worte zu dem Fischchen hinabrief, erschrak er und dachte es müßte kein

natürliches Lämmchen sein, sondern wäre von der bösen Frau im Haus verwünscht. Da sprach er »sei ruhig, ich will dich nicht schlachten« nahm ein

anderes Tier und bereitete das für die Gäste, und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er gesehen und gehört hatte.

Die Bäuerin war aber gerade die Amme von dem Schwesterchen gewesen, vermutete gleich wer's sein würde und ging mit ihm zu einer weisen Frau.

Da sprach die weise Frau einen Segen über das Lämmchen und Fischchen, wovon sie ihre menschliche Gestalt wieder bekamen, und danach führte sie beide in

einen großen Wald in ein klein Häuschen, wo sie einsam, aber zufrieden und glücklich lebten.

Simeliberg.

Simeliberg

Es waren zwei Brüder, einer war reich, der andere arm. Der Reiche aber gab dem Armen nichts, und er mußte sich vom Kornhandel kümmerlich ernähren; da ging es ihm oft so schlecht, daß er für seine Frau und Kinder kein Brot hatte. Einmal fuhr er mit seinem Karren durch den Wald, da erblickte er zur Seite einen großen kahlen Berg, und weil er den noch nie gesehen hatte, hielt er still und betrachtete ihn mit Verwunderung. Wie er so stand, sah er zwölf wilde große Männer daher kommen: weil er nun glaubte das wären Räuber, schob er seinen Karren ins Gebusch und stieg auf einen Baum und wartete was da geschehen würde. Die zwölf Männer gingen aber vor den Berg und riefen »Berg Semsí, Berg Semsí, tu dich auf.« Als bald tat sich der kahle Berg in der Mitte von einander, und die zwölf gingen hinein, und wie sie drin waren, schloß er sich zu. Über eine kleine Weile aber tat er sich wieder auf, und die Männer kamen heraus und trugen schwere Säcke auf den Rücken, und wie sie alle wieder am Tageslicht waren, sprachen sie »Berg Semsí, Berg Semsí, tu dich zu.« Da fuhr der Berg zusammen, und war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die Zwölfe gingen fort. Als sie ihm nun ganz aus den Augen waren, stieg der Arme vom Baum herunter, und war neugierig was wohl im Berge heimliches verborgen wäre. Also ging er davor und sprach »Berg Semsí, Berg Semsí, tu dich auf.« und der Berg tat sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein, und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold, und hinten lagen große Haufen Perlen und blitzende Edelsteine, wie Korn ausgeschüttet. Der Arme wußte gar nicht was er anfangen sollte, und ob er sich etwas von den Schätzen nehmen dürfte; endlich füllte er sich die Taschen mit Gold, die Perlen und Edelsteine aber ließ er liegen. Als er wieder herauskam, sprach er gleichfalls »Berg Semsí, Berg Semsí, tu dich zu.« da schloß sich der Berg, und er fuhr mit seinem Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu sorgen und konnte mit seinem Golde für Frau und Kind Brot und auch Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen und tat jedermann Gutes. Als aber das Geld zu Ende war, ging er zu seinem Bruder, lieh einen Scheffel und holte sich von neuem, doch rührte er von den großen Schätzen nichts an. Wie er sich im drittenmal etwas holen wollte, borgte er bei seinem Bruder abermals den Scheffel. Der Reiche war aber schon lange neidisch über sein Vermögen und der schönen Haushalt, den er sich eingerichtet hatte, und konnte nicht begreifen woher der Reichtum käme und was sein Bruder mit dem Scheffel anfangte. Da dachte er eine List aus und bestrich den Boden mit Pech, und wie er das Maß zurück bekam, so war ein Goldstück darin hängen geblieben. Als bald ging er zu seinem Bruder und fragte ihn »was hast du mit dem Scheffel gemessen?« »Korn und Gerste« sagte der andere. Da zeigte er ihm das Goldstück und

er drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit sagte, so wollte er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es abgegangen war. Der Reiche aber ließ gleich einen Wagen anspannen, fuhr hinaus, wollte die Gelegenheit besser benutzen und ganz andere Schätze mitbringen. Wie er vor den Berg kam, rief er »Berg Semsí, Berg Semsí, tu dich auf.« Der Berg tat sich auf, und er ging hinein. Da lagen die Reichtümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht wozu er am ersten greifen sollte, endlich lud er Felsteine auf so viel er tragen konnte. Er wollte seine Last hinausbringen, weil aber Holz und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Berges vergessen und rief »Berg Simelí, Berg Simelí, tu dich auf.« Aber das war der rechte Name nicht, und der Berg regte sich nicht und blieb verschlossen. Da ward ihm angst, aber je länger er nachsann, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken, und halfen ihm alle Schätze nichts mehr. Am Abend tat sich der Berg auf und die zwölf Räuber kamen herein, und als sie ihn sahen, lachten sie und riefen »Vogel, haben wir dich endlich, meinst du wir hätten nicht gemerkt daß du zweimal heringekommen bist, aber wir konnten dich nicht fangen, am drittenmal sollst du nicht wieder heraus.« Da rief er »ich wars nicht, mein Bruder wars,« aber er mochte bitten um sein Leben und sagen was er wollte, sie schlugen ihm das Haupt ab.

Up Reisen gohn.

Et was emol ne arme Frau, de hadde enen Suhn, de wull so gerne reisen, do seg de Mohr »wu kannst du reisen? wi hebt je gar kien Geld, dat du mitniemen kannst.« Do seg de Suhn »ick will mi gut behelpen, ick will alltied seggen »nig viel, nig viel, nig viel.«

Do genk he ene gude Tied un sede alltied »nig viel, nig viel, nig viel.« Kam do bi en Trop Fisker un seg »Gott helpe ju! nig viel, nig viel, nig viel.« »Wat segst du, Kerl, nig viel?« Un asse dat Gören (Garn) uttrocken, kregen se auck nig viel Fiske. So met enen Stock up de Jungen, un »hest du mi nig dresken (dreschen) seihn?« »Wat sall ick denn seggen?« seg de Junge. »Du sallst seggen »fank vull, fank vull.«

Do geit he wier ene ganze Tied un seg »fank vull, fank vull,« bis he kümmt an enen Galgen, do hebt se en armen Sünder, den willt se richten. Do seg he »guden Morgen, fank vull, fank vull.« »Wat segst du, Kerl, fank vull? söllt der noch mehr leige (leidige, böse) Lude in de Welt sien? is düt noch nig genug?« He krig wier wat up den Puckel. »Wat sall ik denn seggen?« »Du sallst seggen »Gott tröst de arme Seele.«

De Junge geit wier ene ganze Tied un seg »Gott tröst de arme Seele!« Do kümmet he an en Grawen, do steit en Filler (Schinder), de tüt en Perd af. De Junge seg »guden Morgen, Gott tröst de arme Seele!« »Wat segst du, leige Kerl?« un schleit en met sinen Filhacken üm de Ohren, dat he ut den Augen nig seihen kann. »Wu sall ick denn seggen?« »Du sallst seggen »do ligge du Aas in

en Grawen.«

Do geit he un seg alltied »do ligge du Aas in en Grawen! do ligge du Aas in en Grawen!« Nu kümmt he bi enen Wagen vull Lüde, do seg he »guden Morgen, do ligge du Aas in en Grawen!« Do föllt de Wagen üm in en Grawen, de Knecht kreg de Pietske un knapt den Jungen, dat he wier to sine Mohr krupen moste. Un he is sien Lewen nig wier up reisen gohn.

e. s. m.
Das Eselein.

Es lebte einmal ein König und eine Königin, die waren reich und hatten alles, was sie sich wünschten, nur keine Kinder. Darüber
 klagte sie Tag und Nacht und sprach »ich bin wie ein Acker, auf dem nichts wächst.« Endlich erfüllte Gott ihre Wünsche: als das Kind aber zur Welt
 kam, sahs nicht aus wie ein Menschenkind, sondern war ein junges Eselein. Wie die Mütter das erblickte, fing ihr Jammer und Beschrei erst recht
 an, sie hätte lieber gar kein Kind gehabt als einen Esel, und sagte man sollt ihn ins Wasser werfen, damit ihn die Fische fräßen. Der
 König aber sprach »nein, hat Gott ihn gegeben, soll er auch mein Sohn und Erbe sein, nach meinem Tod auf dem königlichen
 Thron sitzen und die königliche Krone tragen.« Also ward das Eselein aufgezogen, nahm zu, und die Ohren wuchsen ihm auch fein
 hoch und gerade hinauf. Es war aber sonst fröhlicher Art, sprang herum spielte und hatte besonders seine Lust an der Musik, so daß es zu einem
 berühmten Spielmann ging und sprach »lehre mich deine Kunst, daß ich so gut die Laute schlagen kann als du.« »Ach, liebes Herrlein,« antwortete
 der Spielmann, »das sollt euch schwer fallen, eure Finger sind nicht allerdings dazu gemacht und gar zu groß, ich Sorge die Saiten haltens nicht
 aus.« Es half keine Ausrede, das Eselein wollte und mußte die Laute schlagen, war beharrlich und fleißig, und lernte es am Ende so gut als
 sein Meister selber. Einmal ging das junge Herrlein nachdenklich spazieren und kam an einen Brunnen, da schaute es hinein und sah
 in spiegelhellen Wasser seine Eseleinstalt. Darüber war es so betrübt, daß es in die weite Welt ging und nur einen treuen Gesellen mitnahm.
 Sie zogen auf und ab, zuletzt kamen sie in ein Reich, wo ein alter König herrschte, der nur eine einzige aber
 wunderschöne Tochter hatte. Das Eselein sagte »hier wollen wir weilen,« klopfte ans Tor und rief »es ist ein Gast hausen, macht auf,
 damit er eingehen kann.« Als aber nicht aufgetan ward, setzte er sich hin, nahm seine Laute und schlug sie mit seiner zwei Vorderfüßen aufs lieblichste.
 Da sperrte der Türhüter gewaltig die Augen auf, lief zum König und sprach »da draußen sitzt ein junges Eselein vor dem Tor, das
 schlägt die Laute so gut als ein gelernter Meister.« »So laß mir den Musikant hereinkommen« sprach der König. Wie aber ein
 Eselein hereintrat, fing alles an über den Lautenschläger zu lachen. Nun sollte das Eselein unten zu den Knechten gesetzt und gespeist werden, es
 ward aber unwillig und sprach »ich bin kein gemeines Stalleselein, ich bin ein vornehmes.« Da sagten sie »wenn du das bist, so setze
 dich zu dem Kriegsvolk.« »Nein,« sprach es, »ich will beim König sitzen.« Der König lachte und sprach in gutem Mut »ja, es soll so
 sein, wie du verlangst, Eselein, komm her zu mir.« Danach fragte er »Eselein, wie gefällt dir meine Tochter?« Das Eselein drehte den

Kopf nach ihr, schaute sie an, nickte und sprach »aus der Maßen wohl, sie ist so schön wie ich noch keine gesehen habe.« »Nun, so sollst du auch neben ihr sitzen.« sagte der König. »Das ist mir eben recht.« sprach das Eselein und setzte sich an ihre Seite, aß und trank und wußte sich fein und säuberlich zu betragen. Als das edle Tierlein eine gute Zeit an des Königs Hof geblieben war, dachte es »was hilft das alles, du mußt wieder heim.« ließ den Kopf traurig hängen, trat vor den König und verlangte seinen Abschied. Der König hatte es aber lieb gewonnen und sprach »Eselein was ist dir? du schaust ja sauer wie ein Essigkrug. bleib bei mir, ich will dir geben, was du verlangst. Willst du Gold?« »Nein.« sagte das Eselein und schüttelte mit dem Kopf. »Willst du Kostbarkeiten und Schmück?« »Nein.« »Willst du mein halbes Reich?« »Ach nein.« Da sprach der König »wenn ich nur wüßte was dich vergnügt machen könnte: willst du meine schöne Tochter zur Frau?« »Ach ja.« sagte das Eselein, »die möchte ich wohl haben.« war auf einmal ganz lustig und guter Dinge, denn das wars gerade, was es sich gewünscht hatte. Also ward eine große und prächtige Hochzeit gehalten. Abends, wie Braut und Bräutigam in ihr Schlafkammerlein geführt wurden, wollte der König wissen ob sich das Eselein auch fein artig und manierlich betrage, und hieß einem Diener sich dort verstecken. Wie sie nun beide drinnen waren, schob der Bräutigam den Riegel vor die Türe, blickte sich um, und wie er glaubte daß sie ganz allein wären, da warf er auf einmal seine Eselshaut ab und stand da als ein schöner königlicher Jüngling. »Nun siehst du.« sprach er, »wer ich bin, und siehst auch daß ich deiner nicht unwert war.« Da ward die Braut froh, küßte ihn und hatte ihn von Herzen lieb. Als aber der Morgen herankam, sprang er auf, zog seine Tierhaut wieder über, und hätte kein Mensch gedacht was für einer dahintersteckte. Bald kam auch der alte König gegangen, »ei.« rief er, »ist das Eselein schon munter! Du bist wohl recht traurig.« sagte er zu seiner Tochter, »daß du keinen ordentlichen Menschen zum Mann bekommen hast?« »Ach nein, lieber Vater, ich habe ihn so lieb, als wenn er der allerschönste wäre, und will ihn mein Lebtag behalten.« Der König wunderte sich, aber der Diener, der sich versteckt hatte, kam und offenbarte ihm alles. Der König sprach »das ist nimmermehr wahr.« »So wacht selber die folgende Nacht, ihr werdet mit eigenen Augen sehen, und wißt ihr was, Herr König, nehmt ihm die Haut weg und werft sie ins Feuer, so muß er sich wohl in seiner rechten Gestalt zeigen.« »Dein Rat ist gut.« sprach der König, und Abends als sie schliefen, schlich er sich hinein, und wie er im Bett kam, sah er im Mondschein einen stolzen Jüngling da ruhen, und die Haut lag abgestreift auf der Erde. Da nahm er sie weg und ließ draußen ein gewaltiges Feuer anmachen und die Haut hineinwerfen, und blieb selber dabei, bis sie ganz zu Asche verbrannt war. Weil er aber sehen wollte wie sich der Beraubte stellen würde, blieb er die Nacht über wach und lauschte. Als der Jüngling ausgeschlafen hatte, beim ersten Morgenschein, stand er auf und wollte die Eselshaut ziehen, aber sie war nicht zu finden. Da erschrak er und sprach voll Trauer und Angst »nun muß ich sehen daß ich entfliehe.« Wie er hinaustrat, stand

aber der König da und sprach »mein Sohn, wohin so eilig, was hast du im Sinn? Bleib hier, du bist ein so schöner Mann,
du sollst nicht wieder von mir. Ich gebe dir jetzt mein Reich halb, und nach meinem Tod bekommst du es ganz.« »So wünsch ich daß der gute
Anfang auch ein gutes Ende nehme« sprach der Jüngling, »ich bleibe bei euch.« Da gab ihm der Alte das halbe Reich, und als er nach
einem Jahr starb, hatte er das ganze, und nach dem Tod seines Vaters noch eins dazu, und lebte in aller Herrlichkeit.

Der undankbare Sohn.

Es saß einmal ein Mann mit seiner Frau vor der Haustür, und sie hatten ein gebraten Huhn vor sich stehen und wollten das zusammen verzehren. Da sah der Mann wie sein alter Vater daher kam, geschwind nahm er das Huhn und versteckte es, weil er ihm nichts davon gönnte. Der Alte kam, tat einen Trunk und ging fort. Nun wollte der Sohn das gebratene Huhn wieder auf den Tisch tragen, aber als er danach griff, war es eine große Kröte geworden, die sprang ihm ins Angesicht und saß da, und ging nicht wieder weg; und wenn sie jemand wegtun wollte, sah sie ihn giftig an, als wollte sie ihm ins Angesicht springen, so daß keiner sie anzurühren getraute. Und die Kröte mußte der undankbare Sohn alle Tage füttern, sonst fraß sie ihm aus seinem Angesicht; und also ging er ohne Ruhe in der Welt hin und her.

146.
Die Rübe.

Es waren einmal zwei Brüder, die dienten beide als Soldaten, und war der eine reich, der andere arm. Da wollte der Arme sich aus seiner Not helfen, zog den Soldatenrock aus und ward ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker und säte Rübsamen. Der Same ging auf, und es wuchs da eine Rübe, die ward groß un stark und zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß sie eine Fürstin aller Rüben heißen konnte, denn nimmer war so eine gesehen, und wird auch nimmer wieder gesehen werden. Jetzt war sie so groß, daß sie allein einen ganzen Wagen anfüllte, und zwei Ochsen daran ziehen mußten, und der Bauer wußte nicht was er damit anfangen sollte und obs sein Glück oder sein Unglück wäre. Endlich dachte er »verkauft du sie, was wirst du großes dafür bekommen, und willst du sie selber essen, so tun die kleinen Rüben denselben Dienst: am besten ist, du bringst sie dem König und machst ihm eine Verehrung damit.« Also lud er sie auf den Wagen, spannte zwei Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem König. »Was ist das für ein seltsam Ding?« sagte der König, »mir ist viel Wunderliches vor die Augen gekommen, aber so ein Getüm noch nicht; aus was für Samen mag die gewachsen sein? oder dir geräts allein und du bist ein Glückskind.« »Ach nein,« sagte der Bauer, »ein Glückskind bin ich nicht, ich bin ein armer Soldat, der, weil er sich nicht mehr nähren konnte, den Soldatenrock an den Nagel hing und das Land baute. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich, und Euch, Herr König, auch wohl bekannt, ich aber, weil ich nichts habe, bin von aller Welt vergessen.« Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach »deiner Armut sollst du überhoben und so von mir geschenkt werden, daß du wohl deinem reichen Bruder gleich kommst.« Da schenkte er ihm eine Menge Gold, Äcker, Wiesen und Herden, und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichtum gar nicht konnte damit verglichen werden. Als dieser hörte was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollts aber noch viel gescheiter anfangen, nahm Gold und Pferde und brachte sie dem König und meinte nicht anders, der würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen, denn hätte sein Bruder so viel für eine Rübe bekommen, was würde es ihm für so schöne Dinge nicht alles tragen. Der König nahm das Geschenk und sagte er wüßte ihm nichts wieder zu geben, das seltener und besser wäre als die große Rübe. Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf einen Wagen legen und nach Haus fahren lassen. Daheim wußte er nicht an wem er seiner Zorn und Ärger auslassen sollte, bis ihm böse Gedanken kamen und er beschloß seinen Bruder zu töten. Er gewann Mörder, die mußten sich in einen Hinterhalt

stellen, und darauf ging er zu seinem Bruder und sprach »lieber Bruder, ich weiß einen heimlichen Satz, den wollen wir mit einander heben und teilen.« Der andere ließ sich auch gefallen und ging ohne Arg mit. Als sie aber hinaus kamen, stürzten die Mörder über ihn her, banden ihn und wollten ihn an einen Baum hängen. Indem sie eben darüber waren, erscholl aus der Ferne lauter Gesang und Hufschlag, daß ihnen der Schrecken in den Leib fuhr und sie über Hals und Kopf ihren Gefangenen in den Sack steckten, am Ast hinaufwanden und die Flucht ergriffen. Er aber arbeitete oben bis er ein Loch im Sack hatte, wodurch er den Kopf stecken konnte. Wer aber des Wegs kam, war nichts als ein fahrender Schüler, ein junger Geselle, der fröhlich sein Lied singend durch den Wald auf der Straße daher ritt. Wie der oben nun merkte daß einer unter ihm vorbei ging, rief er »sei mir begrüßt, du guter Stunde.« Der Schüler guckte sich überall um, wußte nicht, wo die Stimme her schallte, endlich sprach er »wer ruft mir?« Da antwortete es aus dem Wipfel »erhebe deine Augen, ich sitze hier oben im Sack der Weisheit: in kurzer Zeit habe ich große Dinge gelernt, dagegen sind alle Schulen ein Wind: um ein Weniges, so werde ich ausgelernet haben, habsteigen und weiser sein als alle Menschen. Ich verstehe die Gestirne und Himmelszeichen, das Wehen aller Winde, den Sand im Meer, Heilung der Krankheit, die Kräfte der Kräuter, Vögel und Steine. Wärest du einmal darin, du würdest fühlen was für Herrlichkeit aus dem Sack der Weisheit fließt.« Der Schüler, wie er das alles hörte, erstaunte und sprach »gesegnet sei die Stunde, wo ich dich gefunden habe, könnt ich nicht auch ein wenig in den Sack kommen?« Oben der antwortete, als tät ers nicht gerne, »eine kleine Weile will ich dich wohl hinein lassen für Lohn und gute Worte, aber du mußt doch noch eine Stunde warten, es ist ein Stück übrig, das ich erst lernen muß.« Als der Schüler ein wenig gewartet hatte, war ihm die Zeit zu lang und er bat daß er doch möchte hineingelassen werden, sein Durst nach Weisheit wäre gar zu groß. Da stellte sich der oben als gäbe er endlich nach und sprach »damit ich aus dem Haus der Weisheit heraus kann, mußt du den Sack am Strick herunterlassen, so sollst du eingehen.« Also ließ der Schüler ihn herunter, band den Sack auf und befreite ihn, dann rief er selber »nun zieh mich recht geschwind hinauf,« und wollt gerastehend in den Sack eischreiten. »Halt!« sagte der andere, »so gehts nicht an,« packte ihn beim Kopf, steckte ihn umgekehrt in den Sack, schnürte zu, und zog den Jünger der Weisheit am Strick baumwärts, dann schwengete er ihn in der Luft und sprach »wie lehts, mein lieber Geselle? siehe, schon fühlst du daß dir die Weisheit kommt und machst gute Erfahrung, sitze also fein ruhig, bis du klüger wirst.« Damit stieg er auf des Schülers Pferd, ritt fort, schickte aber nach einer Stunde jemand, der ihn wieder herablassen mußte.

Das junggeglühte Männlein.

Zeit da unser Herr noch auf Erden ging, kehrte er eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmied ein und bekam willig Herberge.

Nun geschahs, daß ein armer Böttelmann, von Alter und Gebrechen hartgedrückt, in dieses Haus kam und vom Schmied Almosen forderte. Des

erbarmte sich Petrus und sprach »Herr und Meister, so dir's gefällt, heil ihm doch seine Plage, daß er sich selbst sein Brot möge gewinnen.«

Sanftmütig sprach der Herr »Schmied, leih mir deine Esse und lege mir Kohlen an, so will ich den alten kranken Mann zu dieser Zeit

verjüngen.« Der Schmied war ganz bereit, und St Petrus zog die Bälge, und als das Kohlenfeuer auffunkte, groß und hoch, nahm

unser Herr das alte Männlein, schobs in die Esse, mitten ins rote Feuer, daß es drin glühte wie ein Rosestock, und Gott lobte mit

lauter Stimme. Nachdem trat der Herr um Lächtrug, zog das glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihn zusamenschlug, und nachdem ers

fein sittig abgekühlt, gab er ihm seinen Segen: siehe, Juhand sprang das Männlein heraus, zart, gerade, gesund, und wie vor zwanzig Jahren. Der

Schmied, der eben und genau zugeesehen hatte, lud sie alle zum Nachtmahl. Er hatte aber eine alte halbblinde bucklichte Schwieger die machte sich zum

Jüngling hin und forschte ernstlich ob ihn das Feuer hart gebrennet habe. Nie sei ihm besser gewesen antwortete jener, er habe da in der Glut

gegessen wie in einem kühlen Tau.

Was der Jüngling gesagt hatte, das klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau, und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen

war und dem Schmied wohl gedankt hatte, meinte dieser er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er fein ordentlich alles mit angesehen

habe, und es in seine Kunst schlage. Rief sie deshalb an, ob sie auch wie ein Mägdlein von arzehn Jahren in Sprüngen daher wollte gehen.

Sie sprach »von ganzem Herzen,« weil es dem Jüngling auch so sanft angekommen war. Machte also der Schmied große Glut und stieß die

Alte hinein, die sich hin und wieder bog und grausames Mordgeschrei stimmte. »Sitz still, was schreist und hüpfst du, ich will erst weidlich zublasi.«

Zog damit die Bälge von neuem bis ihr alle Haderlumpen brannten. Das alte Weib schrie ohne Ruhe, und der Schmied dachte »Kunst geht nicht recht

zu,« nahm sie heraus und warf sie in den Lächtrug. Da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmiedin und ihre Schnur hörten: die

liefen beide die Stiegen herab, und sahen die Alte heulend und maulend ganz zusammen geschnürt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und

geschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern gingen, so ersetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren, die waren nicht

wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, liefen im Wald hinein; und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

Des Herrn und des Teufels Betier.

Gott der Herr hatte alle Tiere geschaffen und auch die Wölfe zu seinen Hunden auserwählt: blos der Geis hatte er vergessen. Da richtete sich der Teufel

an, wollte auch schaffen und machte die Geise mit feinen langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Weide gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihren

Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknüpfen. Das verdroß ihn, jetzt, war

her und biß jeder Geis den Schwanz ab, wie noch heut des Tags an den Stümpfen zu sehen ist.

Nun ließ er sie war allein weiden, aber es geschah, daß Gott der Herr zusah wie sie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald die edeln Reben

beschädigten, bald andere zarte Pfläzen verderbten. Das jammerte ihn, so daß er aus Güte und Gnaden seine Wölfe dran setzte, welche die

Geise, die da gingen, bald errissen. Wie der Teufel das vernahm, trat er vor den Herrn und sprach »dein Geschöpf hat mir das meine zerrissen.«

Der Herr antwortete »was hattest du es zu schaden schaffen!« Der Teufel sagte »ich mußte das: gleichwie selbst mein Sinn auf schaden geht, konnte was

ich erschaffen keine andere Natur haben, und mußst mirs teuer zahlen.« »Ich zahl dir sobald das Eichenlaub abfällt, dann komm, dein

Geld ist schon gezählt.« Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach »in der Kirche zu

Konstantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch alles ihr Laub.« Mit Toben und Fluchen entwich der Teufel und wollte die Eiche suchen,

irte sechs Monate in der Wüstenei, ehe er sie befand, und als er wieder kam, waren derweil wieder alle andere Eichen voll grüner Blätter. Da

mußte er seine Schuld fahren lassen, stach im Zorn allen übrigen Geisen die Augen aus und setzte ihnen seine eigenen ein.

Darum haben alle Geise Teufelsaugen und abgebissene Schwänze, und er nimmt gern ihre Gestalt an.

Der Hahnenbalken.

Es war einmal ein Zauberer, der stand mitten in einer großen Menge Volks und vollbrachte seine Wunderdinge. Da ließ er auch einen Hahn einherschreiten, der hob einen schweren Balken und trug ihn als wäre er federleicht. Nun war aber ein Mädchen, das hatte eben ein vierblättriges Kleeblatt gefunden und war dadurch klug geworden, so daß kein Blendwerk vor ihm bestehen konnte, und sah daß der Balken nichts war als ein Strohhalme. Da rief es »ihr Leute, seht ihr nicht, das ist ein bloßer Strohhalme und kein Balken, was der Hahn da trägt.« Als bald verschwand der Zauber, und die Leute sahen was es war und jagten den Hexenmeister mit Schimpf und Schande fort. Er aber, voll innerlicher Zornes, sprach »ich will mich schon rächen.« Nach einiger Zeit hielt das Mädchen Hochzeit, war geliebt und ging in einem großen Zug über das Feld nach dem Ort, wo die Kirche stand. Auf einmal kamen sie an einen stark angeschwollenen Bach, und war keine Brücke und kein Steg, darüber zu gehen. Da war die Braut flink, hob ihre Kleider auf und wollte durchwaten. Wie sie nun eben im Wasser so steht, ruft ein Mann, und das war der Zauberer, neben ihr ganz spöttisch »ei! wo hast du deine Augen, daß du das für ein Wasser hältst?« Da gingen ihr die Augen auf, und sie sah daß sie mit ihren aufgehobenen Kleidern mitten in einem blaublühenden Flachsfield stand. Da sahen es die Leute auch allesamt und jagten sie mit Schimpf und Gelächter fort.

1. Üb.

Die alte Bettelfrau.

Es war einmal eine alte Frau, du hast wohl ehe eine alte Frau sehn betteln gehn? diese Frau bettelte auch, und wann sie etwas bekam, dann
sagte sie »Gott lohn euch.« Die Bettelfrau kam an die Tür, da stand ein freundlicher Schelm von Jungen am Feuer und wärmte sich. Der
Junge sagte freundlich zu der armen alten Frau, wie sie so an der Tür stand und zitterte, »komm, Altmutter, und erwärmt euch.« Sie kam
herzu, ging aber zu nahe ans Feuer stehn, daß ihre alten Lumpen anfangen zu brennen, und sie wards nicht gewahr. Der Junge stand und sah das, er
hätts doch löschen sollen? Nicht wahr, er hätte löschen sollen? Und wenn er kein Wasser gehabt hätte, dann hätte er alles Wasser in
seinem Leibe zu den Augen herausweinen sollen, das hätte so zwei hübsche Bächlein gegeben und lösien.

Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht welchen er ihm König nach seinem Tode bestimmen sollte.

Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sein Bett und sprach »liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch eröffnen: welcher von euch der Faulste ist, der soll nach mir König werden.« Da sprach der älteste »Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht tun, damit ich einschlafe.« Der zweite sprach »Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer sitze mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Fersen verbrennen, eh ich die Beine zurück zöge.« Der dritte sprach »Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt ich aufgehängt werden, und hätte den Strick schon um den Hals, und einer gäbe mir ein scharf Messer in die Hand, damit ich den Strick abschneiden dürfte, so ließ ich mich eher aufhängen, eh ich meine Hand erhöbe um Strick.« Wie der Vater das hörte sprach er »du hast es am weitesten gebracht und sollst der König sein.«

Die zwölf faulen Knechte.

Zwölf Knechte, die den ganzen Tag nichts getan hatten, wollten sich am Abend nicht noch anstrengen, sondern legten sich ins Gras und rühmten sich ihrer Faulheit. Der erste sprach »was geht mich eure Faulheit an, ich habe mit meiner eigenen zu tun. Die Sorge für den Leib ist meine Hauptarbeit: ich esse nicht wenig und trinke desto mehr. Wenn ich vier Mahlzeiten gehalten habe, so faste ich eine kurze Zeit bis ich wieder Hunger empfinde, das bekommt mir am besten. Früh aufstehen ist nicht meine Sache, wenn es gegen Mittag geht, so suche ich mir schon einen Ruheplatz aus. Ruft der Herr, so tue ich als hätte ich es nicht gehört, und ruft er am zweitenmal, so warte ich noch eine Zeitlang bis ich mich erhebe und gehe auch dann recht langsam. So läßt sich das Leben ertragen.« Der zweite sprach »ich habe ein Pferd zu besorgen, aber ich lasse ihm das Gebiß im Maul, und wenn ich nicht will, so gebe ich ihm kein Futter und sage es habe schon gefressen. Dafür lege ich mich in den Haferkasten und schlafe vier Stunden. Hernach strecke ich wohl einen Fuß heraus und fahre damit dem Pferd ein paarmal über den Leib, so ist es gestriegelt und geritzt; wer wird da viel Unstände machen? Aber der Dienst ist mir doch noch zu beschwerlich.« Der dritte sprach »wozu sich mit Arbeit plagen? dabei kommt nichts heraus. Ich legte mich in die Sonne und schlief. Es fing an zu tröpfeln, aber weshalb aufstehen? ich ließ es in Gottes Namen fortregnen. Jetzt kam ein Platzregen und zwar so heftig, daß er mir die Haare vom Kopf ausriß und weggeschwemmte, und ich ein Loch in den Schädel bekam. Ich legte ein Pflaster darauf und damit wars gut. Schaden der Art habe ich schon mehr gehabt.« Der vierte sprach »soll ich eine Arbeit angreifen, so dämmere ich erst eine Stunde herum, damit ich meine Kräfte spare. Hernach fange ich ganz gemächlich an und frage ob nicht andere da wären, die mir helfen könnten. Die lasse ich dann die Hauptarbeit tun, und sehe eigentlich nur zu: aber das ist mir auch noch zu viel.« Der fünfte sprach »was will das sagen! denkt euch, ich soll den Mist aus dem Pferdestall feschaffen und auf den Wagen laden. Ich lasse es langsam angehen, und habe ich etwas auf die Gabel genommen, so hebe ich es nur halb in die Höhe und rühe erst eine Viertelstunde bis ich es vollends hinauf werfe. Es ist übrig genug, wenn ich des Tags ein Fuder hinaus fahre. Ich habe keine Lust mich tot zu arbeiten.« Der sechste sprach »schämt euch, ich erschrecke vor keiner Arbeit, aber ich lege mich drei Wochen hin und ziehe nicht einmal meine Kleider aus. Wo schnallen an die Schuhe? die können mir immerhin von den Füßen abfallen, es schadet nichts. Will ich eine Treppe ersteigen, so ziehe ich einen Fuß nach dem andern langsam auf die erste Stufe herauf, dann zähle ich die übrigen, damit ich weiß wo ich ruhen muß.« Der siebente sprach »bei mir geht das nicht: mein Herr sieht auf meine Arbeit, nur ist er den ganzen Tag nicht zu Haus. Doch versäume ich nichts, ich laufe so viel das möglich ist, wenn man schlecht. Soll ich

fort kommen, so mußten mich vier stämmige Männer mit allen Kräften fortschieben. Ich kam dahin, wo auf einer Pritsche sechs neben einander
 lagen und schliefen: ich legte mich zu ihnen und schlief auch. Ich war nicht wieder zu wecken, und wollten sie mich heim haben, so mußten sie mich
 wegtragen. « Der achte sprach »ich sehe wohl daß ich allein ein munterer Kerl bin, liegt ein Stein vor mir, so gebe ich mir nicht die
 Mühe meine Beine aufzuheben und darüber hinweg zu schreiten, ich lege mich auf die Erde nieder, und bin ich naß, voll Kot und Schmutz, so
 bleibe ich liegen bis mich die Sonne wieder ausgetrocknet hat: höchstens drehe ich mich so, daß sie auf mich scheinen kann. « Der neunte sprach »das ist
 was rechts! heute lag das Brot vor mir, aber ich war zu faul danach zu greifen, und wäre fast Hungers gestorben. Auch ein Krug
 stand dabei, aber so groß und schwer daß ich ihn nicht in die Höhe heben mochte und lieber Durst litt. Mich nur umzudrehen, war
 mir zu viel, ich blieb den ganzen Tag liegen wie ein Stock. « Der zehnte sprach »mir hat die Faulheit Schaden gebracht, ein gebrochenes Bein und
 geschwollene Waden. Unser drei lagen auf einem Fahrweg und ich hatte die Beine ausgestreckt. Da kam jemand mit einem Wagen und die Räder
 gingen mir darüber. Ich hätte die Beine freilich zurückziehen können, aber ich hörte den Wagen nicht kommen: die Mücken summten mir um die
 Ohren, krochen mir zu der Nase herein und zu dem Mund wieder heraus; wer will sich die Mühe geben das beschmeiß weg zu jagen. « Der elfte
 sprach »gestern habe ich meinen Dienst aufgesagt. Ich hatte keine Lust meinem Herrn die schweren Bücher noch länger herbei zu holen und wieder
 weg zu tragen: das nahm den ganzen Tag kein Ende. Aber die Wahrheit zu sagen, er gab mir den Abschied und wollte mich auch nicht länger behalten,
 denn seine Kleider, die ich im Staub liegen ließ, waren von den Motten erfressen; und das war recht. « Der zwölfte sprach »heute mußte ich mit
 dem Wagen über Feld fahren, ich machte mir ein Lager von Stroh darauf und schlief richtig ein. Die Lügeln rüchelten mir aus der Hand, und als ich erwachte,
 hatte ich das Pferd beinahe losgerissen, das Geschirr war weg, das Rückenseil, Kummel, Zaum und Gebiß. Es war einer vorbei gekommen,
 der hatte alles fortgetragen. Dazu war der Wagen in eine Prütze geraten und stand fest. Ich ließ ihn stehen und streckte mich wieder aufs Stroh. Der Herr
 kam endlich selbst und schob den Wagen heraus, und wäre er nicht gekommen, so läge ich nicht hier, sondern dort und schlief in guter Ruh. «



Das Hirtenbübchen.

Es war einmal ein Hirtenbübchen, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Bübchen kommen. Da sprach er zu ihm »kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich ansehen wie mein eigen Kind, und du sollst bei mir in meinem königlichen Schloß wohnen.« Sprach das Bübchen »wie lauten die drei Fragen?« Der König sagte »die erste lautet wie viel Tropfen Wasser sind in dem Weltmeer?« Das Hirtenbübchen antwortete »Herr König, laßt alle Flüsse auf der Erde verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst zählt habe, so will ich euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind.« Sprach der König »die andere Frage lautet wie viel Sterne stehen am Himmel?« Das Hirtenbübchen sagte »gebt mir einen großen Bogen weiß Papier,« und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren und einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es »so viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papier zählt sie nur.« Aber niemand war dazu im Stand. Sprach der König »die dritte Frage lautet wie viel Sekunden hat die Ewigkeit?« Da sagte das Hirtenbübchen »in Hinterpomfnern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahr ein Vögelein und legt sein Schnäblein daran, und wenn der ganze Berg abgetzt ist, dann ist die erste Sekunde von der Ewigkeit vorbei.« Sprach der König »du hast die drei Fragen aufgelöst wie ein Weiser und sollst fortan bei mir in meinem königlichen Schlosse wohnen, und ich will dich ansehen wie mein eigenes Kind.«

1. f. 1. 1. 1.
Die Sterntaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte
 darinn wohnen und kein Bettchen mehr darinn schlafen und endlich gar nichts mehr als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der
 Hand, das ihm ein mitleidiges Hitz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im
 Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach »ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so
 hungrig.« Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte »Gott segne dirs« und ging weiter. Da kam ein Kind das
 jammerte und sprach »es friert mich so an meinem Kopfe, schenk mir etwas, womit ich ihn bedecken kann.« Da tat es seine Mütze ab und
 gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fro: da gab es ihm seins:
 »Ich, es um zu ziehen, ein Röcklein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel
 geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte »es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand du kannst wohl
 dein Hemd weg geben,« und zog das Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die
 Sterne vom Himmel, und waren lauter harte blanke Taler: und ob es gleich sein Hemdlein weg gegeben, so hatte es ein neues an
 und das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtage.

Der gestohlene Heller.

Es saß einmal ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern Mittags am Tisch, und ein guter Freund, der ihm Besuch gekommen war, aß mit ihnen. Und wie sie so saßen, und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Tür aufgehen und ein schneeweiß gekleidetes, ganz blasses Kindlein hereinkommen. Es blickte sich nicht um und sprach auch nichts, sondern ging geradezu in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück und ging eben so still wieder zur Türe hinaus. Am zweiten und am dritten Tag kam es auf eben diese Weise. Da fragte endlich der Fremde den Vater wem das schöne Kind gehörte das alle Mittag in die Kammer ginge. »Ich habe es nicht gesehen,« antwortete er, »und wüßte auch nicht wem es gehören könnte.« Am andern Tage, wie es wieder kam, zeigte es der Fremde dem Vater, der sah es aber nicht, und die Mütter und die Kinder alle sahen auch nichts. Nun stand der Fremde auf, ging zur Kammertüre, öffnete sie ein wenig und schaute hinein. Da sah er das Kind auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen; wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Nun erzählte er was er gesehen hatte und beschrieb das Kind genau, da erkannte es die Mütter und sagte »ach, das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist.« Sie brachen die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte einmal das Kind von der Mutter erhalten, um sie einem armen Mähdau geben, es hatte aber gedacht »dafür kannst du dir einen Wieback kaufen,« die Heller behalten und in die Dielenritzen versteckt; und da hatte es im Grabe keine Ruhe gehabt, und war alle Mittage gekommen um nach den Hellern zu suchen. Die Eltern gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kind nicht wieder gesehen worden.

1. Lgs.
Die Brautschau.

Es war ein junger Hirt, der wollte gern heiraten und kannte drei Schwestern, davon war eine so schön wie die andere, daß ihm die
 Wahl schwer wurde und er sich nicht erschließen konnte einer davon den Vorzug zu geben. Da fragte er seine Mutter um Rat, die sprach »lad alle drei
 ein und setz ihnen Käs vor und hab acht wie sie ihn ausschneiden.« Das tat der Jüngling, die erste aber verschlang den Käs mit der Rinde: die
 zweite schnitt in der Hast die Rinde vom Käs ab, weil sie aber so hastig war, ließ sie noch viel Gutes daran und warf das mit weg: die dritte
 schälte ordentlich die Rinde ab, nicht zu viel und nicht zu wenig. Der Hirt erzählte das alles seiner Mutter, da sprach sie »nimm die dritte zu deiner Frau.«
 Das tat er und lebte zufrieden und glücklich mit ihr.

 [Schlickerlinge].

Die Schlickerlinge

Es war einmal ein Mädchen, das war schön, aber faul und nachlässig. Wenn es spinnen sollte, so war es so verdrießlich daß wenn ein kleiner Knoten im Flachs war, es gleich einen ganzen Haufen mit herausriß und neben sich zur Erde schlickerte. Nun hatte es ein Dienstmädchen, das war arbeitsam, suchte den weggeworfenen Flachs zusammen, reinigte ihn, spann ihn fein und ließ sich ein hübsches Kleid daraus weben. Ein junger Mann hatte um das faule Mädchen geworben, und die Hochzeit sollte gehalten werden. Auf dem Polterabend tanzte das fleißige in seinem schönen Kleide lustig herum, da sprach die Braut

»ach, wat kann dat Mäken springen

in minen Slickerlingen!«

Das hörte der Bräutigam und fragte die Braut was sie damit sagen wollte. Da erzählte sie ihm daß das Mädchen ein Kleid von dem Flachs trüge, den sie weggeworfen hätte. Wie der Bräutigam das hörte und ihre Faulheit bemerkte und den Fleiß des armen Mädchens, so ließ er sie stehen, ging zu jener und wählte sie zu seiner Frau.

Der Sperling und seine vier Kinder.

Ein Sperling hatte vier Junge in einem Schwalbennest. Wie sie nun flügge sind, stoßen böse Buben das Nest ein, sie kommen aber alle

glücklich in Windbraus davon. Nun ist dem Alten leid, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht vor allerlei Gefahr erst verwarnet, und

ihnen gute Lehren fargesagt habe.

Aufn Herbst kommen in einem Weizenacker vier Sperlinge zusammen, allda trifft der Alte seine vier Jungen an, die führt er voll Freuden mit sich

heim. »Ach, meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorge gemacht, dieweil ihr ohne meine Lehre in Winde kamet, höret

meine Worte und folget eurem Vater und sehet euch wohl vor: kleine Vöglein haben große Gefährlichkeit anzustehen!« darauf

fragte er den ältern wo er sich den Sommer über aufgehalten und wie er sich ernähret hätte. »Ich habe mich in den Gärten gehalten, Räuplein

und Würmlein gesucht, bis die Kirschen reif wurden.« »Ach, mein Sohn,« sagte der Vater, »die Schnabelweid ist nicht böse, aber es ist große

Gefahr dabei, darum habe fortan deiner wohl Acht, und sonderlich wenn Leut in Gärten umher gehn, die lange grün Stangen tragen, die inwendig hohl

sind und oben ein Löchlein haben.« »Ja, mein Vater, wenn dann ein grün Blättlein aufs Löchlein mit Wachs geklebt wäre?« spricht

der Sohn. »Wo hast du das gesehen?« »In eines Kaufmanns Garten« sagte der Junge. »O mein Sohn,« spricht der Vater, »Kadheit,

geschwinde Leut! bist du um die Weltkinder gewesen, so hast du Wittgeschmeidigkeit genug gelernt, siehe und bräuchts nur recht wohl und trau dir

nicht zu viel.«

Darauf befragt er den andern »wo hast du dein Wesen gehabt?« Zu Hofe« spricht der Sohn. »Sperling und alberne Vöglein dienen nicht

an diesem Ort, da viel Gold, Saimeet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Katzen und Blaufuß sind, halt dich am Roßbäll, da man den Hafer

schwingt, oder wo man drischet, so kann dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein tscheeren.« »Ja, Vater,« sagte dieser

Sohn, »wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen und ihre Mächen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibt auch

mancher behenken.« »Wo hast du das gesehen?« sagte der Alte. Zu Hof, beim Roßbuben.« »O, mein Sohn, Hofbuben,

böse Buben! bist du zu Hof und um die Herren gewesen und hast keine Federn da gelassen, so hast du demlich gelernet und wirst dich in der

Welt wohl wissen auszureißen, doch siehe dich um und auf; die Wölfe fressen auch oft die gescheiten Hündlein.«

Der Vater nimmt den dritten auch vor sich, »wo hast du dein Heil versucht?« »Auf den Fahrwegen und Landstraßen hab ich Kübel und Seil

geworfen und da bisweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen.« »Dies ist ja,« sagt der Vater, »eine feine

Nahrung, aber merk gleich wohl auf die Schatz und siehe fleißig auf, sonderlich wenn sich einer bückt und einen Stein aufheben will, da ist dir nicht

lang zu bleiben.« »Wahr ist,« sagt der Sohn, »wenn aber einer zuvor einen Wand- oder Hadstein im Büsen oder Tasche trüge?«

»Wo hast du dies gesehen?« »Bei den Bergleuten, lieber Vater, wenn sie ausfahren, führen sie gemeinlich Hadsteine bei sich.« »Bergleut,

Werkleut, anschlägige Leut! bist du um Bergburschen gewesen, so hast du etwas gesehen und erfahren.

Fahr hin und nimm deiner Sachen gleichwohl gut Acht,

Bergbuben haben manchen Sperling mit Kobold umbracht.«

Endlich kommt der Vater an jüngsten Sohn. »du, mein liebes Gackennestle, du warst allzeit der alberst und

schwächst, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Krallen haben und nur auf arme

Vöglein lauern und sie verschlucken: halt dichu deinesgleichen und lies die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen oder Häuslein,

so bleibst du lang zufrieden.« »Du, mein lieber Vater, wer sich nährt ohn andrer Leut chaden, der kommt lang hin, und kein

Sperber, Habicht, Aar oder Weih wird ihm nicht chaden, wenn er einmal sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott all Abend und Morgen

treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorfvöglein Schöpfer und Erhalter ist, der auch der jungen Räßlein beschrei und Gebet höret,

denn ohne seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglein auf die Erde.« »Wo hast du dies gelernt?« Antwortet der Sohn

»wie mich der große Windbraus von dir wegriß, kam ich in eine Kirche, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab und

hörte diese Spruch predigen, da hat mich der Vater aller Sperlinge den Sommer über ernährt und behütet vor allem Unglück und grimmigen

Vögeln.« »Traun! mein lieber Sohn, fleuchst du in die Kirchen und hilfest Spinnen und die sumsenden Fliegen aufräumen und zirpst du Gott wie

die jungen Räßlein und befiehst dich dem ewigen Schöpfer, so wirst du wohl bleiben, und wenn die ganze Welt voll wider tückischer

Vögel wäre.

Denn wer dem Herrn befiehlt seine Sach,

schweigt, leidet, wartet, betet, bräucht Glimpf, tut gemach,

bewahrt Glaub und gut Gewissen rein,

dem will Gott Schutz und Helfer sein.«

erzh. S. z. h. v. [Schlauraffenland].

Das Märchen vom Schlauraffenland

In der Schlaurenzeit da ging ich, und sah an einem kleinen Seidenfaden hing Rom und der Lateran, und ein fußloser Mann der überlief ein schnelles Pferd und ein bitter-scharfes Schwert das durchhieb eine Brücke. Da sah ich einen jungen Esel mit einer silbernen Nase, der jagte hinter zwei schnellen Hasen her, und eine Linde, die war breit, auf der wüchsen heiße Fladen. Da sah ich eine alte dürre Geis, trug wohl hundert Fuder Schmalzes an ihrem Leibe und sechzig Fuder Salzes. Ist das nicht gelogen genug? Da sah ich zackern einen Pflug ohne Roß und Rinder, und ein jähriges Kind warf vier Müensteinen von Regensburg bis nach Trier und von Trier hinein in Strasburg, und ein Habicht schwamm über den Rhein: das tat er mit vollem Recht. Da hört ich Fische mit einander Lärm anfangen, daß es in den Himmel hinaufscholl, und ein süßer Honig floß wie Wasser von einem tiefen Tal auf einen hohen Berg; das waren seltsame Geschichten. Da waren zwei Krähen, mähten eine Wiese, und ich sah zwei Mücken an einer Brücke bauen, und zwei Tauben zerrüpten einen Wolf, zwei Kinder die wurfen zwei Zicklein, aber zwei Frösche drohen mit einander Getreid aus. Da sah ich zwei Mäuse einen Bischof weihen, zwei Katzen, die einem Bären die Zunge auskrazten. Da kam eine Schnecke gerannt und erschlug zwei wilde Löwen. Da stand ein Bartcheerer, schor einer Frau'n ihren Bart ab, und zwei säugende Kinder hießen ihre Mütter stillschweigen. Da sah ich zwei Windhunde, brachten eine Mühle aus dem Wasser getragen, und eine alte Schindmähre stand dabei, die sprach es wäre Recht. Und im Hof standen vier Rosse, die drohen Korn aus allen Kräften, und zwei Liegen, die den Ofen heitzten, und eine rote Kuh schoß das Brot in den Ofen. Da krähte ein Huhn »kickeriki, das Märchen ist auszählt, kickeriki.«

e erst [Dietmarsische] Märchen.

Das Dietmarsische

Lügenmärchen.

1. Ich will euch etwas erzählen. Ich sah zwei gebratene Hühner fliegen, flogen schnell und hatten die Bäuche gen Himmel gekehrt, die Rücken nach der

2. Höhle, und ein Amboß und ein Mühlstein schwammen über den Rhein, fein langsam und leise, und ein Frosch saß und fraß eine Pflugchaar

zu Pfingsten auf dem Eis. Da waren drei Kerle, wollten einen Hasen fangen, gingen auf Krücken und sitzen, der eine war taub, der

zweite blind, der dritte stumm, und der vierte konnte keinen Fuß rühren. Wollt ihr wissen, wie das geschah? Der Blinde der sah erst den Hasen über Feld

traben, der Stumme der rief dem Lahmen zu, und der Lahme faßte ihn beim Kragen. Etliche die wollten zu Land segeln und spannten die Segel im Wind

und schifften über große Äcker hin: da segelten sie über einen hohen Berg, da mußten sie elendig ersaufen. Ein Krebs jagte einen Hasen in

die Flucht, und hoch auf dem Dach lag eine Kuh, die war hinauf gestiegen. In dem Lande sind die Fliegen so groß als hier die Liegen. Mache das

3. Fenster auf, damit die Lügen hinaus fliegen.

sch.
Rätselmärchen.

Drei Frauen waren verwandelt in Blumen, die auf dem Felde standen, doch deren eine durfte des Nachts in ihrem Hause sein. Da sprach sie auf eine Zeit zu ihrem Mann, als sich der Tag nähete und sie wiederum zu ihren Spielen auf das Feld gehen und eine Blume werden mußte, »so du heute Vormittag kommst und mich abbrichst, werde ich erlöst und fürder bei dir bleiben;« als dann auch geschah. Nun ist die Frage, wie sie ihr Mann erkannt habe, so die Blumen ganz gleich und ohne Unterschied waren? Antwort, »dieweil sie die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Feld war, fiel der Tau nicht auf sie, als auf die andern zwei, dabei sie der Mann erkannte.«

161.
Schneeweißchen und Rosenrot.

Eine arme Wittve, die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen,
davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen: und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine
hieß Schneeweißchen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei
Kinder auf der Welt gewesen sind. Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und
Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel: Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen, oder las
ihr vor, wenn nichts zu tun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen
ausgingen: und wenn Schneeweißchen sagte »wir wollen uns nicht verlassen,« so antwortete Rosenrot »so lange wir leben nicht,« und
die Mutter setzte hinzu »was das eine hat solls mit dem andern teilen.« Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber
kein Tier tat ihnen etwas zu leid, sondern sie kamen vertraulich herbei: das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an
ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei und die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen was sie nur wußten. Kein Unfall
traf sie: wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schiefen bis der Morgen
kam, und die Mutter wußte das und hatte ihrentwegen keine Sorge. Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot sie
aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie
ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrunde
geschlafen, und wären gewiss hinein gefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weiter gegangen wären. Die Mutter aber sagte
ihnen das müsse der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.
Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war hinein zu schauen. Im Sommer
besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vors Bett, darin war von jedem
Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von
Messing, ganzte aber wie Gold, so rein war er geschneuert. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter »geh, Schneeweißchen, und
zieh den Riegel vor,« und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden

Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes

Täubchen und hatte seinen Kopf unter den Flügel versteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen, klopfte jemand an die Türe, als wollte er eingelassen sein. Die Mütter sprach »Gehwind,

Rosenrot, mach auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht.« Rosenrot ging und schob den Riegel weg und dachte es wäre

ein armer Mann, aber der war es nicht, es war ein Bär, der seinen dicken Schwanz Kopf zur Türe herein streckte. Rosenrot schrie

laut und sprang zurück: das Lämmchen blöckte, das Täubchen flatterte auf und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mütter Bett. Der Bär aber fing

an zu sprechen und sagte »fürchtet euch nicht, ich tue euch nichts zu leid, ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch

wärmen.« »Du armer Bär,« sprach die Mütter, »leg dich ans Feuer, und gib nur acht daß dir dein Holz nicht brennt.« Dann rief sie

»Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär tut euch nichts, er meints ehrlich.« Da kamen sie beide heran, und nach und nach

näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach »ihr Kinder, klopft mir den Schnee

ein wenig aus dem Pelzwerk,« und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein: er aber streckte sich ans Feuer und brummte

ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbehofenen Gast. Sie lauschten ihm das Fell mit den

Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn

er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sich das aber gerne gefallen, nur wenn sie gar zu arg machten, rief er »laßt mich am Leben, ihr Kinder:

Schneeweißchen, Rosenrot,

schlägst dir den Freier tot.«

Als Schlenszeit war und die andern zu Bett gingen, sagte die Mütter zu dem Bär »du kannst in Gottes Namen da am Herde liegen bleiben, so

bist du vor der Kälte und dem bösen Wetter geschützt.« Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in

den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der bestimmten Stunde, legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern

Kurweil mit ihm zu treiben, so viel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Türe nicht eher zugeriegelt ward, als bis der

schwarze Gesell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen »nun muß ich fort und darf den

grünen Sommer nicht wieder kommen.« »Wo gehst du denn hin, lieber Bär?« fragte Schneeweißchen. »Ich muß in den Wald und meine Plätze

vor den bösen Zwergen hüten: im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten,

aber sitzt, wenn die Sonne die Erde aufgeht und erwärmt hat, da brechen sie durch steigen herauf, suchen und stehen; was einmal in ihren Händen ist
und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an des Tages Licht.« Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied und als es
ihm die Türe aufgeleitet, und der Bär sich hinaus drängte, blieb er an dem Türhaken hängen und ein Stück seiner Haut riß auf, und da war es
Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen: aber es war seiner Sache nicht gewiss. Der Bär lief eilig fort und war bald
hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einiger Zeit schickte die Mütter die Kinder in den Wald, Reisig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem
Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab, sie konnten aber nicht unterscheiden was es war. Als sie näher kamen,
sahen sie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Gesicht und einem ellenlangen schneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des
Baums eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht wie er sich helfen sollte. Er gatzte die
Mädchen mit seinen roten feurigen Augen an und schrie »was steht ihr da! könnt ihr nicht herbei gehen und mir Beistand leisten?« »Was
hast du angefangen, kleines Männchen?« fragte Rosenrot. »Dunime neugierige Gans,« antwortete der Zwerg, »den Baum habe ich mir
spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben; bei den dicken Klötzen verbrannt gleich das bische Speise, das unser einer
braucht, der nicht so viel hinunter schlingt als ihr, grobes, gieriges Volk. Ich hatte den Keil schon glücklich hinein getrieben, und es wäre alles nach
Wunsch gegangen, aber das verwünschte Holz war zu glatt und sprang versehens heraus, und der Baum fuhr so geschwind zusammen, daß ich meinen
schönen weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drinn, und ich kann nicht fort. Da lachen die albernen glatten Milchgesichter! plül,
was seid ihr garstig!« Die Kinder gaben sich alle Mühe, aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest. »Ich will laufen und Leute
herbei holen« sagte Rosenrot. »Wahnsinnige Schafsköpfe,« schnarrte der Zwerg, »wer wird gleich Leute herbeirufen, ihr seid mir
schon um zwei zu viel, fällt euch nicht besseres ein?« »Sei nur nicht geduldig,« sagte Schneeweißchen, »ich will schon Rat schaffen,« holte
sein Scheerchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwischen den
Wurzeln des Baums steckte und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brummte vor sich hin »ungehobeltes Volk, schneidet mir ein
Stück von meinem stolzen Barte ab! lohns euch der Guck!« damit zwang er seinen Sack auf den Rücken und ging fort ohne die Kinder nur

noch einmal anzusehen.
Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Rosenrot ein Gericht Fische angeln. Als sie nahe bei dem Bach waren, sahen sie daß
etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfte, als wollte es hinein springen. Sie liefen heran und erkannten der Zwerg.

»Wo willst du hin?« sagte Rosenrot, »du willst doch nicht ins Wasser?« »Solch ein Narr bin ich nicht,« schrie der Zwerg, »seht ihr nicht, der verfluchte Fisch will mich hinein ziehen?« Der Kleine hatte da gesessen und geangelt, und unglücklicher Weise hatte der Wind seinen Bart mit der Angschnur verflochten: als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten dem schwachen Geschöpf die Kräfte ihn heranzuziehen: der Fisch behielt die Oberhand und riß der Zwerg zu sich hin. Zwar hielt er sich an allen Halmen und Binsen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fisches folgen, und war in beständiger Gefahr ins Wasser gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn fest und versuchten den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren fest in einander verwirrt. Es blieb nichts übrig als das Scheerchen hervor zu holen und den Bart abzuschneiden, wobei ein kleiner Teil desselben verloren ging. Als der Zwerg das sah, schrie er sie an, »ist das Manier, ihr Lorche, einem das Gesicht zu schänden? nicht genug, daß ihr mir den Bart unten nicht nutzt habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Teil davon ab: ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müsstet und die Schuhsohlen verloren hättet!« Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schiffe lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mütter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Heide, auf der hier und da mächtige Felsstücke zerstreut lagen. Da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über ihnen kreiste, sich immer tiefer herab senkte und endlich nicht weit bei einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit seiner kreischenden Stimme »konntet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen daß es überall zersetzt und durchlöchert ist, unbeholfenes und läppisches Gesindel, das ihr seid!« Dann nahm er einen Sack mit Efelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Heide kamen, überauschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Efelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte daß so spät noch jemand daher kommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehenblieben und sie betrachteten. »Was steht ihr da und habt Maulaffen feil!« schrie der Zwerg, und sein aschgraues Gesicht ward zinnberrot vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde herbei trabte. Erschrocken sprang der

Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst »lieber

Herr Bär, erschont mich, ich will euch alle meine Sätze geben, sehet die schönen Edelsteine, die da liegen. Schenkt mir das Leben, was habt

ihr an mir kleinen schwächtigen Kerl? ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen: da, die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für euch

zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die fressen in Gottes Namen.« Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Geschöpf

einen einzigen Schlag mit der Satze, und es regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach »Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet ich will mit euch

gehen.« Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als

ein schöner Mann, und war ganz in Gold gekleidet. »Ich bin eines Königs Sohn,« sprach er, »und war von dem gottlosen Zwerg,

der mir meine Sätze gestohlen hatte, verwünscht als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er

seine wohlverdiente Strafe empfangen.«

Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder und sie teilten die großen Sätze mit einander, die der Zwerg in seine

Höhle zusammen getragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber

nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.

Der kluge Knecht.

Wie glücklich ist der Herr, und wie wohl steht es mit seinem Hause, wenn er einen klugen Knecht hat, der auf seine Worte war hört, aber nicht

danach tut und lieber seiner eigenen Weisheit folgt. Ein solcher kluger Hans ward einmal von seinem Herrn ausgeschickt, eine verlorene

Kuh zu suchen. Er blieb lange aus, und der Herr dachte »der treue Hans, er läßt sich in seinem Dienste doch keine Mühe verdrießen.« Als er aber gar

nicht wiederkommen wollte, befürchtete der Herr es möchte ihm etwas zugestoßen sein, machte sich selbst auf und wollte sich nach ihm umsehen.

Er mußte lange suchen, endlich erblickte er den Knecht, der im weiten Feld auf und ab lief. »Nun lieber Hans,« sagte der Herr, als er ihn

eingeholt hatte, »hast du die Kuh gefunden, nach der ich dich ausgeschickt habe?« »Nein, Herr,« antwortete er, »die Kuh habe ich nicht gefunden,

aber auch nicht gesucht.« »Was hast du denn gesucht, Hans?« »Etwas Besseres und das habe ich auch glücklich gefunden.« »Was ist das, Hans?« »Drei

Amseln« antwortete der Knecht. »Und wo sind sie?« fragte der Herr. »Eine sehe ich, die andere höre ich und die dritte jage ich« antwortete

der kluge Knecht.

Nehmt euch daran ein Beispiel, bekümmert euch nicht um euren Herrn und seine Befehle, tut lieber was euch einfällt und wonach ihr Lust

habt, dann werdet ihr eben so weise handeln, wie der kluge Hans.

Der gläserne Sarg.

Sage niemand daß ein armer Schneider es nicht weit bringen und nicht zu hohen Ehren gelangen könne, es ist weiter gar nichts nötig als daß er an die rechte Schmiede kommt und, was die Hauptsache ist, daß es ihm glückt. Ein solches artiges und behendes Schneiderbüschchen ging einmal seiner Wanderschaft nach und kam in einen großen Wald, und weil es den Weg nicht wußte, verirrte es sich. Die Nacht brach ein, und es blieb ihm nichts übrig als in dieser schauerlichen Einsamkeit ein Lager zu suchen. Auf dem weichen Mose hätte er freilich ein gutes Bett gefunden, allein die Furcht vor den wilden Tieren ließ ihm da keine Ruhe, und er mußte sich endlich erschließen auf einem Baume zu übernachten. Er suchte eine hohe Eiche, stieg bis in den Gipfel hinauf und dankte Gott daß er sein Bügeleisen bei sich trug, weil ihn sonst der Wind, der über die Gipfel der Bäume wehete, weggeführt hätte.

Nachdem er einige Stunden in der Finsternis, nicht ohne Zittern und Zagen, zugebracht hatte, erblickte er in geringer Entfernung den Schein eines Lichtes; und weil er dachte daß da eine menschliche Wohnung sein möchte, wo er sich besser befinden würde als auf den Ästen eines Baums, so stieg er vorsichtig herab und ging dem Lichte nach. Es leitete ihn zu einem kleinen Häuschen, das aus Rohr und Binsen geflochten war. Er klopfte mutig an, die Türe öffnete sich, und bei dem Scheine des herausfallenden Lichtes sah er ein altes eisgraues Männchen, das ein von buntfarbigem Lappen zusammengesetztes Kleid an hatte. »Wer seid ihr, und was wollt ihr?« fragte es mit einer schnarrenden Stimme. »Ich bin ein armer Schneider,« antwortete er, »den die Nacht hier in der Wildnis überfallen hat, und bitte euch inständig mich bis Morgen in eurer Hütte aufzunehmen.« »Geh deiner Wege,« erwiderte der Alte mit mürrischem Tone, »mit Landstreichern will ich nichts zu schaffen haben; suche dir anderwärts ein Unterkommen.« Nach diesen Worten wollte er wieder in sein Haus schlüpfen, aber der Schneider hielt ihn am Rockzipfel fest und bat so beweglich, daß der Alte, der so böse nicht war als er sich stellte, endlich erweicht ward und ihn mit in seine Hütte nahm, wo er ihm zu essen gab und dann in einem Winkel ein ganz gutes Nachtlager anwies.

Der müde Schneider brauchte keines Einwiegens, sondern schlief sanft bis an den Morgen, würde auch noch nicht an das Wistehen gedacht haben, wenn er nicht von einem lauten Lärm wäre aufgeschreckt worden. Ein heftiges Schreien und Brüllen drang durch die dünnen Wände des Hauses. Der Schneider, den ein unerwarteter Mut überkam, sprang auf, zog in der Hast seine Kleider an und eilte hinaus. Da erblickte er nahe bei dem Häuschen einen großen schwarzen Stier und einen schönen Hirsch, die in dem heftigsten Kampfe begriffen waren. Sie gingen mit so großer Wut aufeinander los,

es m p' uerht, - m p' est. - an go, ch sie ~ oet
daß von ihrem Getrappel der Boden erzitterte, und die Luft von ihrem Schrei erdrönte. Es war lange ungewiss, welcher von beiden den Sieg davon

trugen würde: endlich stieß der Hirsch seinem Gegner das Geweih in den Leib, worauf der Stier mit entsetzlichem Brüllen zur Erde sank, und durch einige

Schläge des Hirsches völlig getötet ward.

Der Schneider, welcher dem Karle mit Staunen zugesehen hatte, stand noch unbeweglich da, als der Hirsch in vollen Sprüngen auf ihn zu eilte und ihn,

ehe er entfliehen konnte, mit seinem großen Geweihe geradezu aufgabte. Er konnte sich nicht lange besinnen, denn es ging schnellen Lautes fort über

Stock und Stein, Berg und Tal, Wiese und Wald. Er hielt sich mit beiden Händen an die Enden des Geweihes fest und überließ sich seinem Schicksal. Es

kam ihm aber nicht anders vor als flöge er davon. Endlich hielt der Hirsch vor einer Felsenwand still und ließ den Schneider sanft herabfallen.

Der Schneider, mehr tot als lebendig, bedurfte längerer Zeit, um wieder zur Besinnung zu kommen. Als er sich einigermaßen erholt

hatte, stieß der Hirsch, der neben ihm stehen geblieben war, sein Geweih mit solcher Gewalt gegen eine in dem Felsen befindliche Tür, daß sie aufsprang.

Feuerflammen schlugen heraus, auf welche ein großer Dampf folgte, der den Hirsch seinen Augen entzog. Der Schneider wußte nicht was er tun und

wohin er sich wenden sollte, um aus dieser Einöde wieder unter Menschen zu gelangen. Indem er also unchlüssig stand, tönte eine Stimme aus dem

Felsen, die ihm zurief »tritt ohne Furcht herein, dir soll kein Leid widerfahren.« Er zauderte zwar, doch, von einer heimlichen Gewalt angetrieben,

gehorchte er der Stimme und gelangte durch die eiserne Tür in einen großen geräumigen Saal, dessen Decke, Wände und Boden aus glitzend

geschliffenen Quarzsteinen bestanden, auf deren jedem ihm unbekannt Zeichen eingehauen waren. Er betrachtete alles voll Bewunderung und war eben

in Begriff wieder hinaus zu gehen, als er abermals die Stimme vernahm, welche ihm sagte »tritt auf den Stein, der in der Mitte des Saales liegt, und dein

wartet großes Glück.«

Sein Mut war schon so weit gewachsen, daß er dem Befehle Folge leistete. Der Stein begann unter seinen Füßen nachzugeben und sank langsam

in die Tiefe hinab. Als er wieder feststand, und der Schneider sich umsah, befand er sich in einem Saale, der an Umfang dem vorigen gleich war. Hier

aber gab es mehr zu betrachten und zu bewundern. In die Wände waren Vertiefungen eingehauen, in welchen Gefäße von durchsichtigem Glase standen, die

mit farbigem Spiritus oder mit einem bläulichen Rauche angefüllt waren. Auf dem Boden des Saales standen, einander gegenüber, zwei große

gläserne Kasten, die sogleich seine Neugierde reizten. Indem er zu dem einen trat, erblickte er darin ein schönes Gebäude, einem Schlosse

ähnlich, von Wirtschaftsgebäuden Ställen und Scheuern und einer Menge anderer artigen Sachen umgeben. Alles war klein, aber überaus

sorgfältig und derlich gearbeitet, und schien von einer kunstreichen Hand mit der höchsten Genauigkeit aufgeschnitten zu sein.

Er würde seine Augen von der Betrachtung dieser Seltenheiten noch nicht abgewendet haben, wenn sich nicht die Stimme abermals hätte hören lassen. Sie

forderte ihn auf sich umzukehren und den gegenüberstehenden Glaskasten zu beschauen. Wie stieg seine Verwunderung als er darin ein Mädchen von
 größter Schönheit erblickte. Es lag wie im Schlafe, und war in lange blonde Haare wie in einen kostbaren Mantel eingehüllt. Die Augen
 waren fest geschlossen, doch die lebhaftige Gesichtsfarbe und ein Band, das der Atem hin und her bewegte, ließen keinen Zweifel an ihrem Leben. Der
 Schneider betrachtete die Schöne mit klopfendem Herzen, als sie plötzlich die Augen aufschlug und bei seinem Anblick in freudigem Schrecken
 zusammenfuhr. »Berechter Himmel,« rief sie, »meine Befreiung naht! geschwind, geschwind, hilf mir aus meinem Gefängnis: wenn du den Riegel an diesem
 gläsernen Sarg wegziehst, so bin ich erlöst.« Der Schneider gehorchte ohne Zaudern, alsbald hob sie den Glasdeckel in die Höhe, lag
 heraus und eilte in die Ecke des Saals, wo sie sich in einen weiten Mantel verhüllte. Dann setzte sie sich auf einen Stein nieder, hieß den jungen
 Mann heran gehen, und nachdem sie einen freundlichen Kuss auf seinen Mund gedrückt hatte, sprach sie »mein lang ersehnter Befreier, der gültige Himmel
 hat mich zu dir geführt und meinen Leiden ein Ziel gesetzt. An demselben Tage, wo sie endigen, soll dein Glück beginnen. Du bist der vom Himmel
 bestimmte Gemahl, und sollst, von mir geliebt und mit allen irdischen Gütern überhäuft, in ungestörter Freud dein Leben zubringen. Sitz nieder und
 höre die Erzählung meines Schicksals.
 »Ich bin die Tochter eines reichen Grafen. Meine Eltern starben als ich noch in zarter Jugend war und empfahlen mich in ihren letzten Willen meinem
 ältern Bruder, bei dem ich aufgezogen wurde. Wir liebten uns so zärtlich und waren so übereinstimmend in unserer Denkungsart und unsern
 Neigungen, daß wir beide den Entschluß faßten uns niemals zu verheiraten, sondern bis an das Ende unseres Lebens beisammen zu bleiben. In unserm
 Hause war an Gesellschaft nie Mangel: Nachbarn und Freunde besuchten uns häufig, und wir übten gegen alle die Gastfreundschaft in vollem Maße. So
 geschah es auch eines Abends, daß ein Fremder in unser Schloß geritten kam und, unter dem Vorgeben den nächsten Ort nicht mehr erreichen zu
 können, um ein Nachtlager bat. Wir gewährten seine Bitte mit zuvorkommender Höflichkeit, und er unterhielt uns während des Abendessens mit
 seinem Gespräche und eingemischten Erzählungen auf das anmutigste. Mein Bruder hatte ein großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn bat ein
 paar Tage bei uns zu verweilen, wozu er nach einigem Weigern einwilligte. Wir standen erst spät in der Nacht vom Tische auf, dem
 Fremden wurde ein Zimmer angewiesen, und ich eilte, ermüdet wie ich war, meine Glieder in die weichen Federn zu senken. Kaum war ich ein
 wenig eingeschlummert, so weckten mich die Töne einer zarten und lieblichen Musik. Da ich nicht begreifen konnte woher sie kamen, so
 wollte ich mein im Nebenzimmer schlafendes Kammermädchen rufen, allein zu meinem Erstaunen fand ich daß mir, als lastete ein Alp auf meiner
 Brust, von einer Unbekannten Gewalt die Sprache benommen und ich unvernünftig war den geringsten Laut von mir zu geben. Indem sah ich bei dem Schein
 der Nachtlampe den Fremden in mein durch zwei Türen fest verschlossenes Zimmer eintreten. Er näherte sich mir und sagte daß er durch

Zauberkräfte, die ihm Gebote ständen, die liebliche Musik habe ertönen lassen um mich aufzuwecken, und dringe jetzt selbst durch alle Schlösser in der Absicht, mir Herz und Hand anzubieten. Mein Widerwille aber gegen seine Zauberkünste war so groß, daß ich ihm keiner Antwort würdigte. Er blieb eine Zeit lang unbeweglich stehen, wahrscheinlich in der Absicht einen günstigen Erdschluß zu erwarten, als ich aber fortfuhr zu schweigen, erklärte er zornig daß er sich rächen und Mittel finden werde meinen Hochmut zu bestrafen, worauf er das Zimmer wieder verließ. Ich brachte die Nacht in höchster Unruhe zu und schlummerte erst gegen Morgen ein. Als ich erwacht war, eilte ich zu meinem Bruder, um ihn von dem was vorgefallen war, zu benachrichtigen, allein ich fand ihn nicht auf seinem Zimmer, und der Bediente sagte mir daß er bei anbrechendem Tage mit dem heissen, heissen Fremden auf die Jagd geritten sei. Mir ahnete gleich nichts gutes. Ich kleidete mich schnell an, ließ meinen Leibzelter [Leibzelter] an- und ritt, nur von einem Diener begleitet, in vollem Jagen nach dem Walde. Der Diener stürzte mit dem Pferde und konnte mir, da das Pferd den Fuß gebrochen hatte, nicht folgen. Ich setzte, ohne mich aufzuhalten, meinen Weg fort, und in wenigen Minuten sah ich den Fremden mit einem schönen Hirsch, den er an der Linie führte, auf mich zukommen. Ich fragte ihn wo er meinen Bruder gelassen habe und wie er zu diesem Hirsche gelangt sei, aus dessen großen Augen ich Tränen fließen sah. Anstatt mir zu antworten fing er an laut anzulachen. Ich geriet darüber in höchsten Zorn, zog eine Pistole und drückte sie gegen das Ungeheuer ab, aber die Kugel prallte von seiner Brust zurück und fuhr in den Kopf meines Pferdes. Ich stürzte zur Erde, und der Fremde murmelte einige Worte, die mir das Bewußtsein raubten. Als ich wieder zur Besinnung kam fand ich mich in dieser unterirdischen Gruft in einem gläsernen Sarge. Der Schwarzkünstler erschien nochmals, sagte daß er meinen Bruder in einen Hirsch verwandelt, mein Schloß, mit allem Zubehör, verkleinert, in den andern Glaskasten eingeschlossen, und meine in Rauch verwandelten Leute in Glasfläschen gebannt hätte. Wollte ich mich jetzt seinem Wunsche fügen, so sei ihm ein leichtes, alles wieder in den vorigen Stand zu setzen: er bräuche nur die Gefäße zu öffnen, so werde alles wieder in die natürliche Gestalt zurückkehren. Ich antwortete ihm so wenig als das erste Mal. Er verwand und ließ mich in meinem Gefängnisse liegen, in welchem mich ein tiefer Schlaf befiel. Unter den Bildern, welche an meiner Seele vorübergingen, war auch das tröstliche, daß ein junger Mann kam und mich befreite, und als ich heute die Augen öffnete, so erblicke ich dich und sehe meinen Traum erfüllt. Hilf mir vollbringen was in jenem Gesichte noch weiter geschah. Das erste ist daß wir den Glaskasten, in welchem mein Schloß sich befindet, auf jenen breiten Stein heben.« Der Stein, sobald er beschwert war, hob sich mit dem Fräulein und dem Jüngling in die Höhe, und stieg durch die Öffnung der Decke in den obern Saal, wo sie dann leicht ins Freie gelangen konnten. Hier öffnete das Fräulein den Deckel, und es war wunderbar anzusehen, wie

164.

Der faule Hei...

Hei... war faul, und obgleich er weiter nichts zu tun hatte, als seine Ziege täglich auf die Weide zu treiben, so setzte er dennoch, wenn er

nach vollbrachtem Tagewerk Abends nach Hause kam. »Es ist in Wahrheit eine schwere Last,« sagte er, »und ein mühseliges Geschäft, so eine

Ziege Jahr aus Jahr ein bis in den späten Herbst ins Feld zu treiben. Und wenn man sich noch dabei hinlegen und schlafen könnte! aber nein,

da muß man die Augen auf haben, damit sie die jungen Bäume nicht beschädigt, durch die Hecke in einen Garten dringt oder gar davon läuft. Wie

soll da einer zur Ruhe kommen, und seines Lebens froh werden!« Er setzte sich, sammelte seine Gedanken und überlegte wie er seine Schultern von dieser

Bürde frei machen könnte. Lange war alles Nachsinnen vergeblich, plötzlich fiel ihm wie Schuppen von den Augen. »Ich weiß was ich tue,« rief er

aus, »ich heirate die dicke Trine, die hat auch eine Ziege, und kann meine mit austreiben, so brauche ich mich nicht länger zu quälen.«

Hei... erhob sich also, setzte seine müden Glieder in Bewegung, ging quer über die Straße, denn weiter war der Weg nicht, wo die Eltern der

dicke Trine wohnten, und hielt um ihre arbeitsame und tugendreiche Tochter an. Die Eltern besannen sich nicht lange, »gleich und

gleich gesellt sich gern« meinten sie und willigten ein. Nun ward die dicke Trine Hei...s Frau und trieb die beiden Ziegen aus. Hei... hatte gute

Tage und brauchte sich von keiner andern Arbeit zu erholen, als von seiner eigenen Faulheit. Nur dann und wann ging er mit hinaus und sagte »es

göht bloß damit mir die Ruhe hernach desto besser schmeckt: man verliert sonst alles Gefühl dafür.«

Aber die dicke Trine war nicht minder faul. »Lieber Hei...,« sprach sie eines Tages, »warum sollen wir uns das Leben ohne Not säuer machen und

unsere beste Jugendzeit verkümmern? Ist es nicht besser, wir geben die beiden Ziegen, die jeden Morgen einen mit ihrem Meckern im besten schlafe

stören, unserm Nachbar und der gibt uns einen Bierstock dafür? den Bierstock stellen wir an einen sonnigen Platz hinter das Haus und

wenig bekümmern uns weiter nicht darum. Die Bienen brauchen nicht gehütet und nicht ins Feld getrieben zu werden: sie fliegen aus, finden den Weg nach Haus von

selbst wieder und sammeln Honig ohne daß es uns die geringste Mühe macht.« »Du hast wie eine verständige Frau gesprochen,« antwortete Hei...

»deinen Vorschlag wollen wir ohne Läudem ausführen: außerdem schmeckt und nährt der Honig besser als die Ziegenmilch und läßt sich auch

länger aufbewahren.«

Der Nachbar gab für die beiden Ziegen gerne einen Bierstock. Die Bienen flogen uermülich vom frühen Morgen bis im späten Abend aus

und ein, und füllten den Stock mit dem schönsten Honig, so daß Hei... im Herbst einen gizen Krug voll heraus nehmen konnte.

Sie stellten den Krug auf ein Brett, das oben an der Wand in ihrer Schlafkammer befestigt war, und weil sie fürchteten er könnte ihnen gestohlen werden oder die Mäuse könnten darübergeraten, so holte Trine einen starken Heselstock herbei und legte ihn neben ihr Bett, damit sie ihn, ohne unnötigerweise aufzustehen, mit der Hand erreichen und die umgebetenen Gäste von dem Bette aus verjagen könnte.

Der faule Heide verließ das Bett nicht gerne vor Mittag: »wer früh aufsteht,« sprach er, »sein Gut verzehrt.« Eines Morgens als er so am hellen Tage noch in den Federn lag und von dem langen Schlaf ausruhte, sprach er zu seiner Frau »die Weiber lieben die Süßigkeit, und du nachest von dem Honig, es ist besser, ehe er von dir allein ausgegessen wird, daß wir dafür eine Gans mit einem jungen Gänslin erhandeln.« »Aber nicht eher,« erwiderte Trine, »als bis wir ein Kind haben, das sie hütet. Soll ich mich etwa mit den jungen Gänsen plagen und meine Kräfte dabei unnötigerweise aufsetzen?« »Meinst du,« sagte Heide, »der Junge werde Gänse hüten? heutzutage gehorchen die Kinder nicht mehr: sie tun nach ihrem eigenen Willen, weil sie sich klüger dünken als die Eltern, gerade wie jener Knecht, der die Kuh suchen sollte, und drei Amseln nachjagte.« »O,« antwortete Trine, »dem soll es schlecht bekommen, wenn er nicht tut was ich sage. Einen Stock will ich nehmen und mit unzähligen Schlägen ihm die Haut gerben. Siehst du, Heide,« rief sie in ihrem Eifer und faßte den Stock, mit dem sie die Mäuse verjagen wollte, »siehst du, so will ich auf ihn losschlagen.« Sie holte aus, traf aber unglücklicherweise den Honigkrug über dem Bette. Der Krug sprang wider die Wand und fiel in Scherben herab, und der schöne Honig floß auf den Boden. »Da liegt nun die Gans mit dem jungen Gänslin,« sagte Heide, »und braucht nicht gehütet zu werden. Aber ein Glück ist es, daß mir der Krug nicht auf den Kopf gefallen ist, wir haben alle Ursache mit unserm Schicksal zufrieden zu sein.« Und da er in einer Scherbe noch etwas Honig bemerkte, so langte er danach und sprach ganz vergnügt »das Restchen, Frau, wollen wir uns noch schmecken lassen und dann nach dem gehabten Schrecken ein wenig ausruhen, was tuts, wenn wir etwas später als gewöhnlich aufstehen, der Tag ist doch noch lang genug.« »Ja,« antwortete Trine, »man kommt immer noch zu rechter Zeit. Weißt du, die Schnecke war einmal zur Hochzeit eingeladen, machte sich auf den Weg, kam aber zur Kindtaufe an. Vor dem Haus stürzte sie noch über den Haun und sagte »eilen tut nicht gut.«

Der Vogel Greif.

S'isch einisch e Chönig gsi, woner gregiert hat und wiener gheisse hat weiß i nümme. De het kei Sohn gha, nummene einzige Tochter, die isch immer chrank gsi, und kei Dokter het se chönne heile. Do isch em Chönig profizeit worde si Tochter werd se an Öpfle gsund esse. Do lot er dur sis ganz Land bchant mache wer siner Tochter Öpfel bringe, daß se se gsund dar chönn esse, de müesse zur Frau ha und Chönig wärde. Das het au ne Pur verno, de drei Söhn gha het. Do säit er zum elste »gang ufs Gade ufe, nimm e Chratte (Handkorb) voll vo dene schöne Öpfle mit rote Bagge und träg se a Hof; villicht cha se d' Chönigstochter gsund dra esse und de darfsche hürote und wirsch Chönig.« De Kärle hets e so gmacht und der Weg under d' Füeß gno. Woner e Zitlang gange gsi isch, begegnet em es chlis isigs Manndle, das froggt ne was er do e dem Chratte häig, do seit der Uele, denn so het er gheisse, »Fröschebäi.« Das Manndle säit druf »no es sölle si und blibe« und isch witer gange. Ändle chunt der Uele fürs Schloß un lot se amelde, er hob Öpfel, die d' Tochter gsund mache, wenn se dervo ässe tue. Das het der Chönig grüsele gfreut und lot der Uele vor se cho, aber, o häie! woner ufdeckt, so heter anstatt Öpfel Fröschebäi e dem Chratte, die no zapled händ. Drob isch der Chönig bös worde, und lot ne zum Hus us jage. Woner häi cho isch, so verzelter dem Ätte wies em gange isch. Do schickt der Ätte der noelst Son, de Säme gheisse het; aber dem isch es ganz glich gange wie im Uele. Es isch em halt au es chlis isigs Manndle begegnet und das het ne gfroggt was er do e dem Chratte häig, der Säme säit »Seüborst,« und das isigs

Manndle säit »no es söll si und blibe.« Woner do vor es Chönigsschloß cho isch, und säit er heb Öpfel, a dene se d' Chönigstochter gsund chönn esse, so händ se ne nid welle ine lo, und händ gsäit es sig scho eine do gsi und heb se füre Nare gha. Der Säme het aber aghalte, er heb gwüß dere Öpfel, se solle ne nume ine lo. Ändle händ sem glaubt, und füre ne vor der Chönig. Aber woner er si Chratte ufdeckt, so het er halt Seüborst. Das het der Chönig gar schröckele erzürnt, so daß er der Säme us em Hus het lo peütsche. Woner häi cho isch, so het er gsäit wies em gange isch. Do chunt der jüngst Bueb, dem händse nume der dumm Hans gsäit, und frogt der Ätte ob er au mit Öpfel goh dörf. »Jo,« säit do der Ätte, »du wärscht der rächt Kerle derzue, wenn die gschite nüt usrichte, was wettest denn du usrichte.« Der Bueb het aber nit no glo: »e woll, Ätte, i will au goh.« »Gang mer doch ewäg, du dumme Kerle, du muest warte bis gschiter wirsch« säit druf der Ätte und chert em der Rügge. Der Hans aber zupft ne hinde am Chittel »e woll, Ätte, i will au goh.« »No minetwäge, so gang, de wirsch woll wieder ome cho« gitt der Ätte zur Antwort eme nidige Ton. Der Bueb hat se aber grüsele gfreut und isch ufgumpet. »Jo, tue jetz no wiene Nar, du wirsch vo äim Tag zum andere no dümmer« säit der Ätte wieder. Dat het aber im Hans nüt gmacht und het se e siner Freud nid lo störe. Wils aber gli Nacht gsi isch, so het er dänkt er well warte bis am Morge, er möcht hüt doch nümme na Hof gcho. Z« Nacht im Bett het er nid chönne schloffe, und wenn er au ne ihli igschlummert isch, so hets em traumt vo schöne Jumpfere, vo Schlößern, Gold und Silber und allerhand dere Sache meh. Am Morge früe macht er se up der Wäg, und gli drufe bchuntem es chlis mutzigs Manndle, eme isige Chläidle, und frogt ne was er do e dem Chratte häig. Der Hans gitt

em zur Antwort er heb Öpfel, a dene d' Chönigstochter se gsund äße sött. »No,« säit das Mannde, »es sölle söttige (solche) si und blibe.« Aber am Hof händ se der Hans partu nit welle ine lo, denn es sige scho zwee do gsi und hebe gsäit se bringe Öpfel und do heb äine Fröschebäi und der ander Seüborst gha. Der Hans het aber gar grüsele aghalte, er heb gwöb kene Fröschebäi, sondern von de schönste Öpfle, die im ganze Chönigreich wachse. Woner de so ordele gredt het, so danke d' Thörhüeter de chönn nid lüge und lönde ine, und se händ au rächt gha, denn wo der Hans si Chratte vor em Chönig abdeckt, so sind goldgäle Öpfel füre cho. De Chönig het se gfreut und lot gli der Tochter dervo bringe, und wartet jetz e banger Erwartig bis menem der Bericht bringt, was se für Würkig tho hebe. Aber nid lange Zit vergot, so bringt em öpper Bricht: aber was meineder wer isch das gsi? d' Tochter selber isch es gsi. So bald se vo dene Öpfle ggäbe gha het, isch e gsund us em Bett gsprunge. Wie der Chönig e Freud gha het, chame nid beschribe. Aber jetz het er d' Tochter dem Hans nid welle zur Frau ge un säit er müeß em zerst none Wäidlig (Nachen) mache, de ufem drochne Land wäidlicher geu as im Wasser. Der Hans nimmt de Betingig a und got häi und verzelts wies eme gangen seig. Do schickt der Ätte der Uele is Holz um e söttige Wäidlig z' mache. Er hat flißig gewärret (gearbeitet) und derzue gpfiffe. Z' Mittag, wo d' Sonne am höchste gstande isch, chunt es chlis isigs Mannde und frogt was er do mach. Der Uele gitt em zur Antwort »Chelle (hölzernes Gerät).« Das isig Männde säit »no es sölle si und blibe.« Z' Obe meint der Uele er heb jetz e Wäidlig gmacht, aber woner het welle isitze, so sinds alles Chelle gsi. Der anner Tag got der Säme e Wald, aber s' isch em ganz gliche gange wie im Uele. Am dritte Tag got der dumm Hans. Er

schafft rächt flißig, daß es im ganze Wald tönt vo sine chräftige Schläge, derzue singt er und pfift er rächt lustig. Da chunt wieder das chli Mannde z' Mittag, wos am heißeste gsi isch, und frogt was er do mach. »E Wäidlig, de uf em drochne Land wäidlicher got as uf em Wasser,« un wenn er dermit fertig seig, so chom er d' Chönigstochter zur Frau über. »No,« säit das Mannde, »es söll e so äine ge und blibe.« Z' Obe, wo d' Sunne aber z' Gold gange isch, isch der Hans au fertig gsi mit sim Wäidlig und Schiff und Gscher. Er sitzt i und ruederet der Residenz zue. Der Wäidlig isch aber so gschwind gange wie der Wind. Der Chönig hets von witen gseh, will aber im Hans si Tochter nonig ge und säit er müeß zuerst no hundert Haase hüete vom Morge fröhe bis z' Obe spot, und wenn em äine furt chömm, so chömm er d' Tochter nit über. Der Hans isch e des z' friede gsi, und gli am andere Tag got er mit siner Heerd uf d' Wäid und paßt verwändt uf daß em keine dervo laufe. Nid mänge Stund isch vergange, so chunt e Magd vom Schloß und säit zum Hans er söll ere gschwind e Haas ge, so hebe Wisite über cho. Der Hans hett aber woll gemerkt wo das use will und säit er gäb e keine, der Chönig chön denn morn siner Wisite mit Haasepfäffer ufwarte. D« Magd het aber nid no glo und am Änd fot so no a resniere. Do säit der Hans wenn d' Chönigstochter selber chömm, so woll er ene Haas ge. Dat het d' Magd im Schloß gsäit, und d' Tochter isch selber gange. Underdesse isch aber zum Hans das chli Mannde wieder cho und frogt der Hans was er do thüej. »He, do müeß er hundert Haase hüete, daß em kaine dervo lauf, und denn dörf er d' Chönigstochter hurothe und wäre Chönig.« »Guet,« säit das Mannde, »do hesch es Pfifle, und wenn der äine furtläuft, so pfif nume, denn chunt er wieder ume.« Wo do d' Tochter cho isch, so gitt ere

der Hans e Haas is Fürtüchle. Aber wo se öppe hundert Schritt wit gsi isch, so pfift der Hans, und de Haas springt ere us em Schäubele use und, was gisch was hesch, wieder zu der Heerd. Wo's Obe gsi isch, so pfift de Haasehirt no emol und luegt ob alle do sige und treibt se do zum Schloß. Der Chönig het se verwunderet wie au der Hans im Stand gsi seig hundert Haase z' hüete, daß em käine dervo glofe isch; er will em aber d' Tochter äine weg nonig ge, und säit er müß em no ne Fädere us d' Vogelgrife Stehl bringe.

Der Hans macht se grad uf der Wäg und marschirt rächt handle vorwärts. Z' Obe chunt er zu neme Schloß, do frogt er umenes Nachtlager, denn sälbesmol het me no käine Wirtshüser gha, das säit em der Herr vom Schloß mit vele Freude zue und frogt ne woner he well. Der Hans git druf zur Antwort »zum Vogelgrif.« »So, zum Vogelgrif, me säit ame er wuß alles, und i hane Schlössel zue nere isige Gäldchiste verlore: ehr chöntet doch so guet si und ne froge woner seig.« »Jo frile,« säit der Hans, »das wili scho tue.« Am Morgen früe isch er do witer gange, und chunt unterwägs zue mene andere Schloß, i dem er wieder übernacht blibt. Wo d' Lüt drus verno händ daß er zum Vogelgrif well, so säge se es sig im Hus ne Tochter chrank, und se hebe scho alle Mittel brucht, aber es well kais aschlo, er söll doch so guet si und der Vogelgrif froge was die Tochter wieder chön gsund mache. Der Hans säit das weller gärn tue und goht witer. Do chunt er zue emne Wasser, und anstatt eme Feer isch e große große Ma do gsi, de all Lüt het müesse übere träge. De Ma het der Hans gfrogt wo si Räis ane geu. »Zum Vogelgrif« säit der Hans. »No, wenn er zue nme chömet,« säit do de Ma, »sö froget ne an worum i all Lüt müeß über das Wasser träge.« Do säit der Hans »jo, min Gott jo, das wili scho tue.« De Ma het ne do uf d'

Achsle gno und übere trät. Ändle chunt do der Hans zum Hus vom Vogelgrif, aber do isch nume d' Frau dehäime gsi und der Vogelgrif sälber nid. Do frogt ne d' Frau was er well. Do het ere der Hans alles verzelt, daß ere Fädere sölt ha us s' Vogelgrife Stehl, und denn hebe se emene Schloß der Schlüssel zue nere Gäldchiste verlore, und er sött der Vogelgrif froge wo der Schlüssel seig; denn seig eme andere Schloß e Tochter chrank, und er söt wüße was die Tochter chönt gsund mache; denn seig nig wid vo do es Wasser und e Ma derbi, de d' Lüt müeß übere träge, und er möcht au gern wüsse worum de Ma all Lüt müeß übere träge. Do säit die Frau »ja lueget, mi guete Fründ, s' cha käi Christ mit em Vogelgrif rede, er frißt se all; wenn er aber wänd, so chön neder under sis Bett undere ligge, und z' Nacht, wenn er rächt fest schloft, so chönneder denn use länge und em e Fädere usem Stehl riße; und wäge dene Sache, die ner wüße söttet, will i ne sälber froge. Der Hans isch e das alles z'friede gsi und lit unders Bett undere. Z' Obe chunt der Vogelgrif häi, und wiener i d' Stube chunt, so säit er »Frau, i schmöcke ne Christ.« »Jo,« säit do d' Frau, »s' isch hüt äine do gsi, aber er isch wieder furt;« und mit dem het der Vogelgrif nüt me gsäit. Z' mitzt e der Nacht, wo der Vogelgrif rächt geschnarchlet het, so längt der Hans ufe und rißt em e Fädere usem Stehl. Do isch der Vogelgrif plötzle ufjuckt und säit »Frau, i schmöcke ne Christ, und s' isch mer s' heb me öpper am Stehl zehrt.« De säit d' Frau »de hesch gwüß traumet, und i ho der jo hüt scho gsäit, s' isch e Christ do gsi, aber isch wieder furt. Do het mer allerhand Sache verzelt. Si hebe ime Schloß der Schlüssel zue nere Gäldchiste verlore und chönnene numme finde.« »O di Nare,« säit der Vogelgrif, »de Schlüssel lit im Holzhus hinder der Thör undere Holzbig.« »Und denn het er au gsäit imene Schloß seig

e Tochter chrank und se wüße kais Mittel für se gsund z' mache.« »O di Nare,«
säit der Vogelgrif, »under der Chällerstäge het e Chrot es Näscht gmacht von
ere Hoore, und wenn se die Hoor wieder het, so wers se gsund.« »Und denn het
er au no gsäit s' sig amene Ort es Wasser un e Ma derbi, der müeß all Lüt
drüber träge.« »O de Nar,« säit de Vogelgrif, »täter nome emol äine z' mitzt dri
stelle, er müeßt denn käine me übere träge.« Am Morge frue isch der Vogelgrif
uf gstande und isch furt gange. Do chunt der Hans underem Bett füre und
het e schöne Fädere gha; au het er ghört was der Vogelgrif gsäit het wäge
dem Schlüssel und der Tochter und dem Ma. D' Frau vom Vogelgrif het em do
alles no nemol verzellt, daß er nüt vergäße, und denn isch er wieder häi zue
gange. Zerst chunt er zum Ma bim Wasser, de froggt ne gli was der Vogelgrif
gsäit heb, do säit der Hans er söll ne zerst übere träge, es well em's denn däne
säge. Do trät ne der Ma übere. Woner däne gsi isch, so säit em der Hans er
söllt nume äinisch äine z' mitzt dri stelle, er müeß denn käine me übere träge.
Do het se de Ma grüsele gfreut und säit zum Hans er well ne zum Dank none
mol ume und äine trage. Do säit der Hans näi, er well em die Müeh erspare, er
seig sust mit em z'friede, und isch witer gange. Do chunt er zue dem Schloß, wo
die Tochter chrank gsi isch, die nimmt er do uf d' Achsle, denn se het nit chönne
laufe, und trät se d' Chellerstäge ab und nimmt das Chrotenäst under dem
underste Tritt füre und gits der Tochter i d' Händ, und die springt em ab der
Achsle abe und vor im d' Stäge uf, und isch ganz gsund gsi. Jetz händ der Vater
und d' Mueter e grüsliche Freud gha und händ dem Hans Gschänke gmacht vo
Gold und Silber: und was er nume het welle, das händ sem gge. Wo do der
Hans is an der Schloß cho isch, isch er gli is Holzhus gange, und het hinder der

Thör under der Holzbige de Schlüssel richtig gfunde, und het ne do dem Herr brocht. De het se au nid wenig gfreut und het dem Hans zur Belohnig vill vo dem Gold gge, das e der Chiste gsi isch, und sust no aller derhand für Sache, so Chüe und Schoof und Gäiße. Wo der Hans zum Chönig cho isch mit deme Sache alle, mit dem Gäld und dem Gold und Silber und dene Chüene, Schoofe und Gäiße, so froggt ne der Chönig, woner au das alles übercho heb. Do säit der Hans der Vogelgrif gäb äin so vill me well. Do dänkt der Chönig er chönt das au bruche und macht se au uf der Weg zum Vogelgrif, aber woner zue dem Wasser cho isch, so isch er halt der erst gsi, der sid em Hans cho isch, un de Ma stellt e z' mitzt ab und goht furt, und der Chönig isch ertrunke. Der Hans het do d' Tochter ghürothet und isch Chönig worde.

Hans
Der starke Hans.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten nur ein einziges Kind, und lebten in einem abseits gelegenen Tale ganz allein. Es trug sich zu, daß die Mutter einmal ins Holz ging, Tannenreiser zu lesen, und den kleinen Hans, der erst zwei Jahr alt war, mitnahm. Da es gerade in der Frühlingszeit war und das Kind seine Freude an den bunten Blumen hatte, so ging sie immer weiter mit ihm in den Wald hinein. Plötzlich sprangen aus dem Gebusch zwei Räuber hervor, packten die Mutter und das Kind und führten sie tief in den schwarzen Wald, wo Jahr aus Jahr ein kein Mensch hinkam. Die arme Frau bat die Räuber ständig sie mit ihrem Kinde freizu lassen, aber das Holz der Räuber war von Stein: sie hörten nicht auf ihr Bitten und Flehen und trieben sie mit Gewalt an weiter zu gehen. Nachdem sie etwa zwei Stunden durch Tauden und Dörner sich hatten durcharbeiten müssen, kamen sie zu einem Felsen, wo eine Türe war, an welche die Räuber klopfen, und die sich alsbald öffnete. Sie mußten durch einen langen dunklen Gang und kamen endlich in eine große Höhle, die von einem Feuer, das auf dem Herd brannte, erleuchtet war. An der Wand hingen Schwert, Säbel und andere Mordgewehre, die in dem Lichte blinkten, und in der Mitte stand ein schwarzer Tisch, an dem vier andere Räuber saßen und spielten, und oben an saß der Hauptmann. Dieser kam, als er die Frau sah, herbei, redete sie an und sagte sie sollte nur ruhig und ohne Angst sein, sie täten ihr nichts zu Leid, aber sie mußte das Hauswesen besorgen, und wenn sie alles in Ordnung hielte, so sollte sie es nicht schlimmer bei ihnen haben. Darauf gaben sie ihr etwas zu essen und zeigten ihr ein Bett, wo sie mit ihrem Kinde schlafen könnte.

Die Frau blieb viele Jahre bei den Räufern, und Hans ward groß und stark. Die Mutter erzählte ihm Geschichten und lehrte ihn in einem alten Ritterbuch, das sie in der Höhle fand, lesen. Als Hans neun Jahr alt war, machte er sich aus einem Tannenast einen starken Knüttel und versteckte ihn hinter das Bett: dann ging er zu seiner Mutter und sprach »liebe Mutter, sage mir jetzt einmal wer mein Vater ist, ich will und muß es wissen.« Die Mutter schwieg still und wollte es ihm nicht sagen, damit er nicht das Heimweh bekäme; sie wußte auch daß die gottlosen Räuber den Hans doch nicht fortlassen würden; aber es hätte ihr fast das Herz sprengt, daß Hans nicht sollte zu seinem Vater kommen. In der Nacht, als die Räuber von ihrem Raubzug heimkehrten, holte Hans seinen Knüttel hervor, stellte sich vor den Hauptmann und sagte »jetzt will ich wissen wer mein Vater ist, und wenn du mirs nicht gleich sagst, so schlag ich dich nieder.« Da lachte der Hauptmann und gab dem Hans eine Ohrfeige, daß er unter den Tisch kugelte. Hans machte sich wieder auf, schwieg und dachte »ich will noch ein Jahr warten und es dann noch einmal versuchen, vielleicht gehts

besser.« Als das Jahr herum war, holte er seinen Knüttel wieder hervor, wischte den Staub ab, betrachtete ihn und sprach »es ist ein tüchtiger wackerer Knüttel.«

Nachts kamen die Räuber heim, tranken Wein, einen Krug nach dem anderen, und fingen an die Köpfe zu hängen. Da holte der Hans seinen Knüttel herbei, stellte sich wieder vor den Hauptmann und fragte ihn wer sein Vater wäre. Der Hauptmann gab ihm abermals eine so kräftige Ohrfeige, daß Hans unter den Tisch rollte, aber es dauerte nicht lange, so war er wieder oben und schlug mit seinem Knüttel auf den Hauptmann und die Räuber, daß sie Arme und Beine nicht mehr regen konnten. Die Mutter stand in einer Ecke und war voll Verwunderung über seine Tapferkeit und Stärke. Als Hans mit seiner Arbeit fertig war, ging er zu seiner Mutter und sagte »jetzt ist mirs Ernst gewesen, aber jetzt muß ich auch wissen wer mein Vater ist.«

»Lieber Hans,« antwortete die Mutter, »komm wir wollen gehen und ihn suchen bis wir ihn finden.« Sie nahm dem Hauptmann den Schlüssel zu der Eingangstüre ab, und Hans holte einen großen Mehlsack, packte Gold, Silber und was er sonst noch für schöne Sachen fand, zusammen, bis er voll war, und nahm ihn dann auf den Rücken. Sie verließen die Höhle, aber was tat Hans die Augen auf, als er aus der Finsternis heraus in das Tageslicht kam, und den grünen Wald, Blumen und Vögel und die Morgensonne am Himmel erblickte. Er stand da und staunte alles an, als wenn er nicht recht gescheit wäre. Die Mutter suchte den Weg nach Haus, und als sie ein paar Stunden gegangen waren, so kamen sie glücklich in ihr einsames Tal und zu ihrem Häuschen. Der Vater saß unter der Türe, er weinte vor Freude als er seine Frau erkannte und hörte daß Hans sein Sohn war, die er beide längst für tot gehalten hatte. Aber Hans, obgleich ers zwölf Jahr alt, war doch einen Kopf größer als sein Vater. Sie gingen zusammen in das Stübchen, aber kaum hatte Hans seinen Sack auf die Ofenbank gesetzt, so fing das ganze Haus an zu krachen, die Bank brach ein und dann auch der Fußboden, und der schwere Sack sank in den Keller hinab. »Gott behüte uns,« rief der Vater »was ist das? Jetzt hast du unser Häuschen zerbrochen.« »Laßt euch keine graue Haare darüber wachsen, lieber Vater,« antwortete Hans, »da in dem Sack steckt mehr als für ein neues Haus nötig ist.« Der Vater und Hans fingen auch gleich an ein neues Häus zu bauen, Vieh zu erhandeln und Land zu kauern und zu wirtschaften. Hans ackerte die Felder, und wenn er hinter dem Pflug ging und ihn in die Erde hinein schob, so hatten die Stiere fast nicht nötig zu ziehen. Den nächsten Frühling sagte Hans »Vater, behaltet alles Geld und laßt mir einen zentnerschweren Bleizstab machen, damit ich in die Fremde gehen kann.« Als der verlangte Stab fertig war, verließ er seines Vaters Haus, zog fort und kam in einen tiefen und finstern Wald. Da hörte er etwas knistern und knastern, schaute um sich und sah eine Tanne, die von unten bis oben wie ein Seil gewunden war: und wie er die Augen in die Höhe richtete, so erblickte er einen großen Kerl, der den Baum gepackt hatte und ihn wie eine Weidenrute umdrehte. »He!« rief Hans, »was machst du da droben?« Der Kerl antwortete »ich habe gestern Reiswellen zusammen getragen und will mir ein Seil dazu drehen.« »Das laß ich mir gefallen,« dachte Hans, »der hat Kräfte,« und rief ihm zu, »laß du das gut

sein und komm mit mir.« Der Kerl kletterte von oben herab, und war einen ganzen Kopf größer als Hans, und der war doch auch nicht klein. »Du heißest jetzt Tannendreher« sagte Hans zu ihm. Sie gingen darauf weiter und hörten etwas klopfen und hämmern, so stark daß bei jedem Schlag der Erdboden zitterte. Bald darauf kamen sie zu einem mächtigen Felsen, vor dem stand ein Riese und schlug mit der Faust große Stücke davon ab. Als Hans fragte was er da vor hätte, antwortete er »wenn ich Nachts schlafen will, so kommen Bären, Wölfe und anderes Gezeifer der Art, die schnurren und schnuffeln an mir herum und lassen mich nicht schlafen, da will ich mir ein Haus bauen und mich hinein legen, damit ich Ruhe habe.« »Zi ja wohl,« dachte Hans, »du kannst du auch noch bräuchchen« und sprach zu ihm »laß das Haus bauen gut sein und geh mit mir, du sollst der Felsenklipperer heißen.« Er willigte ein, und sie strichen alle drei durch den Wald hin und wo sie hinkamen, da wurden die wilden Tiere aufgeschreckt und liefen vor ihnen weg. Abends kamen sie in ein altes verlassenes Schloß, stiegen hinauf und legten sich in den Saal schlafen. Am andern Morgen ging Hans hinab in den Garten, der war ganz verwildert und stand voll Dörner und Gebüsch. Und wie er so herum ging, sprang ein Wildschwein auf ihn los: er gab ihm aber mit seinem Stab einen Schlag daß es gleich niederfiel. Dann nahm er es auf die Schulter und brachte es hinauf; da steckten sie es an einen Spieß, machten sich einen Braten dorecht und waren gute Dinge. Nun verabredeten sie daß jeden Tag, der Reihe nach zwei auf die Jagd gehen sollten und einer daheim bleiben und kochen, für jeden neun Pfund Fleisch. Den ersten Tag blieb der Tannendreher daheim und Hans und der Felsenklipperer gingen auf die Jagd. Als der Tannendreher beim Kochen beschäftigt war, kam ein kleines altes zusammengekrümpeltes Männchen zu ihm auf das Schloß, und forderte Fleisch. »Pack dich, Dückmäuser,« antwortete er, »du brauchst kein Fleisch.« Aber wie verwunderte sich der Tannendreher, als das kleine scheinebare Männlein an ihm hinaufsprang und mit Fäusten so auf ihn losschlug, daß er sich nicht wehren konnte, zur Erde fiel und nach Atem schnappte. Das Männlein ging nicht eher fort, als bis es seiner Zorn völlig an ihm ausgelassen hatte. Als die zwei andern von der Jagd heimkamen, sagte ihnen der Tannendreher nichts von dem alten Männchen und den Schlägen, die er bekommen hatte und dachte »wenn sie daheim bleiben, so können sie auch einmal mit der kleinen Kratzbürste versuchen,« und der bloße Gedanke machte ihm schon Vergnügen. Den folgenden Tag blieb der Steinklipperer daheim, und dem ging es gerade so dem Tannendreher, er ward von dem Männlein übelgerichtet, weil er ihm kein Fleisch hatte geben wollen. Als die andern Abends nach Haus kamen, sah es ihm der Tannendreher wohl an was er erfahren hatte, aber beide schwiegen still und dachten »der Hans muß auch von der Suppe kosten.« Der Hans, der den nächsten Tag daheim bleiben mußte, tat seine Arbeit in der Küche, wie das gebührte, und als er oben stand und den Kessel abschäumte, kam das Männchen und forderte ohne weiteres ein Stück Fleisch. Da dachte Hans »es ist ein armer Wicht, ich will ihm von meinem Anteil geben, damit die andern nicht zu kurz

kommen« und reichte ihm ein Stück Fleisch. Als es der Zwerg verzehrt hatte, verlangte er nochmals Fleisch, und der gutmütige Hans gab es ihm
und sagte da wäre noch ein schönes Stück, damit sollte er zufrieden sein. Der Zwerg forderte aber im drittenmal. »Du wirst unterschätzt«
sagte Hans und gab ihm nichts. Da wollte der boshafte Zwerg an ihm hinaufspringen und ihn wie den Tannendreher und Felsenklipperer behandeln,
aber er kam an den rechten. Hans gab ihm, ohne sich zu strengen, ein paar Hiebe, daß er die Schloßstiege hinaufsprang. Hans wollte ihm
nachlaufen, fiel aber, so lang er war, über ihn hin. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, war ihm der Zwerg voraus. Hans eilte ihm bis in den Wald
nach und sah wie er in eine Felsenhöhle schlüpfte. Hans kehrte nun heim, hatte sich aber die Stelle gemerkt. Die beiden andern, als sie nach
Haus kamen, wunderten sich daß Hans so wohl auf war. Er erzählte ihnen was sichgetragen hatte, und da verschwiegen sie nicht länger wie es ihnen
ergangen war. Hans lachte und sagte »es ist euch ganz recht, warum seid ihr so geizig mit eurem Fleisch gewesen, aber es ist eine Schande,
ihr seid so groß und habt euch von dem Zwerg Schläge geben lassen.« Sie nahmen darauf Korb und Seil und gingen alle drei zu der
Felsenhöhle, in welche der Zwerg geschlüpft war, und ließen den Hans mit seinem Stab im Korb hinab. Als Hans auf dem Grund angelangt war, fand
er eine Türe, und als er sie öffnete, saß da eine hübsche Jungfrau, nein so schön, daß es nicht zu sagen ist, und neben ihr saß
der Zwerg und grinste den Hans an wie eine Meerkröte. Sie aber war mit Ketten gebunden und blickte ihn so traurig an, daß Hans großes Mitleid
empfand und dachte »du mußt sie aus der Gewalt des bösen Zwerges erlösen,« und gab ihm einen Streich mit seinem Stab, daß er tot niedersank.
Als bald fielen die Ketten von der Jungfrau ab, und Hans war wie verzückt über ihre Schönheit. Sie erzählte ihm sie wäre eine Königstochter, die
ein wilder Graf aus ihrer Heimat geraubt und hier in den Felsen eingesperrt hätte, weil sie nichts von ihm hätte wissen wollen: den
Zwerg aber hätte der Graf zum Wächter gesetzt und er hätte ihr Leid und Drangsal genug angetan. Darauf setzte Hans die Jungfrau in den
Korb und ließ sie hinaufziehen. Der Korb kam wieder herab, aber Hans traute den beiden Gesellen nicht und dachte »sie haben sich schon falsch
gezeigt und dir nichts von dem Zwerg gesagt, wer weiß was sie gegen dich im Schild führen.« Da legte er seinen Stab in den Korb, und das war
sein Glück, denn als der Korb halb in der Höhe war, ließen sie ihn fallen, und hätte Hans wirklich darin gesessen, so wäre es sein
Tod gewesen. Aber nun wußte er nicht wie er sich aus der Tiefe herausarbeiten sollte und wie er hin und her dachte, er fand keinen Rat. »Es ist doch
lächerlich,« sagte er »daß du da unten verschmachten sollst.« Und als er so auf und abging, kam er wieder zu dem Kämmerchen, wo die Jungfrau
gesessen hatte, und sah daß der Zwerg einen Ring am Finger hatte, der glänzte und schimmerte. Da zog er ihn ab und steckte ihn an, und als er
ihn am Finger umdrehte, so hörte er plötzlich etwas über seinem Kopf raschen. Er blickte in die Höhe und sah da Luftgeister weben,
die sagten er wäre ihr Herr und fragten was sein Begehren wäre. Hans war anfangs ganz verstummt, dann aber sagte er sie sollten ihn hinauf

tragen. Augenblicklich gehorchten sie, und es war nicht anders als flöge er hinauf. Als er aber oben war, so war kein Mensch mehr zu sehen, und als er in das Schloß ging, so fand er auch dort niemand. Der Tannendreher und der Felsenklipperer waren fortgeeilt und hatten die schöne Jungfrau mitgeführt. Aber Hans drehte den Ring, da kamen die Luftgeister und sagten ihm die zwei wären auf dem Meer. Hans lief und lief in einem fort bis er zu dem Meeresstrand kam, da erblickte er weit weit auf dem Wasser ein Schiffchen, in welchem seine treulosen Gefährten saßen. Und im heftigen Zorn sprang er, ohne sich zu besinnen, mit sammt seinem Stab ins Wasser und fing an zu schwimmen, aber der zentnerschwere Stab zog ihn tief hinab, daß er fast ertrunken wäre. Da drehte er noch zu rechter Zeit den Ring, alsbald kamen die Luftgeister und trugen ihn, so schnell wie der Blitz, in das Schiffchen. Da schwang er seinen Stab und gab den bösen Gesellen den verdienten Lohn und warf sie hinab ins Wasser; dann aber luderte er mit der schönen Jungfrau, die in den größten Ängsten gewesen war, und die er zum zweiten Male befreit hatte, heim zu ihrem Vater und ihrer Mutter, und ward mit ihr verheiratet, und haben alle sich gewaltig gefreut.

Das Bürle im Himmel.

S isch emol es arms fromms Bürle gstorbe, und chunt do vor d' Himmelpforte. Zur gliche Zit isch au e riche riche Herr do gsi und het au i Himmel welle. Do chunt der heilige Petrus mitem Schlüssel und macht uf und lot der Herr ine; das Bürle het er aber, wies schint, nid gseh und macht d' Pforte ämel wieder zue. Do het das Bürle vorusse ghört wie de Herr mit alle Freude im Himmel uf gno worde isch, und wie se drin musiziert und gsunge händ. Ändle isch es do wider still worde, und der heilig Petrus chunt, macht d' Himmelpforte uf un lot das Bürle au ine. S Bürle het do gmeint s werd jetzt au musiziert und gsunge, wenn es chöm, aber do isch alles still gsi; me hets frile mit aller Liebe ufgno, und d' Ängele sind em egäge cho, aber gsunge het niemer (niemand). Do froggt das Bürle der heilig Petrus worum das me be im nid singe wie be dem riche Herr, s geu, schints, do im Himmel au parteisch zue wie uf der Erde. Do säit der heilig Petrus »nai wäger, du bisch is so lieb wie alle andere und muesch alle himmlische Freude gniesse wie de rich Herr, aber lueg, so arme Bürle, wie du äis bisch, chömme alle Tag e Himmel, so ne riche Herr aber chunt nume alle hundert Johr öppe äine.«

1. m. p.
Die hagere Liese.

ganz anders als der faule Heitz und die dicke Trine, die sich von nichts aus ihrer Ruhe bringen ließen, dachte die hagere Liese. Sie äscherte sich ab von
 Morgen bis Abend und lud ihrem Mann, dem langen Leitz, so viel Arbeit auf, daß er schwerer zu tragen hatte als ein Esel an drei Säcken. Es war
 aber alles umsonst, sie hatten nichts und kamen zu nichts. Eines Abends, als sie im Bette lag und vor Müdigkeit kaum ein Glied regen konnte,
 ließen sie die Gedanken doch nicht einschlafen. Sie stieß ihren Mann mit dem Ellenbogen in die Seite und sprach »hörst du, Leitz, was ich gedacht
 habe? wenn ich einen Gulden fände, und einer mir geschenkt würde, so wollte ich einen dazu borgen, und du solltest mir auch noch einen geben:
 so bald ich dann die vier Gulden beisammen hätte, so wollte ich eine junge Kuh kaufen.« Dem Mann gefiel das recht gut, »ich weiß war
 nicht,« sprach er, »woher ich den Gulden nehmen soll, den du von mir willst geschenkt haben, aber wenn du dennoch das Geld zusammenbringst, und du kannst dafür
 eine Kuh kaufen, so tust du wohl, wenn du dein Vorhaben ausführst. Ich freue mich,« fügte er hinzu, »wenn die Kuh ein Kälbchen
 bringt, so werde ich doch manchmal zu meiner Erquickung einen Trunk Milch erhalten.« »Die Milch ist nicht für dich,« sagte die Frau, »wir lassen das
 Kalb saugen, damit es groß und fett wird, und wir es gut verkaufen können.« »Freilich,« antwortete der Mann, »aber ein wenig Milch nehmen
 wir doch, das schadet nichts.« »Wer hat dich gelehrt mit Kühen umgehen?« sprach die Frau, »es mag schaden oder nicht, ich will es nicht haben: und wenn du
 dich auf den Kopf stellst, du kriegst keinen Tropfen Milch. Du langer Leitz, weil du nicht zu ersättigen bist, meinst du du wolltest
 verzehren was ich mit Mühe erwerbe.« »Frau,« sagte der Mann, »sei still, oder ich hänge dir eine Maulsche an.« »Was,« rief sie, »du willst mir
 drohen, du Nimmersatt, du Strick, du fauler Heitz.« Sie wollte ihm in die Haare fallen, aber der lange Leitz richtete sich auf, packte mit der einen
 Hand die dünnen Arme der hageren Liese zusammen, mit der andern drückte er ihr den Kopf auf das Kissen, ließ sie schimpfen und hielt sie so lange
 bis sie vor großer Müdigkeit eingeschlafen war. Ob sie am andern Morgen beim Erwachen fortfuhr zu zanken, oder ob sie
 ausging den Gulden zu suchen, den sie finden wollte, das weiß ich nicht.

e 602.
Das Waldhäus.

Ein armer Holzhauer lebte mit seiner Frau und drei Töchtern in einer kleinen Hütte an dem Rande eines einsamen Waldes. Eines Morgens, als er wieder an seine Arbeit wollte, sagte er zu seiner Frau, »laß mir mein Mittagsbrot von dem ältesten Mädchen hinaus in den Wald bringen, ich werde sonst nicht fertig. Und damit es sich nicht verirrt,« setzte er hinzu, »so will ich einen Beuter mit Hirsen mitnehmen und die Körner auf den Weg streuen.« Als nun die Sonne mitten über dem Waldestand, machte sich das Mädchen mit einem Topf voll Suppe auf den Weg. Aber die Feld- und Waldsperlinge, die Lerchen und Finken, Amseln und Zeisige hatten den Hirsen schon längst aufgepickt, und das Mädchen konnte die Spur nicht finden. Da ging es auf gut Glück immer fort, bis die Sonne sank und die Nacht einbrach. Die Bäume rauschten in der Dunkelheit, die Eulen schnarrten, und es fing an ihm angst zu werden. Da erblickte es in der Ferne ein Licht, das zwischen den Bäumen blinkte. »Dort sollten wohl Leute wohnen,« dachte es, »die mich über Nacht behalten,« und ging auf das Licht zu. Nicht lange so kam es an ein Haus, dessen Fenster erleuchtet waren. Es klopfte an, und eine rauhe Stimme rief von innen »herein.« Das Mädchen trat auf die dunkle Diele, und pochte an der Stubentür. »Nur herein« rief die Stimme, und als es öffnete, saß da ein alter eisgrauer Mann an dem Tisch, hatte das Gesicht auf die beiden Hände gestützt, und sein weißer Bart floß über den Tisch herab fast bis auf die Erde. Am Ofen aber lagen drei Tiere, ein Hühnchen, ein Hähnchen und eine buntescheckte Kuh. Das Mädchen erzählte dem Alten sein Schicksal und bat um ein Nachtlager. Der Mann

sprach
 »schön Hühnchen,
 schön Hähnchen,
 und du schöne bunte Kuh,
 was sagst du dazu?«
 »duks!« antworteten die Tiere: und das mußte wohl heißen »wir sind es zufrieden,« denn der Alte sprach weiter »hier ist Hülle und Fülle, geh hinaus an den Herd und koch uns ein Abendessen.« Das Mädchen fand in der Küche Überfluß an allem und kochte eine gute Speise, aber an die Tiere dachte es nicht. Es trug die volle Schüssel auf den Tisch, setzte sich zu dem grauen Mann, aß und stillte seinen Hunger. Als es satt war, sprach es »aber jetzt bin ich müde, wo ist ein Bett, in das ich mich legen und schlafen kann?« Die Tiere antworteten

»y 2 2 R p o ;
»du hast mit ihm gegessen,

y 2 2 R / h u ;
du hast mit ihm getrunken,

y 2 ~ 5 n / d l ;
du hast an uns gar nicht gedacht,

n o p d e g e d . n . «
nun sieh auch wo du bleibst die Nacht.«

e s p ' t » g r - , K a s , - ' e - n u r 2 f u n b e r , g o s - e r b 2 c b o
Da sprach der Alte »steig nur die Treppe hinauf, so wirst du eine Kammer mit zwei Betten finden, schütte sie auf und decke sie mit weißem

l i n n e n , - - , D a n n - v g h n . « e r e h g ' 2 s , - o , i n p d - h e t 4 , s ')
Linnen, so will ich auch kommen und mich schlafen legen.« Das Mädchen stieg hinauf, und als es die Betten schüttelte und frisch gedeckt hatte, legte es sich

z e , - - , s ' s ~ s ' j a t . D a n n f u n a r ' h z u , e r e h 2 2 R -
in das eine, ohne weiter auf den Alten zu warten. Nach einiger Zeit aber kam der graue Mann, beleuchtete das Mädchen mit dem Licht und

g h ' 2 2 n l . - o . s e l b p h e , h s . l e n - o , i ~ n o n .
schüttelte mit dem Kopf. Und als er sah daß es fest eingeschlafen war, öffnete er eine Falltüre und ließ es in den Keller sinken.

' 2 p s n a g e n w e d 2 - v o h b e d , e b r ~ n p n 2 z u n o . » 1 2
Der Holzhauer kam am späten Abend nach Haus und machte seiner Frau Vorwürfe, daß sie ihn den ganzen Tag habe hungern lassen. »Ich habe

n z e « x t ' 6 , » e r e h : 2 2 w a o z a n n , - 2 0) N a : z u n ' - j e n n . «
keine Schuld« antwortete sie, »das Mädchen ist mit dem Mittagessen hinausgegangen, es muß sich verirrt haben: morgen wird es schon wiederkommen.«

n n p e ' 2 p s , - i ~ c e - n t , j ' h ' R n . e o b n . » 1 -
Vor Tag aber stand der Holzhauer auf, wollte in den Wald und verlangte die zweite Tochter sollte ihm diesmal das Essen bringen. »Ich will einen

h e z u n e n n e n « d ' , » n n n ' 2 o s o x , e r e h ' 6 1 0 o z - n ~ o r / l e n « /
Beutel mit Linsen mitnehmen,« sagte er, »die Körner sind größer als Hirsen, das Mädchen wird sie besser sehen und kann den Weg nicht verfehlen.« Zur

w a y h D e r e h , g o z o , n i e r e n g e i : i c e t z u b , o n n n , g b t -
Mittagszeit trug auch das Mädchen die Speise hinaus, aber die Linsen waren verschwunden: die Waldvögel hatten sie, wie am vorigen Tag, aufgepickt und

n s . o . e r e h N p c e p ' - n o e n n n l e o j ' 2 2 o ' s , o e z p h - u
keine übrig gelassen. Das Mädchen irrte im Walde umher bis es Nacht ward, da kam es ebenfalls zu dem Haus des Alten, ward hereingerufen, und bat

z g o - l n . ' n i 2 2 c o w t h e i n
um Speise und Nachtlager. Der Mann mit dem weißen Barte fragte wieder die Tiere

»z a n h ,
»schön Hühnchen,

z a n h ,
»schön Hähnchen,

- e z z u w n ,
und du schöne bunte Kuh,

c o o d e y e p ' «
was sagst du dazu?»

i n x t h n o » e o , « - p o o n n n e r e h n z g o , o - h
Die Tiere antworteten abermals »duks,« und es geschah alles wie am vorigen Tag. Das Mädchen kochte eine gute Speise, aß und trank

2 2 s - n t j / z i n . - o) D o r n n o t , x t h 6
mit dem Alten und kümmerte sich nicht um die Tiere. Und als es sich nach seinem Nachtlager erkundigte, antworteten sie

»y 2 2 R p o ;
»du hast mit ihm gegessen,

y 2 2 R / h u ;
du hast mit ihm getrunken,

y 2 ~ 5 n / d l ;
du hast an uns gar nicht gedacht,

nun sieh auch wo du bleibst die Nacht.«

Als es eingeschlafen war, kam der Alte, betrachtete es mit Kopfschütteln und ließ es in den Keller hinab.

Am dritten Morgen sprach der Hochacker zu seiner Frau schicke mir heute unser jüngstes Kind mit dem Essen hinaus, das ist immer gut und gehorsam

gewesen, das wird auf dem rechten Weg bleiben und nicht wie seine Schwestern, die wilden Hummeln, herum schwärmen.« Die Mutter wollte nicht und sprach

»soll ich mein liebstes Kind auch noch verlieren?« »Sei ohne Sorge,« antwortete er, »das Mädchen verirrt sich nicht, es ist zu klug und verständig;

am Überfluß will ich Erbsen mitnehmen, und ausstreuen, die sind noch größer als Linsen und werden ihm den Weg zeigen.« Aber als das Mädchen mit dem

Korb am Arm hinaus kam, so hatten die Waldtauben die Erbsen schon im Kropf, und es wußte nicht wohin es sich wenden sollte. Es war

voll Sorgen und dachte beständig daran wie der arme Vater hungern und die gute Mütter jammern würde, wenn es ausbliebe. Endlich als es finster ward,

erblickte es das Lichtchen und kam an das Waldhaus. Es bat ganz freundlich sie möchten es über Nacht beherbergen, und der Mann mit dem weißen Bart

fragte wieder seine Tiere

»schön Hühnchen,

schön Hähnchen,

und du schöne bunte Kuh,

was sagst du dazu?«

»duks« sagten sie. Da trat das Mädchen an den Ofen, wo die Tiere lagen, und liebteste Hühnchen und Hähnchen, indem es mit der Hand über die glatten

Federn strich, und die bunte Kuh kraulte es zwischen den Hörnern. Und als es auf Geheiß des Alten eine gute Suppe bereitet hatte und die

Schüssel auf dem Tisch stand, so sprach es »soll ich mich sättigen und die guten Tiere sollen nichts haben? Draußen ist die Hülle und Fülle, erst will ich für sie

sorgen.« Da ging es, holte Gerste und streute sie dem Hühnchen und Hähnchen vor, und brachte der Kuh wohlriechendes Heu einen

gigzen Arm voll. »Laßt's euch schmecken, ihr lieben Tiere,« sagte es, »und wenn ihr durstig seid, sollt ihr auch einen frischen Trunk haben.« Dann

trug es einen Eimer voll Wasser herein, und Hühnchen und Hähnchen sprangen auf den Rand, steckten den Schnabel hinein und hielten den

Kopf dann in die Höhe wie die Vögel trinken, und die bunte Kuh tat auch einen heftigen Zug. Als die Tiere gefüttert waren, setzte sich das

Mädchen zu dem Alten an den Tisch und aß was er ihm übrig gelassen hatte. Nicht lange so fing Hühnchen und Hähnchen an das Köpfchen zwischen

die Flügel zu stecken, und die bunte Kuh blinzelte mit den Augen. Da sprach das Mädchen »sollen wir uns nicht zur Ruhe begeben?«

schön Hühnchen,

z z z h,
schön Hähnchen,

- g z z w z z,
und du schöne bunte Kuh,

co od e e e? «
was sagst du dazu?»

, w x z z » e o,
Die Tiere antworteten »duks,

e z z z p o,
du hast mit uns gegessen,

e z z z f h,
du hast mit uns getrunken,

e z z . c . w l,
du hast uns alle wohl bedacht,

r o g e r - z z l. «
wir wünschen dir eine gute Nacht.»

e s t e r e h , k z z , g t , l e n t - e t h p o n s , - s l b a , n i t - t j z e
Da ging das Mädchen die Treppe hinauf, schüttelte die Federkissen und deckte frisches Linnen auf, und als es fertig war, kam der Alte und legte sich in das

u - o c o w l p l , b . e r e h t j z e e , n o p i - g h
eine Bett, und sein weißer Bart reichte ihm bis an die Füße. Das Mädchen legte sich in das andere, tat sein Gebet und schlief ein.

g h z l u n b , e s e - p z z z e e r e h d . e s t - z z n j n m - j
Es schlief ruhig bis Mitternacht, da ward es so unruhig in dem Hause, daß das Mädchen erwachte. Da fing es an in den Ecken zu knittern und zu

n n , - w f s - g r i c e : l o n e t , s o b o m b p o z , - a s o c
knattern, und die Türen sprang auf und schlug an die Wand: die Balken drönten, als wenn sie aus ihren Fugen gerissen würden, und es war als wenn

, k z z g t , - r e n s c e n g d g b e n e e f o e - z r e h i j e
die Treppe herab stürzte, und endlich krachte es als wenn das ganze Dach zusammen fiel. Da es aber wieder still ward und dem Mädchen nichts zu Leid

p , - u - p m - g E - s a r r m v z o n g s d , c o w t o
geschah, so blieb es ruhig liegen und schlief wieder ein. Als es aber am Morgen bei hellem Sonnenschein aufwachte, was erblickten seine

z i - s z z l o o ; - r o p z f e o z n n i n ~ o e d p s h o e r h e
Augen? Es lag in einem großen Saal, und rings umher glänzte alles in königlicher Pracht: an den Wänden wuchsen auf grün seidnem Grund

z e r u z i z z , e u a l h e n - i e r e s t n a d , - s r f e n g e n - l a z
goldene Blumen in die Höhe, das Bett war von Elfenbein und die Decke darauf von rotem Sammt, und auf einem Stuhl daneben standen ein paar mit

l u n g t l a b . e r e h t z t - c v h u h e s p e r o n z - h t c o
Perlen gestickte Pantoffel. Das Mädchen glaubte es wäre ein Traum, aber es traten drei reichgekleidete Diener herein und fragten was es

j l e n z . n - « x t e r e h , » - z p z z - z s - o t z h - e n d z z
zu befehlen hätte. »Geht nur,« antwortete das Mädchen, »ich will gleich aufstehen und dem Alten eine Suppe kochen und dann auch schön

z h , z z z h - , z z w z z l m . « d i t e n z z g g e n - o j d o r u z
Hühnchen, schön Hähnchen und die schöne bunte Kuh füttern.« Es dachte der Alte wäre schon aufgestanden und sah sich nach seinem Bette um,

u n s t e n , o h e r n - s o r m - o e h - z a c , d , h z j s - p
aber er lag nicht darin, sondern ein fremder Mann. Und als es ihn betrachtete und sah daß er jung und schön war, erwachte er, richtete sich auf und sprach

» i v n n o , - a t l o o d t o f - o n t o h z z z e l j n i
»ich bin ein Königssohn, und war von einer bösen Hexe verwünscht worden als ein alter eisgrauer Mann in dem Wald zu leben:

n e a t t z l o o r e e n i p l o n t o s z h o - w z z - l a t
niemand durfte um mich sein als meine drei Diener in der Gestalt eines Hühnchens eines Hähnchens und einer bunten Kuh. Und nicht eher sollte

, w f s z z , s i r e h j s r e , - y s z p e l n , z p e n , o d n ,
die Verwünschung aufhören, als bis ein Mädchen zu uns käme, so gut von Herzen, daß es nicht gegen die Menschen allein, sondern auch gegen die

n j u z y t , - e b e g o , - z z z z u l z r e d . b - e t c o z . E z z
Tiere sich liebeich bezeugte, und das bist du gewesen, und heute um Mitternacht sind wir durch dich erlöst und das alte Waldhaus ist wieder in meinen

königlichen Palast verwandelt worden.« Und als sie abgestanden waren, sagte der Königssohn den drei Dienern sie sollten hinfahren und Vater
und Mutter des Mädchens zur Hochzeitsfeier herbei holen. »Aber wo sind meine zwei Schwestern?« fragte das Mädchen. »Die habe ich in den
Keller gesperrt, und Morgen sollen sie in den Wald geführt werden und sollen bei einem Köhler so lange als Mägde dienen, bis sie sich
gebessert haben und auch die armen Tiere nicht hungern lassen.«

L - e - i - d - e - n .
Lieb und Leid teilen.

Es war einmal ein Schneider, der war ein zänkischer Mensch, und seine Frau, die gut, fleißig und fromm war, konnte es ihm niemals recht machen. Was sie tat, er war zufrieden, brummte, schalt, raufte und schlug sie. Als die Obrigkeit endlich davon hörte, ließ sie ihn vorfordern und ins Gefängnis setzen, damit er sich bessern sollte. Er saß eine Zeitlang bei Wasser und Brot, dann wurde er wieder freigelassen, mußte aber geloben seine Frau nicht mehr zu schlagen, sondern friedlich mit ihr zu leben, Lieb und Leid zu teilen, wie dies unter Eheleuten gebührt. Eine Zeitlang ging es gut, dann aber geriet er wieder in seine alte Weise, war mürrisch und zänkisch. Und weil er sie nicht schlagen durfte, wollte er sie bei den Haaren packen und rauhen. Die Frau entwischte ihm und sprang auf den Hof hinaus, er lief aber mit der Elle und Scheere hinter ihr her, jagte sie herum und warf ihr die Elle und Scheere, und was ihm sonst zur Hand war, nach. Wenn er sie traf, so lachte er, und wenn er sie fehlte, so tobte und wettete er. Er trieb es so lange bis die Nachbarn der Frau zu Hilfe kamen. Der Schneider ward wieder vor die Obrigkeit gerufen und an sein Versprechen erinnert. »Liebe Herrn,« antwortete er, »ich habe gehalten was ich gelobt habe, ich habe sie nicht geschlagen, sondern Lieb und Leid mit ihr geteilt.« »Wie kann das sein,« sprach der Richter, »da sie abermals so große Klage über Euch führt?« »Ich habe sie nicht geschlagen, sondern ihr nur, weil sie so wunderbar aussah, die Haare mit der Hand kämmen wollen: sie ist mir aber entwichen und hat mich böse verlassen. Da bin ich ihr nachgeeilt und habe, damit sie zu ihrer Pflicht zurückkehre, als eine gutgemeinte Erinnerung nachgeworfen was mir eben zur Hand war. Ich habe auch Lieb und Leid mit ihr geteilt, denn so oft ich sie getroffen habe, ist es mir lieb gewesen und ihr leid: habe ich sie aber gefehlt, so ist es ihr lieb gewesen, mir aber leid.« Die Richter waren aber mit dieser Antwort nicht zufrieden, sondern ließen ihm seinen verdienten Lohn auszahlen.

D. Zaunkönig.

In den alter Zeiten da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung, Wenn der Hammer des Schmieds ertönte, so rief er
 smiet mi to!« c` 22° 22° 22°, — 22° »dor häst! dor, dor häst!« 22° e
 Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er Fing das
 Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es und war der Müller
 ein Betrüger, und ließ die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam dann antwortete
 6 2. »der Müller! der Müller!« — 22° 22° »stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom
 sie schnell und endlich ganz geschwind
 Achtel drei Sechter.«

Zu diese Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand, Jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und
 Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht länger ohne Herrn sein
 und einen unter sich zu ihrem König wählen. Nur einer von ihnen, der Kibitz, war dagegen: frei hatte er gelebt und frei wollte er sterben, und
 angstvoll hin und her fliegend rief er Er zog sich zurück in einsame und unbesuchte Sümpfe und
 zeigte sich nicht wieder unter Seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besprechen, und an einem schönen Maimorgen kamen sie alle aus Wäldern und Feldern zusammen,
 Adler und Buchfink, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nennen? selbst der Kuckuck kam und der Wiedehopf, sein
 Küster, der so heißt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören läßt; auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen
 Namen hatte, mischte sich unter die Schaar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich über die große Versammlung.
 at, wat, wat is den dar to don?« 22°, 22° »luter riek Lü-
 gackerte es, aber der Hahn befügte seine liebe Henne und sagte
 d,« 22° 22° 22°. Es ward aber beschlossen daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Ein
 Laubfrosch, der im Gebüsch saß, rief, als er das hörte, warnend weil er
 meinte es würden deshalb viel Tränen vergossen werden. Die Krähe aber sagte es sollte alles friedlich abgehen.
 Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesen schönen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen könnte »ich wäre wohl
 noch höher geflogen, aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr.« Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schaar in die

Lüfte. Der Haub stieg da von dem Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus als wenn eine schwarze Wolke dahin zöge. Die kleinern Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die größern hielten länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleich tun, der stieg so hoch daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er »was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König.« und fing an sich wieder herab zu lassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu »du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du.« »Ausgenommen ich« schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner durchdringender Stimme »König bün ick! König bün ick!« »Du unser König?« schrien die Vögel zornig, »durch Ränke und Listen hast du es dahin gebracht.« Sie machten eine andere Bedingung, der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust wieder auf das Land! Wie scharte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Beine und wuschelte fort um nahen Teiche mit dem Ausruf »Pracherwerk! Pracherwerk!« Der kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner feinen Stimme heraus »König bün ick! König bün ick!« »Du unser König?« riefen die Vögel noch zorniger, »meinst du deine Listen sollten gelten?« Sie beschlossen ihn in seinem Loch gefangen zu halten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davor gestellt: sie sollte den Schelm nicht heraus lassen, so lieb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Eule allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte »ein Auge kannst du wohl zu tun, du wachst ja noch mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch heraus.« Also tat sie das eine Auge zu und schaute mit dem andern steif auf das Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopf heraus und wollte wegwitschen, aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann tat die Eule das eine Auge wieder auf und das andere zu, und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zu machte, vergaß sie das andere aufzutun, und sobald die beiden Augen zu waren, schlief sie ein. Der Kleine merkte das bald und schlüpfte weg. Von da Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen, sonst sind die andern Vögel hinter ihr her und wäuseln ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche böse Löcher machen. Auch der kleine Vogel läßt sich nicht gerne

sehen, weil er fürchtet es ginge ihm an den Kragen, wenn er erwischt würde. Er schlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz sicher ist, ruft er

wohl zuweilen »König bün ick!« – und deshalb nennen ihn die andern Vögel aus Spott Zaunkönig.

Niemand aber war froher als die Lerche, daß sie dem Zaunkönig nicht zu gehorchen brauchte. Wie sich die Sonne blicken läßt, steigt sie in die

Lüfte und ruft »ach, wo is dat schön! schön ist dat! schön! schön! ach, wo is dat schö-

n!«

Die Scholle.

Die Fische waren schon lange zufrieden daß keine Ordnung in ihrem Reich herrschte. Keiner kehrte sich an den andern, schwamm rechts und

links, wie es ihm einfiel, fuhr zwischen denen durch, die zusammenbleiben wollten, oder sperrte ihnen den Weg, und die stärkere gab dem

schwächeren einen Schlag mit dem Schwanz, daß er weit weg fuhr, oder er verschlang ihn ohne weiteres. »Wie schön wäre es, wenn wir

einen König hätten, der Recht und Gerechtigkeit bei uns übt« sagten sie, und vereinigten sich den zu ihrem Herren zu wählen, der am

schnellsten die Fluten durchstreichen und dem Schwachen Hilfe bringen könnte.

Sie stellten sich also am Ufer in Reihe und Glied auf, und der Hecht gab mit dem Schwanz ein Zeichen, worauf sie alle zusammen aufbrachen. Wie

ein Pfeil schoß der Hecht dahin und mit ihm der Hering, der Gründling, der Barch, die Karpfe, und wie sie alle heißen. Auch die Scholle schwamm mit

und hoffte das Ziel zu erreichen.

Auf einmal ertönte der Ruf »der Hering ist vor! der Hering ist vor.« Schrie verdrießlich die platte mißgünstige Scholle,

die weit zurückgeblieben war, »Der Hering, der Hering« war die Antwort. »De nackte Hiering?« rief

die neidische, Seit der Zeit steht die Scholle zur Strafe das Maul schief.

ver-des l.
Rohrdommel und Wiedehopf.

»Wo weidet ihr eure Herde am liebsten?« fragte einer einen alten Kuhhirten. »Hier, Herr, wo das Gras nicht zu fett ist und nicht zu mager; es tut sonst kein gut.« »Warum nicht?« fragte der Herr. »Hört ihr dort von der Wiese her den dumpfen Ruf?« antwortete der Hirt, »das ist der Rohrdommel, der war sonst ein Hirte und der Wiedehopf war es auch. Ich will euch die Geschichte erzählen. Der Rohrdommel hütete seine Herde auf fetten grünen Wiesen, wo Blumen im Überfluß standen, davon wurden seine Kühe mutig und wild. Der Wiedehopf aber trieb das Vieh auf hohe dürre Berge, wo der Wind mit dem Sand spielt, und seine Kühe wurden mager und kamen nicht zu Kräften. Wenn es Abend war und die Hirten heimwärts trieben, konnte Rohrdommel seine Kühe nicht zusammenbringen, sie waren übermütig und sprangen ihm davon. Er rief »bunt, herüm« (bunte Kuh, herüm), doch vergebens, sie hörten nicht auf seinen Ruf. Wiedehopf aber konnte sein Vieh nicht auf die Beine bringen, so matt und kraftlos war es geworden. »Up, up, up!« schrie er, aber es half nicht, sie blieben auf dem Sand liegen. So gehts wenn man kein Maß hält. Noch heute, wo sie keine Herde mehr hüten, schreit Rohrdommel »bunt, herüm,« - »des l.« »up, up, up!«
und der Wiedehopf

Die Eule.

Vor ein paar hundert Jahren, als die Leute noch lange nicht so klug und verschmitzt waren, als sie heutzutage sind, hat sich in einer kleinen Stadt eine seltsame Geschichtegetragen. Von ungefähr war eine von den großen Eulen, die man Schuhu nennt, aus dem benachbarten Walde bei nächtlicher Weile in die Scheuer eines Bürgers geraten und wagte sich, als der Tag anbrach, aus Furcht vor den andern Vögeln, die wenn sie sich blicken läßt, ein furchtbares Geschrei erheben, nicht wieder aus ihrem Schlupfwinkel heraus. Als nun der Häusnecht Morgens in die Scheuer kam um Stroh zu holen, erschrak er bei dem Anblick der Eule, die da in einer Ecke saß, so gewaltig, daß er fortlief und seinem Herrn ankündigte ein Ungeheuer, wie er Zeit seines Lebens keins erblickt hätte, säße in der Scheuer, drehte die Augen im Kopf herum und könnte einen ohne Umstände verschlingen. »Ich kenne dich schon,« sagte der Herr, »einer Amsel im Felde nachzujagen, dazu hast du Mut genug, aber wenn du ein totes Huhn liegen siehst, so holst du dir erst einen Stock, ehe du ihm nahe kommst. Ich muß nur selbst einmal nachsehen was das für ein Ungeheuer ist.« setzte der Herr hinzu, ging ganz tapfer zur Scheuer hinein und blickte umher. Als er aber das seltsame und greuliche Tier mit eigenen Augen sah, so geriet er in nicht geringere Angst als der Knecht. Mit ein paar Schritten sprang er hinaus, lief zu seinen Nachbarn und bat sie flehentlich ihm gegen ein unbekanntes und gefährliches Tier Beistand zu leisten; ohnehin könnte die ganze Stadt in Gefahr kommen, wenn es aus der Scheuer, wo es säße, herausbräche. Es entstand großer Lärm und Geschrei in allen Straßen: die Bürger kamen mit Speißen Heugabeln Sensen und Äxten bewaffnet herbei als wollten sie gegen den Feind ausziehen. Jetzt schienen auch die Herrn des Rats mit dem Bürgermeister an der Spitze. Als sie sich auf dem Markt geordnet hatten, zogen sie zu der Scheuer und umringten sie von allen Seiten. Hierauf trat einer der behetztesten hervor und ging mit gefälltem Speiß hinein, kam aber gleich darauf mit einem Schrei und totenbleich wieder heraus gelaufen, und konnte kein Wort hervor bringen. Noch zwei andere wagten sich hinein, es erging ihnen aber nicht besser. Endlich trat einer hervor, ein großer starker Mann, der wegen seiner Kriegstaten berühmt war, und sprach »mit bloßen Ansehen werdet ihr das Ungetüm nicht vertreiben, hier muß Ernst gebraucht werden, aber ich sehe daß ihr alle zu Weibern geworden seid und keiner den Fuchs beißen will.« Er ließ sich Harnisch Schwert und Speiß bringen, und rüstete sich. Alle rühmten seinen Mut, obgleich viele um sein Leben besorgt waren. Die beiden Scheuertore wurden aufgetan, und man erblickte die Eule, die sich indessen in die Mitte auf einen großen Querbalken gesetzt hatte. Er ließ eine Leiter herbeibringen, und als er sie anlegte und sich bereitete hinaufzusteigen, so riefen ihm alle zu er solle sich

männlich halten, und empfahlen ihn dem heiligen Georg, der den Drachen getötet hatte. Als er bald oben war, und die Eule sah daß er an sie wollte, auch von der Menge und dem Geschrei des Volks verwirrt war und nicht wußte wohinaus, so verdrehte sie die Augen, sträubte die Federn, sperrte die Flügel auf, gnäppte mit dem Schnabel und ließ ihr Schreien hören. »Stoß zu, stoß zu!« rief die Menge draußen dem tapfern Helden zu. »Wer hier stände, wo ich stehe,« antwortete er, »der würde nicht stoß zu rufen.« Er setzte den Fuß noch eine Staffe höher, dann aber fing er an zu zittern und machte sich halb ohnmächtig auf den Rückweg. Nun war keiner mehr übrig, der sich in die Gefahr hätte begeben wollen. »Das Ungeheuer,« sagten sie, »hat den stärksten Mann, der unter uns zu finden war, durch sein Gnäppen und Anhauchen allein vergiftet und tödlich verwundet, sollen wir andern auch unser Leben in die Schanze schlagen?« Sie rathschlugen was zu tun wäre, wenn die ganze Stadt nicht sollte zu Grunde gehen. Lange Zeit schien alles vergeblich, bis endlich der Bürgermeister einen Ausweg fand. »Meine Meinung geht dahin,« sprach er, »daß wir aus gemeinem Säckel diese Scheuer sammt allem, was darin liegt, Getreide Stroh und Heu, dem Eigentümer bezahlen und ihn schadlos halten, dann aber das ganze Gebäude und mit ihm das fürchterliche Tier abbrennen, so braucht doch niemand sein Leben daran zu setzen. Hier ist keine Gelegenheit zu sparen, und Knäuserei wäre übel angewendet.« Alle stimmten ihm bei. Also ward die Scheuer an vier Ecken angezündet, und mit ihr die Eule jämmerlich verbrannt. Wers nicht glauben will, der gehe hin und frage selbst nach.

Der Mond.

In jenen Zeiten gab es ein Land, wo die Nacht immer dunkel und der Himmel wie ein schwarzes Tuch darüber gebreitet war, denn es ging dort
 niemals der Mond auf, und kein Stern blinkte in der Finsternis. Bei Erschaffung der Welt hatte das nächtliche Licht ausgereicht. Aus diesem Land
 gingen einmal vier Bursche auf die Wanderschaft und gelangten in ein anderes Reich, wo Abends, wenn die Sonne hinter den Bergen
 verschwunden war, auf einem Eichbaum eine leuchtende Kugel stand, die weit und breit ein sanftes Licht ausgoß. Man konnte dabei alles
 wohl sehen und unterscheiden, wenn es auch nicht so glänzend wie die Sonne war. Die Wanderer standen still und fragten einen Bauer, der mit seinem
 Wagen vorbei fuhr, was das für ein Licht sei. »Das ist der Mond,« antwortete dieser, »unser Schultheiß hat ihn für drei Taler gekauft und
 an den Eichbaum befestigt. Er muß täglich Öl aufgießen und ihn rein erhalten, damit er immer hell brennt. Dafür erhält er von uns wöchentlich einen
 Taler.«

Als der Bauer weggefahren war, sagte der eine von ihnen »diese Lampe könnten wir brauchen, wir haben daheim einen Fichbaum, der eben so groß
 ist, daran können wir sie hängen. Was für eine Freude, wenn wir Nachts nicht in der Finsternis herum tappen!« »Wißt ihr was?« sprach der zweite,
 »wir wollen Wagen und Pferde holen und den Mond wegführen. Sie können sich hier einen andern kaufen.« »Ich kann gut klettern,« sprach der
 dritte, »ich will ihn schon herunter holen.« Der vierte brachte einen Wagen mit Pferden herbei, und der dritte stieg den Baum hinauf, bohrte ein Loch
 in den Mond, zog ein Seil hindurch und ließ ihn herab. Als die glänzende Kugel auf dem Wagen lag, deckten sie ein Tuch darüber, damit niemand den
 Raub bemerken sollte. Sie brachten ihn glücklich in ihr Land und stellten ihn auf eine hohe Eiche. Alte und junge freuten sich, als die neue
 Lampe ihr Licht über alle Felder leuchten ließ und Stuben und Kammern damit erfüllte. Die Werge kamen aus den Felsenhöhlen hervor, und die
 kleinen Wichtelmänner tanzten in ihren roten Röckchen auf den Wiesen den Ringeltanz.
 Die vier versorgten den Mond mit Öl, putzten den Docht und erhielten wöchentlich ihren Taler. Aber sie wurden alte Greise, und als der eine
 erkrankte und seinen Tod voraus sah, verordnete er daß der vierte Teil des Mondes als sein Eigentum ihm mit in das Grab sollte gegeben
 werden. Als er gestorben war, stieg der Schultheiß auf den Baum und schnitt mit der Heckencheere ein Viertel ab, das in den Sarg gelegt ward. Das Licht des
 Mondes nahm ab, aber noch nicht merklich. Als der zweite starb, ward ihm das zweite Viertel mitgegeben und das Licht minderte sich. Noch
 schwächer ward es nach dem Tod des dritten, der gleichfalls seinen Teil mitnahm, und als der vierte ins Grab kam, trat die alte Finsternis wieder ein.

Wenn die Leute Abends ohne Laterne ausgingen, stießen sie mit den Köpfen zusammen.

Als aber die Teile des Monds in der Unterwelt sich wieder vereinigten, so wurden dort, wo immer Dunkelheit geherrscht hatte, die Toten

unruhig und erwachten aus ihrem Schlaf. Sie staunten als sie wieder sehen konnten: das Mondlicht war ihnen genug, denn ihre Augen waren so schwach

geworden, daß sie den Glanz der Sonne nicht ertragen hätten. Sie erhoben sich, wurden lustig und nahmen ihre alte Lebensweise wieder an. Ein

Teil ging zum Spiel und Tanz, andere liefen in die Wirtshäuser, wo sie Wein forderten, sich betranken, tobten und zankten, und endlich

ihre Knüttel aufhoben und sich prügelten. Der Lärm ward immer ärger und drang endlich bis in den Himmel hinauf.

Der heilige Petrus, der das Himmelstor bewacht, glaubte die Unterwelt wäre in Aufruhr geraten und rief die himmlischen Heerschaaren zusammen, die den

bösen Feind, wenn er mit seinen Gesellen den Aufenthalt der Seligen stürmen wollte, zurück jagen sollten. Da sie aber nicht kamen, so setzte er

sich auf sein Pferd und ritt durch das Himmelstor hinab in die Unterwelt. Da brachte er die Toten zur Ruhe, hieß sie sich wieder in die Gräber legen und nahm

den Mond mit fort, den er oben am Himmel aufhing.

Die Lebenszeit.

Als Gott die Welt geschaffen hatte und allen Kreaturen ihre Lebenszeit bestimmen wollte, kam der Esel und fragte »Herr, wie lange soll ich leben?« »Dreißig Jahre,« antwortete Gott, »ist dir das recht?« »Ach Herr,« erwiderte der Esel, »das ist eine lange Zeit. Bedenke mein mühseliges Dasein: von Morgen bis in die Nacht schwere Lasten tragen, Kornsäcke in die Mühle schleppen, damit andere das Brot essen, mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntert und aufgefischt zu werden! erlaß mir einen Teil der langen Zeit.« Da erbarmte sich Gott und schenkte ihm achtzehn Jahre. Der Esel ging getröstet weg und der Hund erschien. »Wie lange willst du leben?« sprach Gott zu ihm, »dem Esel sind dreißig Jahre zu viel, du aber wirst damit zufrieden sein.« »Herr,« antwortete der Hund, »ist das dein Wille? bedenke was ich laufen muß, das halten meine Füße so lange nicht aus; und habe ich erst die Stimme im Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?« Gott sah daß er recht hatte und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. »Du willst wohl gerne dreißig Jahre leben?« sprach der Herr zu ihm, »du brauchst nicht zu arbeiten, wie der Esel und der Hund, und bist immer guter Dinge.« »Ach Herr,« antwortete er, »das sieht so aus, ist aber anders. Wenns Hirsenbregnet, habe ich keinen Löffel. Ich soll immer lustige Streiche machen, Gesichter schneiden damit die Leute lachen, und wenn sie mir einen Apfel reichen und ich beiße hinein, so ist er sauer. Wie oft steckt die Traurigkeit hinter dem Spaß! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus.« Gott war gnädig und schenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erschien der Mensch, war freudig, gesund und frisch und bat Gott ihm seine Zeit zu bestimmen. »Dreißig Jahre sollst du leben,« sprach der Herr, »ist dir das genug?« »Welch eine kurze Zeit!« rief der Mensch, »wenn ich mein Haus gebaut habe, und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt: wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden gedenke, so soll ich sterben!« Herr, verlängere meine Zeit.« »Ich will dir die achtzehn Jahre des Esels zulegen,« sagte Gott. »Das ist nicht genug,« erwiderte der Mensch. »Du sollst auch die zwölf Jahre des Hundes haben.« »Immer noch zu wenig.« »Wohlan,« sagte Gott, »ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältst du nicht.« Der Mensch ging fort, war aber nicht zufrieden gestellt.

Also lebt der Mensch siebenzig Jahr. Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre, die gehen schnell dahin; da ist er gesund heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Daseins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Esels, da wird ihm eine Last nach der andern aufgelegt: er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte sind der Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes, da liegt er in den

Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluß. Da ist

der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

Die Boten des Todes.

Vor alter Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der großen Landstraße, da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief
 »halt! keinen schritt weiter!« »Was,« sprach der Riese, »du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten?
 Wer bist du, daß du so keck reden darfst?« »Ich bin der Tod,« erwiderte der andere, »mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen
 gehorchen.« Der Riese aber weigerte sich und fing an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer heftiger Kampf, jetzt behielt der
 Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einen Stein zusammensank. Der Riese ging seiner Wege, und der Tod
 lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. »Was soll daraus werden,« sprach er, »wenn ich da in der Ecke liegen
 bleibe? es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben neben einander zu stehen.«
 Indem kam ein junger Mensch des Wegs, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den halbbohnmächtigen
 erblickte, ging er mitteilig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete bis er wieder zu
 Kräften kam. »Weißt du auch,« fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, »wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?«
 »Nein,« antwortete der Jüngling, »ich kenne dich nicht.« »Ich bin der Tod,« sprach er, »ich erschone niemand und kann auch mit dir
 keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir daß ich dich nicht versehens überfallen sondern dir erst meine
 Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole.« »Wohlan,« sprach der Jüngling, »immer ein Gewinn, daß ich weiß wann du
 kommst und so lange wenigstens sicher vor dir bin.« Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein.
 Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tag plagten und ihm Nachts die Ruhe
 wegnahmen. »Sterben werde ich nicht,« sprach er zu sich selbst, »denn der Tod sendet erst seine Boten, ich wollte nur die bösen Tage der Krankheit
 wären erst vorüber.« Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an in Freuden zu leben. Da klopfte ihn eines Tags jemand auf die
 Schulter: er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach »folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen.« »Wie,«
 antwortete der Mensch, »willst du dein Wort brechen? hast du mir nicht versprochen daß du mir, bevor du selbst kämest, deine Boten senden
 wolltest? ich habe keinen gesehen.« »Schweig,« erwiderte der Tod, »habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? kam nicht das Fieber,
 stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern?

brauste dir nicht in den Ohren? nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? ward dir nicht dunkel vor den Augen? Über das alles, hat nicht mein
lieblicher Bruder, der schlief, dich jeden Abend an mich erinnert? lagst du nicht in der Nacht, als wärst du schon gestorben?« Der Mensch wußte nichts
du erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

Dr. [Pfriem]

Meister Pfriem.

Meister Pfriem war ein kleiner hagerer aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenbläß, sein Haar grau und krüppig, seine Augen klein, aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem Recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst davon begossen ward. »Schafskopf,« rief er ihr zu indem er sich schüttelte, »konntest du nicht sehen daß ich hinter dir herkam?« Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. »Warte« sagte er zu dem Lehrlingen, »ich will dir schon zeigen wie man die Haut weich schlägt,« holte den Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er keine Vierstunde ruhig sitzen blieb. War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. »Wollt ihr mir das Haus anzünden?« schrie er, »das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! oder kostet das Holz etwa kein Geld?« standen die Mägde am Waschtisch, lachten und zählten sich was sie wußten, so schalt er sie aus, »da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geesatz ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben.« Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überflutet ward. Richtete man ein neues Haus auf, so lief er ans Fenster und sah zu. »Da vermauern sie wieder den roten Sandstein,« rief er, »der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund. Und seht einmal wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Kies muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch daß den Leuten das Haus über dem Kopf zusammenfällt.« Er setzte sich und tat ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hakte sein Schurzfell los und rief »ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden.« Er geriet aber an die Zimmerleute. »Was ist das?« rief er, »ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr die Balken würden gerade stehen? es weicht einmal alles aus den Fugen.« Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen wie er häuten

müßte, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der neben her ging. »Ihr seid nicht recht bei Trost,« rief er, »wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen? die armen Tiere werden euch auf dem Platz umfallen.« Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstatt zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrlinge einen Schuh. »Was ist das wieder?« rief er ihn an, »habe ich euch nicht gesagt ihr solltet die Schuhe nicht so weit abschneiden? wer wird einen solchen Schuh kauen an dem fast nichts ist als die Sohle? ich verlange daß meine Befehle umangelhaft befolgt werden.« »Meister,« antwortete der Lehrlinge, »ihr mögt wohl Recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als ihr vorhin ausgesprungen seid, habt ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen.«

Meister Pfriem träumte in einer Nacht er wäre gestorben und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. Als er anlangte, klopfte er heftig an die Pforte: »es wundert mich,« sprach er, »daß sie nicht einen Ring am Tor haben, man klopft sich die Knöchel wund.« Der Apostel Petrus öffnete und wollte sehen wer so festüm Einlaß begehrte. »Ach, ihr seids, Meister Pfriem,« sagte er, »ich will euch wohl einlassen, aber ich warne euch daß ihr von eurer Gewohnheit ablaßt und nichts tadelt, was ihr im Himmel seht: es könnte euch übel bekommen.« »Ihr hättet euch die Ermahnung sparen können,« erwiderte Pfriem, »ich weiß schon was schickiert, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln, wie auf Erden.« Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. »Hat man je einen solchen Umstand gesehen?« dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden: »es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, gerade aus oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und wahrhaftig ich sehe sie stoßen nirgend an.« Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten herauslief. Sie trankten die Erde mit Regen. »Alle Hage!« platzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte »vielleicht ists bloßer Zeitvertreib; machts einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge tun, umal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur tauenzet.« Er ging weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch stecken geblieben war. »Kein Wunder,« sprach er zu dem Mann, der dabei stand, »wer wird so unvernünftig aufladen? was habt ihr da?« »Fromme Wünsche,« antwortete der Mann, »ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeschoben, und hier

werden sie mich nicht stecken lassen.« Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. »Ganz gut,« meinte Pfriem, »aber zwei
Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor.« Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie
aber nicht vorn sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. »Tollpatsch,« brach er los, »was machst du da? hat man je, so lange
die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? Da meinen sie aber in ihrem dunkelhaften Übermut alles besser zu wissen.« Er
wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unvorstelllicher Gewalt hinaus. Unter
der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward.
In diesem Augenblick erwachte Meister Pfriem. »Es geht freilich im Himmel etwas anders her, als auf Erden,« sprach er zu sich selbst, »und da läßt sich manches
erschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt? freilich sie hatten Flügel, aber wer kann das
wissen? Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein paar Flügel zuzuheften. Aber ich muß aufstehen,
sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin.«

Die Gänsehirtin am Brunnen.

Es war einmal ein steinaltes Mütterchen, das lebte mit seiner Herde Gänse in einer Einöde zwischen Bergen und hatte da ein kleines

Häus. Die Einöde war von einem großen Wald umgeben, und jeden Morgen nahm die Alte ihre Krücke und wackelte in den Wald. Da war

aber das Mütterchen ganz geschäftig, mehr als man ihm bei seinen hohen Jahren zuträut hatte, sammelte Gras für seine Gänse, brach sich das wilde

Obst ab, so weit es mit den Händen reichen konnte, und trug alles auf seinem Rücken heim. Man hätte meinen sollen die schwere Last

müßte sie zu Boden drücken, aber sie brachte sie immer glücklich nach Haus. Wenn ihr jemand begegnete, so grüßte sie ganz freundlich, »guten Tag,

lieber Landsmann, heute ist schönes Wetter. Ja, ihr wundert euch daß ich das Gras schleppe, aber jeder muß seine Last auf den Rücken nehmen.«

Doch die Leute begegneten ihr nicht gerne und nahmen lieber einen Umweg, und wenn ein Vater mit seinem Knaben an ihr vorüberging, so

sprach er leise zu ihm »nimm dich in Acht vor der Alten, die hats faustdick hinter den Ohren: es ist eine Hexe.«

Eines Morgens ging ein hübscher junger Mann durch den Wald. Die Sonne schien hell, die Vögel sangen, und ein kühles Lüftchen strich durch das

Laub, und er war voll Freude und Lust. Noch war ihm kein Mensch begegnet, als er plötzlich die alte Hexe erblickte, die am Boden auf den

Knien saß und Gras mit einer Sichel abschchnitt. Eine ganze Last hatte sie schon in ihr Tragtuch geschoben, und daneben standen zwei Körbe, die

mit wilden Birnen und Äpfeln angefüllt waren. »Aber, Mütterchen,« sprach er, »wie kannst du das alles fortschaffen?« »Ich muß sie tragen, lieber Herr,«

antwortete sie, »reicher Leute Kinder bräuchn es nicht. Aber beim Bäuer heißt's

schau dich nicht um,

dein Buckel ist krumm.«

»Wollt ihr mir helfen?« sprach sie, als er bei ihr stehen blieb, »ihr habt noch einen geraden Rücken und junge Beine, es wird euch ein

leichtes sein. Auch ist mein Haus nicht so weit von hier: hinter dem Berge dort steht es auf einer Heide. Wie bald seid ihr da

hinaufgesprungen.« Der junge Mann empfand Mitleiden mit der Alten, »war ist mein Vater kein Bauer,« antwortete er, »sondern ein reicher Graf,

aber damit ihr seht daß die Bauern nicht allein tragen können, so will ich euer Bündel aufnehmen.« »Wollt ihrs versuchen,« sprach sie, »so soll

mirs lieb sein. Eine Stunde weit werdet ihr freilich gehen müssen, aber was macht euch das aus! Dort die Äpfel und Birnen müßt ihr auch tragen.«

Es kam dem jungen Grafen doch ein wenig bedenklich vor, als er von einer Stunde Wegs hörte, aber die Alte ließ ihn nicht wieder los, packte

ihm das Tragtuch auf den Rücken und hing ihm die beiden Körbe an den Arm. »Seht ihr, es geht ganz leicht,« sagte sie. »Nein es geht nicht leicht« antwortete der Graf und machte ein schmerzliches Gesicht, »der Bündel drückt ja so schwer, als wären lauter Wackersteine darin, und die Äpfel und Birnen haben ein Gewicht, als wären sie von Blei; ich kann kaum atmen.« Er hatte Lust alles wieder abzulegen, aber die Alte ließ es nicht zu. »Seht einmal,« sprach sie spöttisch, »der junge Herr will nicht tragen was ich alte Frau schon so oft fortgeschleppt habe. Mit schönen Worten sind sie bei der Hand, aber wenns Ernst wird, so wollen sie sich aus dem Staub machen. Was steht ihr da,« fuhr sie fort, »und zaudert, hebt die Beine auf. Es nimmt euch niemand den Bündel wieder ab.« So lange er auf ebener Erde ging, wars noch auszuhalten, aber als sie an den Berg kamen und steigen mußten, und die Steine hinter seinen Füßen hinabrollten, als wären sie lebendig, da gings über seine Kräfte. Die Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne und liefen ihm bald heiß bald kalt über den Rücken hinab. »Mütterchen,« sagte er, »ich kann nicht weiter, ich will ein wenig ruhen.« »Nichts da,« antwortete die Alte, »wenn wir angelangt sind, so könnt ihr ausruhen, aber jetzt müßt ihr vorwärts. Wer weiß was euch das gut ist.« »Alte, du wirst mich unterschätzt,« sagte der Graf und wollte das Tragtuch abwerfen, aber er bemühte sich vergeblich: es hing so fest an seinem Rücken, als wenn es angewachsen wäre. Er drehte und wendete sich, aber er konnte es nicht wieder los werden. Die Alte lachte dazu und sprang ganz vergnügt auf ihrer Krücke herum. »Erzürnt euch nicht, lieber Herr,« sprach sie, »ihr werdet ja so rot im Gesicht, wie ein Zinshahn. Tragt euern Bündel mit Geduld, wenn wir zu Hause angelangt sind, so will ich euch schon ein gutes Trinkgeld geben.« Was wollte er machen? er mußte sich in sein Schicksal fügen und geduldig hinter der Alten herschleichen. Sie schien immer flinker zu werden und ihm seine Last immer schwerer. Auf einmal tat sie einen Satz, sprang auf das Tragtuch und setzte sich oben darauf; wie zaunürré sie war, so hatte sie doch mehr Gewicht als die dickste Bäuerndirne. Dem Jünglinge zitterten die Knie, aber wenn er nicht fortging, so schlug ihn die Alte mit einer Gerte und mit Brennesseln auf die Beine. Unter beständigem Ächzen stieg er den Berg hinauf und langte endlich bei dem Haus der Alten an, als er eben niedersinken wollte. Als die Gänse die Alte erblickten, streckten sie die Flügel in die Höhe und die Häse voraus, liefen ihr entgegen und schrien ihr »wulle, wulle.« Hinter der Herde mit einer Rute in der Hand ging eine bejahrte Trulle stark und groß, aber häßlich wie die Nacht. »Frau Mutter,« sprach sie zur Alten, »ist euch etwas begegnet? ihr seid so lange ausgeblieben.« »Bewahre, mein Töchterchen,« erwiderte sie, »mir ist nichts Böses begegnet, im Gegenteil der liebe Herr da hat mir meine Last getragen; denk dir, als ich müde war, hat er mich selbst noch auf den Rücken genommen. Der Weg ist uns auch gar nicht lang geworden, wir sind lustig gewesen und haben immer Spaß miteinander gemacht.« Endlich rutschte die Alte herab, nahm dem jungen Mann den Bündel vom Rücken und die Körbe vom Arm, sah ihn ganz freundlich an und sprach »nun setzt euch auf die Bank vor die Türe und ruht euch aus. Ihr habt euern Lohn redlich verdient, der soll auch nicht ausbleiben.« Dann sprach sie zu der Gänsehirtin »geh du ins

seinen Thron kommen. Da hättet ihr sehen sollen was die Leute für Augen machten, als die jüngste eintrat, es war als wenn die Sonne aufging. Der König sprach »meine Töchter, ich weiß nicht wann mein letzter Tag kommt, ich will heute bestimmen was eine jede nach meinem Tode erhalten soll. Ihr alle habt mich lieb, aber welche mich von euch am liebsten hat, die soll das beste haben.« Jede sagte sie hätte ihn am liebsten. »Könnt ihr mir nicht ausdrücken,« widerte der König, »wie lieb ihr mich habt? daran werde ichs sehen wie ihrs meint.« Die älteste sprach »ich habe den Vater so lieb wie den süßesten Zucker.« Die zweite »ich habe den Vater so lieb wie mein schönstes Kleid.« Die jüngste aber schwieg. Da fragte der Vater »und du, mein liebstes Kind, wie lieb hast du mich?« »Ich weiß es nicht,« antwortete sie, »und kann meine Liebe mit nichts vergleichen.« Aber der Vater bestand darauf, sie müßte etwas nennen. Da sagte sie endlich »die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum habe ich den Vater so lieb wie Salz.« Als der König das hörte, geriet er in Zorn und sprach »wenn du mich so liebst als Salz, so soll deine Liebe auch mit Salz belohnt werden.« Da teilte er das Reich zwischen den beiden ältesten, der jüngsten aber ließ er einen Sack mit Salz auf den Rücken binden, und zwei Knechte mußten sie hinaus in den wilden Wald führen. »Wir haben alle für sie gefleht und gebeten,« sagte die Königin, »aber der Zorn des Königs war nicht zu erweichen. Wie hat sie geweint, als sie uns verlassen mußte! der ganze Weg ist mit Perlen besät worden, die ihr aus den Augen geflossen sind. Den König hat bald hernach seine große Härte gereut und hat das arme Kind in dem ganzen Wald suchen lassen, aber niemand konnte sie finden. Wenn ich denke daß sie die wilden Tiere gefressen haben, so weiß ich mich vor Traurigkeit nicht zu fassen; manchmal tröste ich mich mit der Hoffnung sie sei noch am Leben und habe sich in einer Höhle versteckt oder bei mitleidigen Menschen Schutz gefunden. Aber stellt euch vor, als ich euer Smaragdbüchlein aufmachte, so lag eine Perle darin, gerade der Art, wie sie meiner Tochter aus den Augen geflossen sind, und da könnt ihr euch vorstellen wie mir der Anblick das Hüz bewegt hat. Ihr sollt mir sagen wie ihr zu der Perle gekommen seid.« Der Graf erzählte ihr daß er sie von der Alten im Walde erhalten hätte, die ihm nicht geheuer vorgekommen wäre, und eine Hexe sein müßte; von ihrem Kinde aber hätte er nichts gehört und gesehen. Der König und die Königin faßten den Entschluß die Alte anzusuchen; sie dachten, wo die Perle gewesen wäre, da müßten sie auch Nachricht von ihrer Tochter finden.

Die Alte saß draußen in der Einöde bei ihrem Spinnrad und spann. Es war schon dunkel geworden, und ein Span, der unten am Herd brannte, gab ein sparsames Licht. Auf einmal wards draußen laut, die Gänse kamen heim von der Weide und ließen ihr heiseres Gekreisch hören. Bald hernach trat auch die Tochter herein. Aber die Alte dankte ihr kaum und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopf. Die Tochter setzte sich zu ihr nieder, nahm ihr Spinnrad und drehte den Faden so flink wie ein junges Mädchen. So saßen beide zwei Stunden, und sprachen kein Wort mit einander. Endlich schelte etwas am Fenster und zwei feurige Augen glitzten herein. Es war eine alte Nachteule, die dreimal um

Die Alte schaute nur ein wenig in die Höhe, dann sprach sie »Jetzt ist die Zeit, Töchterchen, daß du hinaus gehst, tu deine Arbeit.«

Sie stand auf und ging hinaus. »Wo ist sie denn hingegangen?« über die Wiesen immer weiter bis in das Tal. Endlich kam sie zu einem Brunnen, bei dem drei alte Eichbäume standen. Der Mond war indessen rund und groß über dem Berg aufgestiegen, und es war so hell, daß man eine

Stecknadel hätte finden können. Sie zog eine Haut ab, die auf ihrem Gesicht lag, bückte sich dann zu dem Brunnen und fing an sich zu

waschen. Als sie fertig war, tauchte sie auch die Haut in das Wasser, und legte sie dann auf die Wiese, damit sie wieder im Mondschein bleichen und

trocknen sollte. Aber wie war das Mädchen verwandelt! So was habt ihr nie gesehen! Als der graue Zopf abfiel, da quollen die goldenen Haare

wie Sonnenstrahlen hervor und breiteten sich, als wärs ein Mantel, über ihre ganze Gestalt. Nur die Augen blitzten heraus so glänzend wie die

Sterne am Himmel, und die Wangen schimmerten in sanfter röte wie die Äpfelblüte.

Aber das schöne Mädchen war traurig. Es setzte sich nieder und weinte bitterlich. Eine Träne nach der andern drang aus seinen Augen und

rollte zwischen den langen Haaren auf den Boden. So saß es da und wäre lange sitzen geblieben, wenn es nicht in den Ästen des

nahstehenden Baumes geknittert und gerätselt hätte. Sie sprang auf wie ein Reh, das den Schuß des Jägers vernimmt. Der Mond ward gerade

von einer schwarzen Wolke bedeckt, und im Augenblick war das Mädchen wieder in die alte Haut geschlüpft, und verwand wie ein Licht, das der Wind

ausbläst.

Zitternd wie ein Eichenlaub lief sie zu dem Haus zurück. Die Alte stand vor der Türe, und das Mädchen wollte ihr erzählen was ihm begegnet war,

aber die Alte lachte freundlich und sagte »ich weiß schon alles.« Sie führte es in die Stube und zündete einen neuen Span an. Aber sie setzte sich

nicht wieder zu dem Spinnrad, sondern sie holte einen Besen, und fing an zu kehren und zu scheuern. »Es muß alles rein und sauber sein«

sagte sie dem Mädchen. »Aber, Mutter,« sprach das Mädchen, »warum fangt ihr in so später Stunde die Arbeit an? was habt ihr vor?«

»Weißt du denn welche Stunde es ist?« fragte die Alte. »Noch nicht Mitternacht,« antwortete das Mädchen, »aber schon elf Uhr vorbei?«

»Denkst du nicht daran,« fuhr die Alte fort, »daß du heute vor drei Jahren zu mir gekommen bist? Deine Zeit ist aus, wir können nicht

länger beisammen bleiben.« Das Mädchen erschrak und sagte »ach, liebe Mutter, wollt ihr mich verstoßen? wo soll ich hin? ich habe keine

Freunde und keine Heimat, wohin ich mich wenden kann. Ich habe alles getan was ihr verlangt habt, und ihr seid immer zufrieden mit mir gewesen:

schickt mich nicht fort.« Die Alte wollte dem Mädchen nicht sagen was ihm bevorstand. »Meines Bleibens ist nicht länger hier,« sprach sie zu ihm,

»wenn ich aber asziehe, muß Haus und Stube sauber sein: darum halt mich nicht auf in meiner Arbeit. Deinetwegen sei ohne Sorgen, du sollst

ein Dach finden, unter dem du wohnen kannst, und mit dem Lohn, den ich dir geben will, wirst du auch zufrieden sein.« »Aber sagt mir nur was ist

»Hör dich.« fragte das Mädchen weiter. »Ich sage dir nochmals störe mich nicht in meiner Arbeit. Rede kein Wort weiter, geh in deine Kammer, nimm die Haut vom Gesicht und zieh das seidene Kleid an, das du trugst als du zu mir kamst, und dann harre in deiner Kammer, bis ich dich rufe.«

Aber ich muß wieder von dem König und der Königin erzählen, die mit dem Grafen ausgezogen waren und die Alte in der Einöde aufsuchen wollten. Der Graf war Nachts in dem Walde von ihnen abgekommen, und mußte allein weiter gehen. Am andern Tag kam es ihm vor, als befände er sich auf dem rechten Weg. Er ging immer fort, bis die Dunkelheit einbrach, da stieg er auf einen Baum und wollte da übernachten, denn er war besorgt er möchte sich verirren. Als der Mond die Gegend erhellte, so erblickte er eine Gestalt, die den Berg herabwandelte. Sie hatte keine Rute in der Hand, aber er konnte doch sehen daß es die Gänsehirtin war, die er früher bei dem Haus der Alten gesehen hatte. »Oho!« rief er, »da kommt sie, und habe ich erst die eine Hexe, so soll mir die andere auch nicht entgehen.« Wie erstaunte er aber, als sie zu dem Brunnen trat, die Haut ablegte und sich wusch, als die goldenen Haare über sie herabfielen, und sie so schön war, wie er noch niemand auf der Welt gesehen hatte. Kaum daß er zu atmen wagte, aber er streckte den Hals zwischen dem Laub so weit vor, als er nur konnte, und schaute sie mit unverwandten Blicken an. Ob er sich zu weit überbog, oder was sonst schuld war, plötzlich krachte der Ast, und in demselben Augenblick schlüpfte das Mädchen in die Haut, sprang wie ein Reh davon, und da der Mond sich zugleich bedeckte, so war sie seinen Blicken entzogen.

Kaum war sie verschwunden, so stieg der Graf von dem Baum herab und eilte ihr mit behenden Schritten nach. Er war noch nicht lange gegangen, so sah er in der Dämmerung zwei Gestalten über die Wiese wandeln. Es war der König und die Königin, die hatten aus der Ferne das Licht in dem Häuschen der Alten erblickt und waren drauf gegangen. Der Graf erzählte ihnen was er für Wunderdinge bei dem Brunnen gesehen hätte, und sie zweifelten nicht daß das ihre verlorene Tochter gewesen wäre. Voll Freude gingen sie weiter und kamen bald bei dem Häuschen an: die Gänse saßen rings herum, hatten den Kopf in die Flügel gesteckt und schliefen, und keine regte sich nicht. Sie schauten am Fenster hinein, da saß die Alte ganz still und blickte mit dem Kopf und sah sich nicht um. Es war ganz sauber in der Stube, als wenn da die kleinen Nebelmännlein wohnten, die keinen Staub auf den Füßen tragen. Ihre Tochter aber sahen sie nicht. Sie schauten das alles eine Zeitlang an, endlich faßten sie ein Herz und klopfen leise ans Fenster. Die Alte schien sie erwarteten zu haben, sie stand auf und rief ganz freundlich »nur herein, ich kenne euch schon.« Als sie in die Stube eingetreten waren, sprach die Alte »den weiten Weg hättet ihr euch sparen können, wenn ihr euer Kind, das so gut und lieblich ist, nicht vor drei Jahren ungerechter Weise verstoßen hättet. Ihr hatts nichts geschadet, sie hat drei Jahre lang die Gänse hüten müssen: sie hat nichts Böses dabei gelernt sondern ihr reines Herz behalten. Ihr aber seid durch die Angst, in der ihr

gelebt habt, hinlänglich gestraft.« Dann ging sie an die Kammer und rief »komm heraus, mein Töchterchen.« Da ging die Türe auf, und die

Königstochter trat heraus in ihrem seidenen Gewand mit ihren goldenen Haaren und ihren leuchtenden Augen, und es war als ob ein

Engel vom Himmel käme.

Sie ging auf ihren Vater und ihre Mutter zu, fiel ihnen um den Hals und küßte sie: es war nicht anders, sie mußten alle vor Freude weinen. Der

junge Graf stand neben ihnen, und als sie ihn erblickte, ward sie so rot im Gesicht wie eine Moosrose; sie wußte

selbst nicht warum. Der König sprach »liebes Kind, mein Königreich habe ich verschenkt, was soll ich dir geben?« »Sie braucht nichts,« sagte

die Alte, »ich schenke ihr die Tränen, die sie um euch geweint hat, das sind lauter Perlen, schöner als sie im Meer gefunden werden, und sind mehr

wert als euer ganzes Königreich. Und um Lohn für ihre Dienste gebe ich ihr mein Häuschen.« Als die Alte das gesagt hatte, verwandelte

sie vor ihren Augen. Es knatterte ein wenig in den Wänden, und als sie sich umsahen, war das Häuschen in einen prächtigen Palast verwandelt, und

eine königliche Tafel war gedeckt, und die Bedienten liefen hin und her.

Die Geschichte geht noch weiter, aber meiner Großmutter, die sie mir erzählt hat, war das Gedächtnis schwach geworden: sie hatte das übrige vergessen. Ich

glaube immer die schöne Königstochter ist mit dem Grafen vermählt worden, und sie sind zusammen in dem Schloß geblieben und haben da in aller

Glückseligkeit gelebt so lange Gott wollte. Ob die schneeweißen Gänse, die bei dem Häuschen gehütet wurden, lauter Mädchen waren (es

brauchs niemand übel zu nehmen), welche die Alte zu sich genommen hatte, und ob sie jetzt ihre menschliche Gestalt wieder erhielten, und als Dienerinnen

bei der jungen Königin blieben, das weiß ich nicht genau, aber ich vermüte es doch. So viel ist gewiß, daß die Alte keine Hexe war, wie die

Leute glaubten, sondern eine weise Frau, die es gut meinte. Wahrscheinlich ist sie es auch gewesen, die der Königstochter schon bei der Geburt die

Gabe verliehen hat Perlen zu weinen statt der Tränen. Heutzutage kommt das nicht mehr vor, sonst könnten die Armen bald reich

werden.

Die ungleichen Kinder Evas.

Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbarer Erde sich ein Haus bauen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen. Adam hackte das Feld und Eva spann Wolle. Eva brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt, die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sendete Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbieten daß er kommen und ihren Haushalt schauen wollte. Eva, freudig daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämte ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemder an und ermahnte sie in der Gegenwart des Herrn sich ständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen bescheiden und ständig antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Heu, das andere unter das Dach, das dritte in das Stroh, das vierte in den Ofen, das fünfte in den Keller, das sechste unter eine Kufe, das siebente unter das Weinfäß, das achte unter ihren alten Polz, das neunte unzehnte unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das elfte und zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe schnitt. Eben war sie fertig geworden, als es an die Haustüre klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er und der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar und knieten nieder. Der Herr aber fing an sie zu segnen, legte auf den ersten seine Hände und sprach »du sollst ein gewaltiger König werden.« ebenso zu dem zweiten »du ein Fürst.« zu dem dritten »du ein Graf.« zu dem vierten »du ein Ritter.« zu dem fünften »du ein Edelmann.« zu dem sechsten »du ein Bürger.« zum siebenten »du ein Kaufmann.« zu dem achten »du ein gelehrter Mann.« Er erteilte ihnen also allen seinen reichen Segen. Als Eva sah daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie »ich will meine ungestalteten Kinder herbeiholen, vielleicht daß er ihnen auch seinen Segen gibt.« Sie lief also und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wo sie sonst hin versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, gründige und rulsige Schaar. Der Herr lächelte, betrachtete sie alle und sprach »auch diese will ich segnen.« Er legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm »du sollst werden ein Bauer,« zu dem zweiten »du ein Fischer,« zu dem dritten »du ein Schmied,« zu dem vierten »du ein Lohgerber,« zu dem fünften »du ein Weber,« zu dem sechsten »du ein Schuhmacher,« zu dem siebenten »du ein Schneider,« zu dem achten »du ein Töpfer,« zu dem neunten »du ein Karrenführer,« zu dem zehnten »du ein Schiffer,« zu dem elften »du ein Bote,« zu dem

12. »Eva sprach.«

zwölften »du ein Hausknecht dein Lebelang.«

Als Eva das alles mit angehört hatte, sagte sie »Herr, wie teilst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch alle meine Kinder, die ich

geboren habe: deine Gnade sollte über alle gleich ergehen.« Gott aber erwiderte »Eva, das verstehst du nicht. Mir gebührt und ist Not daß ich die

ganze Welt mit deinen Kindern versee: wenn sie alle Fürsten und Herrn wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, malen und backen? wer

schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den andern erhalte und alle

ernährt werden wie am Leib die Glieder.« Da antwortete Eva »ach, Herr, vergib, ich war zu rauh, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille

geschehe auch an meinen Kindern.«

181.

Die Nixe im Teich.

Es war einmal ein Müller, der führte mit seiner Frau ein vergnügtes Leben. Sie hatten Geld und Gut, und ihr Wohlstand nahm von Jahr zu Jahr noch zu. Aber Unglück kommt über Nacht: wie ihr Reichtum gewachsen war, so schwand er von Jahr zu Jahr wieder hin, und zuletzt konnte der Müller kaum noch die Mühle, in der er saß, sein Eigentum nennen. Er war voll Kummer, und wenn er sich nach der Arbeit des Tags nieder legte, so fand er keine Ruhe, sondern wälzte sich voll Sorgen in seinem Bett. Eines Morgens stand er schon vor Tagesanbruch auf, ging hinaus ins Freie und dachte es sollte ihm leichter ums Holz werden. Als er über dem Mühlendammbahn schritt, brach eben der erste Sonnenaufgang hervor, und er hörte in dem Weiher etwas rauschen. Er wendete sich um und erblickte ein schönes Weib, das sich langsam aus dem Wasser erhob. Ihre langen Haare, die sie über den Schultern mit ihren zarten Händen gefaßt hatte, flossen an beiden Seiten herab und bedeckten ihren weißen Leib. Er sah wohl daß es die Nixe des Teichs war und wußte vor Furcht nicht ob er davon gehen oder stehen bleiben sollte. Aber die Nixe ließ ihre sanfte Stimme hören, nannte ihn bei Namen und fragte warum er so traurig wäre. Der Müller war anfangs verstummt, als er sie aber so freundlich sprechen hörte, faßte er sich ein Herz und erzählte ihr daß er sonst in Glück und Reichtum gelebt hätte, aber jetzt so arm wäre, daß er sich nicht zu raten wußte. »Sei ruhig,« antwortete die Nixe, »ich will dich reicher und glücklicher machen als du je gewesen bist, nur überfliegst du mir was du mir geben willst was eben in deinem Hause jung geworden ist.« »Was kann das anders sein,« dachte der Müller, »als ein junger Hund oder ein junges Kätzchen?« und sagte ihr zu was sie verlangte. Die Nixe stieg wieder in das Wasser hinab, und er eilte getröstet und gutes Mutes nach seiner Mühle. Noch hatte er sie nicht erreicht, da trat die Magd aus der Haustüre und rief ihm zu er sollte sich freuen, seine Frau hätte ihm einen kleinen Knaben geboren. Der Müller stand wie vom Blitz gerührt, er sah wohl daß die tückische Nixe das gewußt und ihn betrogen hatte. Mit gesenktem Haupt trat er zu dem Bett seiner Frau, und als sie ihn fragte »warum freust du dich nicht über dein schönen Knaben?« so erzählte er ihr was ihm begegnet war und was für ein Versprechen er der Nixe gegeben hatte. »Was hilft mir Glück und Reichtum,« fügte er hinzu, »wenn ich mein Kind verlieren soll? aber was kann ich tun?« Auch die Verwandten, die herbeigekommen waren, Glück zu wünschen, wußten keinen Rat.

Indessen kehrte das Glück in das Haus des Müllers wieder ein. Was er unternahm gelang, es war als ob Kisten und Kisten von selbst sich füllten und das Geld im Schrank über Nacht sich mehrte. Es dauerte nicht lange, so war sein Reichtum größer als je zuvor. Aber er konnte sich nicht

gestört darüber freuen: die Aussage, die er der Nixe getan hatte, quälte sein Herz. So oft er an dem Teich vorbei kam, fürchtete er sie
möchte auftauchen und ihn an seine Schuld mahnen. Den Knaben selbst ließ er nicht in die Nähe des Wassers: »hüte dich,« sagte er zu ihm, »wenn du
das Wasser berührst, so kommt eine Hand heraus, fascht dich und zieht dich hinab.« Doch als Jahr auf Jahr verging, und die Nixe sich nicht wieder
zeigte, so fing der Müller an sich zu beruhigen.

Der Knabe wuchs zum Jüngling heran und kam bei einem Jäger in die Lehre. Als er ausgelernt hatte und ein tüchtiger Jäger geworden war,
nahm ihn der Herr des Dorfes in seine Dienste. In dem Dorf war ein schönes und treues Mädchen, das gefiel dem Jäger, und als sein Herr
das bemerkte, schenkte er ihm ein kleines Haus; die beiden hielten Hochzeit, lebten ruhig und glücklich und liebten sich von Herzen.

Einsmals verfolgte der Jäger ein Reh. Als das Tier aus dem Wald in das freie Feld ausbog, setzte er ihm nach und streckte es endlich mit
einem Schuss nieder. Er bemerkte nicht daß er sich in der Nähe des gefährlichen Weihers befand, und ging, nachdem er das Tier ausgeweidet hatte, zu
dem Wasser, um seine mit Blut befleckten Hände zu waschen. Kaum aber hatte er sie hinein getaucht, als die Nixe empotand, lachend mit ihren nassen

Armen ihn umschlang und so schnell hiebzog, daß die Wellen über ihm zusammenschlugen.

Als es Abend war und der Jäger nicht nach Haus kam, so geriet seine Frau in Angst. Sie ging aus ihn zu suchen, und da er ihr oft erzählt hatte
daß er sich vor den Nachstellungen der Nixe in Acht nehmen mußte und nicht in die Nähe des Weihers sich wagen dürfte, so ahnte sie schon

was geschehen war. Sie eilte zu dem Wasser, und als sie am Ufer seine Jägertasche liegen fand, da konnte sie nicht länger an dem Unglück zweifeln.

Wehklagend und händeringend rief sie ihren Liebsten mit Namen, aber vergeblich: sie eilte hinüber auf die andere Seite des Weihers, und rief ihn

aufs neue: sie schalt die Nixe mit harten Worten, aber keine Antwort erfolgte. Der Spiegel des Wassers blieb rüdig, nur das halbe

Gesicht des Mondes blickte unbeweglich zu ihr herauf.

Die arme Frau verließ den Teich nicht. Mit schnellen Schritten, ohne Rast und Ruhe, umkreiste sie ihn immer von neuem, manchmal still, manchmal

einen heftigen Schrei ausstoßend, manchmal in leisem Wimmern. Endlich waren ihre Kräfte zu Ende: sie sank zur Erde nieder und verfiel in einen

tiefen Schlaf. Bald überkam sie ein Traum.

Sie stieg zwischen großen Felsblöcken angstvoll aufwärts; Dornen und Ranken hakten sich an ihre Füße, der Regen schlug ihr ins Gesicht und der

Wind tauste ihr langes Haar. Als sie die Anhöhe erreicht hatte, bot sich ein ganz anderer Anblick dar. Der Himmel war blau, die Luft mild, der

Boden senkte sich sanft hinab und auf einer grünen, bunt beblühten Wiesensand eine reinliche Hütte. Sie ging darauf zu und öffnete die Türe,

da saß eine Alte mit weißen Haaren, die ihr freundlich winkte. In dem Augenblick erwachte die arme Frau. Der Tag war schon angebrochen, und sie

entschloß sich gleich dem Traum Folge zu leisten. Sie stieg mühsam den Berg hinauf, und es war alles so, wie sie es in der Nacht gesehen hatte.

Die Alte empfing sie freundlich und zeigte ihr einen Hühl, auf den sie sich setzen sollte. »Du mußt ein Unglück erlebt haben,« sagte sie, »weil du meine

einsame Hütte aufsuchst.« Die Frau erzählte ihr unter Tränen was ihr begegnet war. »Tröste dich,« sagte die Alte, »ich will dir helfen: da hast du

einen goldenen Kamm. Harre bis der Vollmond aufgeht, dann geh zu dem Weiher, setze dich am Rand nieder und strähle dein langes

schwarzes Haar mit diesem Kamm. Wenn du aber fertig bist, so lege ihn am Ufer nieder, und du wirst sehen was geschieht.«

Die Frau kehrte zurück, aber die Zeit bis zum Vollmond verstrich ihr langsam. Endlich erschien die leuchtende Scheibe am Himmel, da ging sie

hinaus an den Weiher, setzte sich nieder und kämte ihre langen schwarzen Haare mit dem goldenen Kamm, und als sie fertig war, legte sie ihn an

den Rand des Wassers nieder. Nicht lange, so bräuste es aus der Tiefe, eine Welle erhob sich, rollte an das Ufer und führte den Kamm mit sich fort.

Es dauerte nicht länger als der Kamm nötig hatte, auf den Grund zu sinken, so teilte sich der Wasserspiegel und der Kopf des Jägers stieg

in die Höhe. Er sprach nicht, schaute aber seine Frau mit traurigen Blicken an. In demselben Augenblick kam eine zweite Welle herangerauscht und

bedeckte das Haupt des Mannes. Alles war verschwunden, der Weiher lag so ruhig wie zuvor und nur das Gesicht des Vollmondes glänzte

darauf.

Trostlos kehrte die Frau zurück, doch der Traum zeigte ihr die Hütte der Alten. Abermals machte sie sich am nächsten Morgen auf den Weg und

klagte der weisen Frau ihr Leid. Die Alte gab ihr eine goldene Flöte, und sprach »harre bis der Vollmond wieder kommt, dann nimm

diese Flöte, setze dich an das Ufer, blas ein schönes Lied darauf, und wenn du damit fertig bist, so lege sie auf den Sand; du wirst sehen was

geschieht.«

Die Frau tat wie die Alte gesagt hatte. Kaum lag die Flöte auf dem Sand, so bräuste es aus der Tiefe: eine Welle erhob sich, zog heran, und

führte die Flöte mit sich fort. Bald darauf teilte sich das Wasser und nicht bloß der Kopf auch der Mann bis zur Hälfte des Leibes stieg hervor. Er

breitete voll Verlangen seine Arme nach ihr aus, aber eine zweite Welle ruschte heran, bedeckte ihn und zog ihn wieder hinab.

»Ach, was hilft es mir,« sagte die Unglückliche, »daß ich meinen Liebsten nur erblicke, um ihn wieder zu verlieren.« Der Gram erfüllte aufs neue ihr

Herz, aber der Traum führte sie zum drittenmal in das Haus der Alten. Sie machte sich auf den Weg, und die weise Frau gab ihr ein goldenes Spinnrad,

tröstete sie und sprach »es ist noch nicht alles vollbracht, harre bis der Vollmond kommt, dann nimm das Spinnrad, setze dich an das Ufer und

spinn die Spule voll, und wenn du fertig bist, so stelle das Spinnrad nahe an das Wasser und du wirst sehen was geschieht.«

Die Frau befolgte alles genau. Sobald der Vollmond sich zeigte, trug sie das goldene Spinnrad an das Ufer und spann emsig bis der Flachs zu

Ende und die Spule mit dem Faden ganz angefüllt war. Kaum aber stand das Rad am Ufer, so brauste es noch heftiger als sonst in der Tiefe des
 Wassers, eine mächtige Welle eilte herbei und trug das Rad mit sich fort. Als bald stieg mit einem Wasserstrahl der Kopf und der ganze Leib des
 Mannes in die Höhe. Schnell sprang er ans Ufer, faßte seine Frau an der Hand und entfloh. Aber kaum hatten sie sich eine kleine Strecke entfernt,
 so erhob sich mit entsetzlichem Brausen der ganze Weiher und strömte mit reißender Gewalt in das weite Feld hinein. Schon sahen die
 Fliehenden ihren Tod vor Augen, da rief die Frau in ihrer Angst die Hilfe der Alten an, und in dem Augenblick waren sie verwandelt, sie in eine
 Kröte, er in einen Frosch. Die Flut, die sie erreicht hatte, konnte sie nicht töten, aber sie riß sie beide von einander und führte sie weit weg.
 Als das Wasser sich verlaufen hatte und beide wieder den trocknen Boden berührten, so kam ihre menschliche Gestalt zurück. Aber keiner
 wußte wo das andere geblieben war; sie befanden sich unter fremden Menschen, die ihre Heimat nicht kannten. Hohe Berge und tiefe Täler lagen
 zwischen ihnen. Um sich das Leben zu erhalten mußten beide die Schafe hüten. Sie trieben lange Jahre ihre Herden durch Feld und Wald und waren voll
 Trauer und Sehnsucht.
 Als wieder einmal der Frühling aus der Erde hervorgebrochen war, zogen beide an einem Tag mit ihren Herden aus und der Zufall wollte daß sie
 einander entgegen zogen. Er erblickte an einem fernen Bergesabhang eine Herde und trieb seine Schafe nach der Gegend hin. Sie kamen in
 einem Tal zusammen, aber sie erkannten sich nicht, doch freuten sie sich daß sie nicht mehr so einsam waren. Von nun an trieben sie jeden Tag ihre
 Herde neben einander: sie sprachen nicht viel, aber sie fühlten sich getröstet. Eines Abends, als der Vollmond am Himmel schien und die Schafe schon
 ruhten, holte der Schäfer die Flöte aus seiner Tasche und blies ein schönes aber trauriges Lied. Als er fertig war, bemerkte er daß die Schäferin
 bitterlich weinte. »Warum weinst du?« fragte er. »Ach,« antwortete sie, »so schien auch der Vollmond als ich zum letztenmal dieses Lied auf
 der Flöte blies und das Haupt meines Liebsten aus dem Wasser hervorkam.« Er sah sie an und es war ihm als fielen viele Decken vor den Augen, er
 erkannte seine liebste Frau: und als sie ihn ansah und der Mond auf sein Gesicht schien, erkannte sie ihn auch. Sie umarmten und küßten sich, und ob
 sie glücklich waren brauchte keiner zu fragen.

Die Beschenke des kleinen Volkes.

Ein Schneider und ein Goldschmied wanderten zusammen und vernahmen eines Abends, als die Sonne hinter die Berge gesunken war, den Klang einer fernen Musik, die immer deutlicher ward; sie tönte ungewöhnlich aber so anmutig, daß sie aller Müdigkeit vergaßen und rasch weiter schritten. Der Mond war schon aufgestiegen, als sie zu einem Hügel gelangten, auf dem sie eine Menge kleiner Männer und Frauen erblickten, die sich bei den Händen gefaßt hatten, und mit größter Lust und Freudigkeit im Tanze herum wirbelten: sie sangen dazu auf das lieblichste; und das war die Musik, die die Wanderer gehört hatten. In der Mitte saß ein Alter, der etwas größer war als die übrigen, der einen buntfarbigen Rock trug, und dem ein eisgrauer Bart über die Brust herabhing. Die beiden blieben voll Verwunderung stehen und sahen dem Tanne zu. Der Alte winkte, sie sollten eintreten, und das kleine Volk öffnete bereitwillig seinen Kreis. Der Goldschmied, der einen Höcker hatte und wie alle Buckeligen keck genug war, trat herzu: der Schneider empfand erst einige Scheu und hielt sich zurück, doch als er sah wie es so lustig hinging, faßte er sich ein Herz und kam nach. Als bald schloß sich der Kreis wieder und die Kleinen sangen und tanzten in den wildesten Sprüngen weiter, der Alte aber nahm ein breites Messer, das an seinem Gürtel hing, wetzte es und als es hinlänglich geschärft war, blickte er sich nach den Fremdlingen um. Es ward ihnen angst, aber sie hatten nicht lange Zeit sich zu besinnen, der Alte packte den Goldschmied und schor in der größten Geschwindigkeit ihm Haupthaar und Bart glatt hinweg; ein gleiches geschah hierauf dem Schneider. Doch ihre Angst verschwand, als der Alte nach vollbrachter Arbeit beiden freundlich auf die Schulter klopfte, als wollte er sagen, sie hätten es gut gemacht daß sie ohne Sträuben Alles willig hätten geschehen lassen. Er zeigte mit dem Finger auf einen Haufen Kohlen, der zur Seite lag, und deutete ihnen durch Gebärden an daß sie ihre Taschen damit füllen sollten. Beide gehorchten, obgleich sie nicht wußten wozu ihnen die Kohlen dienen sollten, und gingen dann weiter, um ein Nachtlager zu suchen. Als sie ins Tal gekommen waren, schlug die Glocke des benachbarten Klosters zwölf Uhr: augenblicklich verstummte der Gesang, Alles war verschwunden, und der Hügel lag in einsamem Mondchein.

Die beiden Wanderer fanden eine Herberge und deckten sich auf dem Strohlager mit ihren Rücken zu, vergaßen aber wegen ihrer Müdigkeit die Kohlen zuvor heraus zu nehmen. Ein schwerer Druck auf ihren Gliedern weckte sie früher als gewöhnlich. Sie griffen in die Taschen und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie sahen daß sie nicht mit Kohlen, sondern mit reinem Gold angefüllt waren; auch Haupthaar und Bart war glücklich wieder in aller Fülle vorhanden. Sie waren nun reiche Leute geworden, doch besaß der Goldschmied, der seiner habgierigen Natur gemäß die Taschen

besser gefüllt hatte, noch einmal so viel als der Schneider. Ein Habgieriger, wenn er viel hat, verlangt noch mehr, der Goldschmied machte dem Schneider den
 Vorschlag, noch einen Tag zu verweilen, am Abend wieder hinaus zu gehen, um sich bei dem Alten auf dem Berge noch größere Schätze zu holen.
 Der Schneider wollte nicht und sagte »ich habe genug und bin zufrieden: jetzt werde ich Meister, heirate meinen angenehmen Gegenstand (wie er
 seine Liebste nannte) und bin ein glücklicher Mann.« Doch wollte er, ihm zu gefallen, den Tag noch bleiben. Abends hing der Goldschmied noch ein
 paar Täschen über die Schulter, um recht einsacken zu können, und machte sich auf den Weg zum Hügel. Er fand, wie in der vorigen Nacht, das kleine
 Volk bei Gesang und Tanz, der Alte schor ihn abermals glatt und deutete ihm an Kohlen anzunehmen. Er zögerte nicht einzustecken was
 nur in seine Täschen gehen wollte, kehrte ganz glücklich heim und deckte sich mit dem Rock zu. »Wenn das Gold auch drückt,« sprach er, »ich
 will das schon ertragen,« und schlief endlich mit dem süßen Vorgefühl ein, Morgen als steinreicher Mann zu erwachen. Als er die Augen öffnete,
 erhob er sich schnell, um die Täschen zu untersuchen, aber wie erstaunte er als er nichts herauszog als schwarze Kohlen, er mochte so oft
 hinein greifen als er wollte. »Noch bleibt mir das Gold, das ich die Nacht vorher gewonnen habe,« dachte er und holte es herbei, aber
 wie erschrak er, als er sah daß es ebenfalls wieder zu Kohle geworden war. Er schlug sich mit der schwarz bestäubten Hand an die Stirne, da fühlte er daß
 der ganze Kopf kahl und glatt war wie der Bart. Aber sein Misgeschick war noch nicht zu Ende, er merkte erst jetzt daß ihm zu dem Höcker auf dem
 Rücken noch ein zweiter eben so großer vorn auf der Brust gewachsen war. Da erkannte er die Strafe seiner Habgier und begann laut zu
 weinen. Der gute Schneider, der davon aufgeweckt ward, tröstete den Unglücklichen so gut es gehen wollte und sprach »du bist mein Geselle auf der
 Wanderschaft gewesen, du sollst bei mir bleiben und mit von meinem Brot zehren.« Er hielt Wort, aber der arme Goldschmied mußte sein Lebtage die
 beiden Höcker tragen und seinen kahlen Kopf mit einer Mütze bedecken.

Der Riese und der Schneider.

Einem Schneider, der ein großer Prahler war, aber ein schlechter Zähler, kam es in den Sinn ein wenig aufzugehen und sich in dem Wald

umzuschauen. Sobald er nur konnte, verließ er seine Werkstatt,

wanderte seinen Weg

über Brücke und Steg,

bald da, bald dort,

immer fort und fort.

Als er nun draußen war, erblickte er in der blauen Ferne einen steilen Berg und dahinter einen himmelhohen Turm, der aus einem wilden und

finstern Wald hervorragte. »Pot! Blitz!« rief der Schneider, »was ist das?« und weil ihn die Neugierde gewaltig stach, so ging er frisch

darauf los. Was sperrte er aber Maul und Augen auf, als er in die Nähe kam, denn der Turm hatte Beine, sprang in einem Satz über den

steilen Berg und stand als ein großmächtiger Riese vor dem Schneider. »Was willst du hier, du winziges Fliegenbein,« rief der mit einer

Stimme, als wens von allen Seiten donnerte. Der Schneider wisperte »ich will mich umschauen, ob ich mein Stückchen Brot in dem Wald

verdienen kann.« »Wenns um die Zeit ist,« sagte der Riese, »so kannst du ja bei mir im Dienst eintreten.« »Wenns sein muß, warum das nicht?

was krieg ich aber für einen Lohn?« »Was du für einen Lohn kriegst?« sagte der Riese, »das sollst du hören. Jährlich dreihundert und

fünf und schzig Tage, und wens ein Schaltjahr ist, noch einen obendrein. Ist dir das recht?« »Meinetwegen,« antwortete der Schneider und dachte

in seinem Sinn »man muß sich strecken nach seiner Decke. Ich such mich bald wieder los zu machen.«

Darauf sprach der Riese zu ihm »geh, kleiner Halunke, und hol mir einen Krug Wasser.« »Warum nicht lieber gleich den Brunnen mitsamt

der Quelle?« fragte der Prahler und ging mit dem Krug zu dem Wasser. »Was? den Brunnen mitsamt der Quelle?« brummte der Riese, der ein bischen

tölpisch und albern war, in den Bart hinein und fing an sich zu fürchten, »der Kerl kann mehr als Äpfel braten: der hat einen Alraun im Leib.

Sei auf deiner Hüt, alter Hans, das ist kein Diener für dich.« Als der Schneider das Wasser gebracht hatte, befahl ihm der Riese in dem Wald ein paar

Scheite Holz zu hauen und heim zu tragen. »Warum nicht lieber den ganzen Wald mit einem Streich,

den ganzen Wald

2 h - d,
mit jung und alt,

2 r, co - z,
mit allem, was er hat,

m p - z h «
knorzi und glatt? «

h e z e n, - r e z j z. » c o l
fragte das Schneiderlein, und ging das Holz zu häuen. »Was?

~ z p c e l
den ganzen Wald

2 h - d,
mit jung und alt,

2 r, co - z,
mit allem, was er hat,

m p - z h «
knorzi und glatt?

- ~ h 2 o d \ E u ? « h t \ S p r o z ~ w - b l e) 2 u, » m o r s o l e h, \
und den Brunnen mit sammt der Quelle? « brümmte der leichtgläubige Riese in den Bart und fürchtete sich noch mehr, »der Kerl kann mehr als Äpfel braten, der

o ~ n p . r . s e r z y, d z o, e i n o n l e d. « o \ z e r e z j p l k, d e r \
hat einen Alraun im Leib. Sei auf deiner Hut, alter Hans, das ist kein Diener für dich. « Wie der Schneider das Holz gebracht hatte, befahl ihm der

o f f e e o l z j w o o j z o. » c o l \ h t \ h o s - z o - , . z z ? « h t \
Riese zwei oder drei wilde Schweine zum Abendessen zu schießen. »Warum nicht lieber gleich tausend auf einen Schuß und die alle hierher? « fragte der

z h t z e. » c o l « h \ z o l o s \ r o - c o l l f r u n, » o \ l z z y o - r
hoffärtige Schneider. »Was? « rief der Hasenfuß von einem Riesen und war heftig erschrocken, »laß es nur für heute gut sein und lege

d z h. «
dich schlafen. «

\ o b l e) - p d, e i n z j l n z p t - z - o d, o n b r d, z) ~
Der Riese fürchtete sich so gewaltig, daß er die ganze Nacht kein Auge zutun konnte und hin und her dachte, wie ers anfangen sollte, um sich den

c o f f e r o t s o n t s t h s z o j z h. n d y, n d s a r z z n n \
verwünschten Hexenmeister von Diener je eher je lieber vom Hals zu schaffen. Kommt Zeit, kommt Rat. Am andern Morgen gingen der

o - \ z e h j z o z, z ~ z z z n c h e r g e n e f f \ o » z z n z z e,
Riese und der Schneider zu einem Supf, um den ringsherum eine Menge Weidenbäume standen. Da sprach der Riese »hör einmal, Schneider,

o d s \ ~ c e n n, z z z n n o z, r e p g e b z y n n. « z, o e
setz dich auf eine von den Weidenruten, ich möchte um mein Leben gern sehen, ob du im Stand bist sie herabzubiegen. « Huch, saß das

z e n n, d ~ n - d) z, - z e j, n t a s . o . n e n z h
Schneiderlein oben, hielt den Atem ein und machte sich schwer, so schwer daß sich die Gerte niederbog. Als er aber wieder Atem schöpfen

z b, e z t o r, c \ j p n n o z, i n p l k, h o l e o s, - v z,
mußte, da schnellte sie ihn, weil er ihm Unglück kein Bügeleisen in die Tasche gesteckt hatte, zu großer Freude des Riesen, so weit in die

z z e n n / u o n t . c \ l e d h u i; - \ c . 2 n i d z z z u.
Höhe, daß man ihn gar nicht mehr sehen konnte. Wenn er nicht wieder heruntergefallen ist, so wird er wohl noch oben in der Luft herum schweben.


 Der Nagel.

Ein Kaufmann hatte auf der Messe gute Geschäfte gemacht, alle Waren verkauft und seine Geldtaze mit Gold und Silber bespickt. Er wollte jetzt
 heimreisen und vor Einbruch der Nacht zu Haus sein. Er packte also den Mantelsack mit dem Geld auf sein Pferd und ritt fort. Zu Mittag rastete
 er in einer Stadt: als er weiter wollte, führte ihm der Hausknecht das Roß vor, sprach aber »Herr, am linken Hinterfuß fehlt im
 Hufeisen ein Nagel.« »Laß ihn fehlen,« erwiderte der Kaufmann, »die sechs Stunden, die ich noch zu machen habe, wird das Eisen wohl fest halten.
 Ich habe Eile.« Nachmittags als er wieder abgestiegen war und dem Roß Brot geben ließ, kam der Knecht in die Stube, und sagte »Herr,
 euerm Pferd fehlt am linken Hinterfuß ein Hufeisen. Soll ichs am Schmied führen?« »Laß es fehlen,« erwiderte der Herr, »die paar Stunden,
 die noch übrig sind, wird das Pferd wohl aushalten. Ich habe Eile.« Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an. Es
 hinkte nicht lange, so fing es an zu stolpern, und es stolperte nicht lange, so fiel es nieder und brach ein Bein. Der Kaufmann
 mußte das Pferd liegen lassen, den Mantelsack abchnallen, auf die Schulter nehmen und zu Fuß nach Haus gehen, wo er erspät in der Nacht anlangte.
 »An allem Unglück,« sprach er zu sich selbst, »ist der verwünschte Nagel schuld.« Eile mit Weile.

Der arme Junge im Grab.

Es war einmal ein armer Hirtenjunge, dem war Vater und Mutter gestorben, und er war von der Obrigkeit einem reichen Mann in das

Haus gegeben, der sollte ihn ernähren und ziehen. Der Mann aber und seine Frau hatten ein böses Herz, waren bei allem Reichtum geizig

und missgünstig, und ärgerten sich wenn jemand einen Bissen von ihrem Brot in den Mund steckte. Der arme Junge mochte tun was er wollte, er

erhielt wenig zu essen, aber destomehr Schläge.

Eines Tages sollte er die Glucke mit ihren Küchlein hüten. Sie verlief sich aber mit ihren Jungen durch einen Heckenlaun: gleich schoß der Habicht herab

und entführte sie durch die Lüfte. Der Junge schrie aus Leibeskräften »Dieb, Dieb, Spitzbub.« Aber was half das? der Habicht brachte seinen Raub nicht

wieder zurück. Der Mann hörte den Lärm, lief herbei, und als er vernahm daß seine Henne weg war, so geriet er in Wut und gab dem Jungen eine

solche Tracht Schläge, daß er sich ein paar Tage lang nicht regen konnte. Nun mußte er die Küchlein ohne die Henne hüten, aber da war die Not

noch größer, das eine lief dahin, das andere dorthin. Da meinte er es klug zu machen, wenn er sie alle zusammen an eine Schnur bände,

weil ihm dann der Habicht keins wegstehlen könnte. Aber weit gefehlt. Nach ein paar Tagen, als er von dem Herumläufen und vom Hunger

ermüdet einschlief, kam der Raubvogel und packte eins von den Küchlein, und da die andern daran fest hingen, so trug er sie alle mit fort, setzte

sich auf einen Baum und schluckte sie hinunter. Der Bauer kam eben nach Haus und als er das Unglück sah, erboste er sich und schlug den Jungen so

unbarmherzig, daß er mehrere Tage im Bette liegen mußte.

Als er wieder auf den Beinen war, sprach der Bauer zu ihm »du bist mir zu dünn, ich kann dich im Hüter nicht brauchen, du sollst als Bote gehen.«

Da schickte er ihn zum Richter, dem er einen Korb voll Trauben bringen sollte, und gab ihm noch einen Brief mit. Unterwegs plagte Hunger und

Durst den armen Jungen so heftig, daß er zwei von den Trauben aß. Er brachte dem Richter den Korb, als dieser aber den Brief gelesen und die

Trauben gezählt hatte, so sagte er »es fehlen zwei Stück.« Der Junge stand ganz ehrlich daß er, von Hunger und Durst getrieben, die fehlenden

erzehrt habe. Der Richter schrieb einen Brief an den Bauer und verlangte noch einmal so viel Trauben. Auch diese mußte der Junge mit einem Brief hintragen.

Als ihn wieder so gewaltig hungerte und durstete, so konnte er sich nicht anders helfen, er verzehrte abermals zwei Trauben. Doch nahm er

vorher den Brief aus dem Korb, legte ihn unter einen Stein und setzte sich darauf, damit der Brief nicht gesehen und ihn verraten könnte. Der Richter

aber stellte ihn doch der fehlenden Stücke wegen zur Rede. »Ach,« sagte der Junge, »wie habt ihr das erfahren? der Brief konnte es nicht wissen, denn ich

hatte ihr zuvor unter einen Stein gelegt.« Der Richter mußte über die Einfalt lachen, und schickte dem Mann einen Brief, worin er ihn ermahnte den armen Jungen besser zu halten und es ihm an Speis und Trank nicht fehlen zu lassen; auch möchte er ihn lehren was Recht und Unrecht sei.

»Ich will dir den Unterschied schon zeigen,« sagte der harte Mann; »willst du aber essen, so mußt du auch arbeiten, und tust du etwas Unrechtes, so sollst du durch Schläge hinlänglich belehrt werden.« Am folgenden Tag stellte er ihn an eine schwere Arbeit. Er sollte ein paar Bund Stroh zum Futter für die Pferdeschneiden; dabei drohte der Mann, »in fünf Stunden,« sprach er, »bin ich wieder zurück, wenn dann das Stroh nicht zu Heksel geschnitten ist, so schlage ich dich so lange bis du kein Glied mehr regen kannst.« Der Bauer ging mit seiner Frau dem Knecht und der Magd auf den Jahrmart und ließ dem Jungen nichts zurück als ein kleines Stück Brot. Der Junge stellte sich an den Strohschl und fing an aus allen Leibeskräften zu arbeiten. Da ihm dabei heiß ward, so zog er sein Röcklein aus und warfs auf das Stroh. In der Angst nicht fertig zu werden schnitt er immer zu, und in seinem Eifer schnitt er unvermerkt mit dem Stroh auch sein Röcklein. Zu spät ward er das Unglück gewahr, das sich nicht wieder gut machen ließ. »Ach,« rief er, »jetzt ist es aus mit mir. Der böse Mann hat mir nicht umsonst gedroht, kommt er zurück und sieht was ich getan habe, so schlägt er mich tot. Lieber will ich mir selbst das Leben nehmen.«

Der Junge hatte einmal gehört wie die Bäuerin sprach »unter dem Bett habe ich einen Topf mit Gift stehen.« Sie hatte es aber nur gesagt, um die Näscher zurückzuhalten, denn es war Honig darin. Der Junge kroch unter das Bett, holte den Topf hervor und aß ihn ganz aus. »Ich weiß nicht,« sprach er, »die Leute sagen der Tod sei bitter, mir schmeckt er süß. Kein Wunder daß die Bäuerin sich so oft den Tod wünscht.« Er setzte sich auf ein Stühlchen und war gefaßt zu sterben. Aber statt daß er schwächer werden sollte, fühlte er sich von der nahrhaften Speise gestärkt. »Es muß kein Gift gewesen sein,« sagte er, »aber der Bauer hat einmal gesagt in seinem Kleiderkasten läge ein Fläschchen mit Fliegengift, das wird wohl das wahre Gift sein und mir den Tod bringen.« Es war aber kein Fliegengift, sondern Ungarwein. Der Junge holte die Flasche heraus und trank sie aus. »Auch dieser Tod schmeckt süß,« sagte er, doch als bald hernach der Wein anfang ihm ins Gehirn zu steigen und ihn zu betäuben, so meinte er sein Ende nahte sich heran. »Ich fühle daß ich sterben muß,« sprach er, »ich will hinaus auf den Kirchhof gehen, und ein Grab suchen.« Er taumelte fort, erreichte den Kirchhof und legte sich in ein frisch geöffnetes Grab. Die Sinne verschwanden ihm immer mehr. In der Nähe stand ein Wirtshaus, wo eine Hochzeit gefeiert wurde: als er die Musik hörte, dächte er sich schon im Paradies zu sein, bis er endlich alle Besinnung verlor. Der arme Junge erwachte nicht wieder, die Glut des heißen Weins und der kalte Tau der Nacht nahmen ihm das Leben, und er verblieb in dem Grab, in das er sich selbst gelegt hatte.

Als der Bauer die Nachricht von dem Tod des Jungen erhielt, erschrak er und fürchtete vor das Gericht geführt zu werden: ja die Angst faßte ihn so

gewaltig, daß er ohnmächtig zur Erde sank. Die Frau, die mit einer Pfanne voll Schmalz am Herde stand, lief herzu um ihm Beistand zu leisten. Aber das Feuer schlug in die Pfanne, ergriff das ganze Haus, und nach wenigen Stunden lag es schon in Asche. Die Jahre, die sie noch zu leben hatten, brachten sie, von Gewissensbissen geplagt, in Armut und Elend zu.

Die wahre Braut.

Es war einmal ein Mädchen, das war jung und schön, aber seine Mutter war ihm früh gestorben, und die Stiefmutter tat ihm alles gebrannt
 Herzeleid an. Wenn sie ihm eine Arbeit auftrug, sie mochte noch so schwer sein, so ging es unverdrossen daran und tat was in seinen
 Kräften stand. Aber es konnte damit das Herz der bösen Frau nicht rühren, immer war sie zufrieden, immer war es nicht genug. Je fleißiger es
 arbeitete, je mehr ward ihm aufgelegt, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie ihm eine immer größere Last aufbürden und das Leben recht
 sauer machen wollte.

Eines Tags sagte sie zu ihm »da hast du zwölf Pfund Federn, die sollst du anschließen, und wenn du nicht heute Abend damit fertig bist, so wartet
 eine Tracht Schläge auf dich. Meinst du, du könntest den ganzen Tag faulenzen?« Das arme Mädchen setzte sich zu der Arbeit nieder, aber die
 Tränen flossen ihm dabei über die Wangen herab, denn es sah wohl daß es unmöglich war mit der Arbeit in einem Tage zu Ende zu
 kommen. Wenn es ein Häufchen Federn vor sich liegen hatte und es setzte oder schlug in seiner Angst die Hände zusammen, so
 stoben sie aus einander und es mußte sie wieder auflesen und von neuem anfangen. Da stützte es einmal die Ellbogen auf den Tisch, legte
 sein Gesicht in beide Hände, und rief »ist denn niemand auf Gottes Erdboden, der sich meiner erbarmt?« Indem hörte es eine sanfte Stimme,
 die sprach »tröste dich, mein Kind, ich bin gekommen dir zu helfen.«

Das Mädchen blickte auf, und eine alte Frau stand neben ihm. Sie faßte das Mädchen freundlich an der Hand, und sprach »vertraue mir nur an was
 dich drückt.« Da sie so heilig sprach, so erzählte ihr das Mädchen von seinem traurigen Leben, daß ihm eine Last auf die andere gelegt würde und es
 mit den aufgegebenen Arbeiten nicht mehr zu Ende kommen könnte. »Wenn ich mit diesen Federn heute Abend nicht fertig bin, so schlägt
 mich die Stiefmutter, sie hat mirs angedroht, und ich weiß sie hält Wort.« Ihre Tränen fingen wieder an zu fließen, aber die gute Alte sprach
 »sei unbesorgt, mein Kind, rühe dich aus, ich will derweil deine Arbeit verrichten.« Das Mädchen legte sich auf sein Bett und schlief bald
 ein. Die Alte setzte sich an den Tisch bei die Federn, hui wie flogen sie von den Kielen ab, die sie mit ihren dünnen Händen kaum berührte. Bald
 war sie mit den zwölf Pfund fertig. Als das Mädchen erwachte, lagen große schneeweiße Häufen aufgetürmt, und alles war im Zimmer reinlich
 aufgeräumt, aber die Alte war verschwunden. Das Mädchen dankte Gott und saß still bis der Abend kam. Da trat die Stiefmutter herein und staunte über
 die vollbrachte Arbeit. »Siehst du, Trulle,« sprach sie, »was man ausrichtet, wenn man fleißig ist? hättest du nicht noch etwas anderes vornehmen

können? aber da sitzt du und legst die Hände in der Schooß.« Als sie hinausging, sprach sie, »die Kreatur kann mehr als Brot essen, ich muß

ihr Schwerere Arbeit auflegen.«

Am andern Morgen rief sie das Mädchen und sprach »da hast du einen Löffel, damit schöpfe mir den großen Teich aus, der bei dem Garten liegt.

Und wenn du damit Abends nicht zu Rand gekommen bist, so weißt du was erfolgt.« Das Mädchen nahm den Löffel und sah daß er durchlöchert

war, und wenn er es auch nicht gewesen wäre, es hätte nimmermehr damit den Teich ausgeschöpft. Es machte sich gleich an die Arbeit,

kniete am Wasser, in das seine Tränen fielen, und schöpfte. Aber die gute Alte erschien wieder, und als sie die Ursache von seinem Kummer

erfuhr, sprach sie »sei getrost, mein Kind, geh in das Gebüsch und lege dich schlafen, ich will deine Arbeit schon tun.« Als die Alte allein war,

berührte sie nur den Teich: wie ein Dunststieg das Wasser in die Höhe und vermischte sich mit den Wolken. Allmählig ward der Teich leer, und

als das Mädchen vor Sonnenuntergang erwachte und herbeikam, so sah es nur noch die Fische, die in dem Schlamm zappelten. Es ging zu der

Stiefmutter und zeigte ihr an daß die Arbeit vollbracht wäre. »Du hättest längst fertig sein sollen,« sagte sie und ward blaß vor

Ärger, aber sie sann etwas Neues aus.

Am dritten Morgen sprach sie zu dem Mädchen »dort in der Ebene mußt du mir ein schönes Schloß bauen und am Abend muß es fertig

sein.« Das Mädchen erschrak und sagte »wie kann ich ein so großes Werk vollbringen?« »Ich dulde keinen Widerspruch,« schrie die

Stiefmutter, »kannst du mit einem durchlöcherten Löffel einen Teich ausschöpfen, so kannst du auch ein Schloß bauen. Noch heute will ich es

ziehen, und wenn etwas fehlt, sei es das geringste in Küche oder Keller, so weißt du was dir bevotheht.« Sie trieb das Mädchen fort, und

als es in das Tal kam, so lagen da die Felsen über einander aufgetürmt; mit aller seiner Kraft konnte es den kleinsten nicht einmal bewegen. Es

setzte sich nieder und weinte, doch hoffte es auf den Beistand der guten Alten. Sie ließ auch nicht lange auf sich warten, kam und sprach ihm

Trost ein, »lege dich nur dort in den Schatten, und schlaf, ich will dir das Schloß schon bauen. Wenn es dir Freude macht, so kannst du selbst

darin wohnen.« Als das Mädchen weggegangen war, rührte die Alte die grauen Felsen an. Als bald regten sie sich, rückten zusammen und standen da,

als hätten Riesen die Mauer gebaut; darauf erhob sich das Gebäude, und es war als ob unzählige Hände unsichtbar arbeiteten und Stein auf

Stein legten. Der Boden dröhnte, große Säulen stiegen von selbst in die Höhe und stellten sich neben einander in Ordnung. Auf dem Dach

legten sich die Ziegeln recht, und als es Mittag war, drehte sich schon die große Wetterfahne wie eine goldene Jungfrau mit fliegendem Gewand auf der

Spitze des Turms. Das Innere des Schlosses war bis zum Abend vollendet. Wie es die Alte anfang, weiß ich nicht, aber die Wände der Zimmer

waren mit Seide und Sammet bezogen, brüstgestickte Stühle standen da und reichverzierte Armsessel an Tischen von Marmor, kristallene

Kronleuchter hingen von der Bühne herab und spiegelten sich in dem glatten Boden: grüne Papageien saßen in goldenen Käfigen und fremde Vögel, die lieblich sangen: überall war eine Pracht, als wenn ein König da einziehen sollte. Die Sonne wollte eben untergehen, als das Mädchen erwachte und ihm der Glanz von tausend Lichtern entgegen leuchtete. Mit schnellen Schritten kam es heran und trat durch das geöffnete Tor in das Schloß. Die Treppe war mit rotem Tuch belegt und das goldene Geländer mit blühenden Bäumen besetzt. Als es die Pracht der Zimmer erblickte, blieb es wie erstarrt stehen. Wer weiß wie lang es so gestanden hätte, wenn ihm nicht der Gedanke an die Stiefmutter gekommen wäre.

»Ach,« sprach es zu sich selbst, »wenn sie doch endlich zufrieden gestellt wäre und mir das Leben nicht länger zur Qual machen wollte.« Das Mädchen ging und zeigte ihr an daß das Schloß fertig wäre. »Gleich will ich einziehen« sagte sie und erhob sich von ihrem Sitz. Als sie in das Schloß eintrat, mußte sie die Hand vor die Augen halten, so blendete sie der Glanz. »Siehst du,« sagte sie zu dem Mädchen, »wie leicht dir geworden ist, ich hätte dir etwas Schwereres aufgeben sollen.« Sie ging durch alle Zimmer und spürte in allen Ecken ob etwas fehlte oder mangelhaft wäre, aber sie konnte nichts auffinden. »Jetzt wollen wir hinabsteigen,« sprach sie und sah das Mädchen mit boshaften Blicken an, »Küche und Keller muß noch untersucht werden, und hast du etwas vergessen, so sollst du deiner Strafe nicht entgehen.« Aber das Feuer brannte auf dem Herd, in den Töpfen kochten die Speisen, Klutt und Schippe waren angelehnt, und an den Wänden das blanke Geschirr von Messing aufgestellt. Nichts fehlte, selbst nicht der Kohlenkasten und die Wassereimer. »Wo ist der Eingang zum Keller?« rief sie, »wo der nicht mit Weinfässern reichlich angefüllt ist, so wird dir schlimm ergehen.« Sie hob selbst die Falltüre auf und stieg die Treppe hinab, aber kaum hatte sie zwei Schritte getan, so stürzte die schwere Falltüre, die nur angelehnt war, nieder. Das Mädchen hörte einen Schrei, hob die Türe schnell auf, um ihr zu Hilfe zu kommen, aber sie war hingestürzt und es fand sie entselt auf dem Boden liegen.

Nun gehörte das prächtige Schloß dem Mädchen ganz allein. Es wußte sich in der ersten Zeit gar nicht in seinem Glück zu finden, schöne Kleider hingen in den Schränken, die Trühen waren mit Gold und Silber oder mit Perlen und Edelsteinen angefüllt, und es hatte keinen Wunsch, den es nicht erfüllen konnte. Bald ging der Ruf von der Schönheit und dem Reichtum des Mädchens durch die ganze Welt. Alle Tage meldeten sich Freier, aber keiner gefiel ihr. Endlich kam auch der Sohn eines Königs, der ihr Herz zu rühren wußte, und sie verlobte sich mit ihm. In dem Schloßgarten stand eine grüne Linde, darunter saßen sie eines Tages vertraulich zusammen, da sagte er zu ihr »ich will heirathen und die Einwilligung meines Vaters zu unserer Vermählung holen; ich bitte dich harre mein hier unter dieser Linde, in wenigen Stunden bin ich wieder zurück.« Das Mädchen küßte ihn auf den linken Backen und sprach »bleib mir treu, und laß dich von keiner andern auf diesen Backen küssen. Ich will hier unter der Linde warten bis du wieder zurückkommst.«

Das Mädchen blieb unter der Linde sitzen, bis die Sonne unterging, aber er kam nicht wieder zurück. Sie saß drei Tage von Morgen bis Abend, und

erwartete ihn, aber vergeblich. Als er am vierten Tag noch nicht da war, so sagte sie: „Gewiß ist ihm ein Unglück begegnet, ich will ausgehen und ihn

suchen und nicht eher wiederkommen als bis ich ihn gefunden habe.“ Sie packte drei von ihren schönsten Kleidern zusammen, eins mit glänzenden Sternen

gestickt, das zweite mit silbernen Monden, das dritte mit goldenen Sonnen, band eine Hand voll Edelsteine in ihr Tuch und machte sich

auf. Sie fragte aller Orten nach ihrem Bräutigam, aber niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte von ihm. Weit und breit wanderte sie durch die

Welt, aber sie fand ihn nicht. Endlich vermietete sie sich bei einem Bauer als Hirtin, und vergrub ihre Kleider und Edelsteine unter einem Stein.

Nun lebte sie als eine Hirtin, hütete ihre Herde, war traurig und voll Sehnsucht nach ihrem Geliebten. Sie hatte ein Kälbchen, das gewöhnte sie

an sich, fütterte es aus der Hand, und wenn sie sprach

»Kälbchen, Kälbchen, knie nieder,

vergiß nicht deine Hirtin wieder,

wie der Königssohn die Braut vergaß,

die unter der grünen Linde saß,«

so kniete das Kälbchen nieder und ward von ihr gestreichelt.

Als sie ein paar Jahre einsam und kummervoll gelebt hatte, so verbreitete sich im Lande das Gerücht, daß die Tochter des Königs ihre

Hochzeit feiern wollte. Der Weg nach der Stadt ging an dem Dorf vorbei, wo das Mädchen wohnte, und es trug sich zu,

als sie einmal ihre Herde austrieb, daß der Bräutigam vorüber zog. Er saß stol auf seinem Pferd und sah sie nicht an, aber als sie ihn ansah,

so erkannte sie ihren Liebsten. Es war als ob ihr ein scharfes Messer in das Herz schnitte. »Ach,« sagte sie, »ich glaubte er wäre mir treu

geblieben, aber er hat mich vergessen.«

Am andern Tag kam er wieder des Wegs. Als er in ihrer Nähe war, sprach sie zum Kälbchen,

»Kälbchen, Kälbchen, knie nieder,

vergiß nicht deine Hirtin wieder,

wie der Königssohn die Braut vergaß,

die unter der grünen Linde saß.«

Als er die Stimme vernahm, blickte er herab und hielt sein Pferd an. Er schaute der Hirtin ins Gesicht, hielt dann die Hand vor die Augen, als wollte er sich

auf etwas besinnen, aber schnell ritt er weiter und war bald verschwunden. »Ach,« sagte sie, »er kennt mich nicht mehr,« und ihre Trauer ward immer

20.
größer.

Bald darauf sollte an dem Hofe des Königs drei Tage lang ein großes Fest gefeiert werden, und das ganze Land ward dazu eingeladen.

»Nun will ich das Letzte versuchen« dachte das Mädchen, und als der Abend kam, ging es zu dem Stein, unter dem es seine Gräbte vergraben hatte. Sie

holte das Kleid mit den goldnen Sonnen hervor, legte es an und schmückte sich mit den Edelsteinen. Ihre Haare, die sie unter einem Tuch

verborgen hatte, band sie auf, und sie fielen in langen Locken an ihr herab. So ging sie nach der Stadt und ward in der Dunkelheit von niemand

bemerkt. Als sie in den hell erleuchteten Saal trat, wichen alle voll Verwunderung zurück, aber niemand wußte wer sie war. Der Königssohn ging

ihr entgegen, doch er erkannte sie nicht. Er führte sie zum Tanz und war so entzückt über ihre Schönheit daß er an die andere Braut gar nicht mehr dachte. Als

das Fest vorüber war, verschwand sie im Gedränge und eilte vor Tagesanbruch in das Dorf, wo sie ihr Hirtenkleid wieder anlegte.

Am andern Abend nahm sie das Kleid mit den silbernen Monden heraus und steckte einen Halbmond von Edelsteinen in ihre Haare. Als sie auf dem

Fest sich zeigte, wendeten sich alle Augen nach ihr, aber der Königssohn eilte ihr entgegen, und ganz von Liebe erfüllt tanzte er mit ihr allein

und blickte keine andere mehr an. Ehe sie wegging, mußte sie ihm versprechen den letzten Abend nochmals am Fest zu kommen.

Als sie zum drittenmal erschien, hatte sie das Sternkleid an, das bei jedem ihrer Schritte funkelte, und Haarband und Gürtel waren Sterne von

Edelsteinen. Der Königssohn hatte schon lange auf sie gewartet und drängte sich zu ihr hin. »Sage mir nur wer du bist,« sprach er, »mir ist als

wenn ich dich schon lange gekannt hätte.« »Weißt du nicht,« antwortete sie, »was ich tat, als du von mir schiedest?« Da trat sie zu ihm heran und

küßte ihn auf den linken Backen: in dem Augenblick fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er erkannte die wahre Braut. »Komm,« sagte er zu ihr,

»hier ist meines Bleibens nicht länger,« reichte ihr die Hand und führte sie hinab zu dem Wagen. Als wäre der Wind vorgespant, so eilten

die Pferde zu dem Wunderschloß. Schon von weitem glänzten die erleuchteten Fenster. Als sie bei der Linde vorbei fuhren, schwärmten zählige

Glühwürmer darin, sie schüttelte ihre Äste und sendete ihre Düfte herab. Auf der Treppe blühten die Blumen, aus dem Zimmer schallte der Gesang der fremden

Vögel, aber in dem Saalstand der ganze Hof versammelt und der Priester wartete um den Bräutigam mit der wahren Braut zu vermählen.

Der Hase und der Igel.

Disse Geschichte is lögenhaft to vertellen, Jungens, aver wahr is se doch, denn mien Grootvader, van den ick se hew, plegg jümmer, wenn he se mie vortüerde (mit Behaglichkeit vortrug), dabi to seggen »wahr mutt se doch sien, mien Söhn, anners kunn man se jo nich vertellen.« De Geschichte hett sick aber so todragen.

Et wöör an enen Sündagmorgen tor Harvesttied, jüst as de Bookweeten bloihde: de Sünn wöör hellig upgaen am Hewen, de Morgenwind güng warm över de Stoppeln, de Larken süngen inn'r Lucht (Luft), de Immen sumsten in den Bookweeten un de Lühde güngen in ehren Sündagsstaht nah'r Kerken, un alle Creatur wöör vergnügt, un de Swinegel ook.

De Swinegel aver stünd vör siener Döhr, harr de Arm ünnerslagen, keek dabi in den Morgenwind hinut un quinkeleerde en lütjet Leedken vör sick hin, so good un so slecht as nu eben am leewen Sündagmorgen en Swinegel to singen pleggt. Indem he nu noch so half liese vör sick hin sung, füll em up eenmal in he künn ook wol, mittlerwiel sien Fro de Kinner wüsch un antröcke, en beeten in't Feld spazeeren un tosehen wie sien Stähkröwen stüden. De Stähkröwen wöören aver de nächsten bi sienem Huuse, un he pleggte mit siener Familie davon to eten, darüm sahg he se as de sienigen an. Gesagt, gedahn. De Swinegel makte de Huusdöör achter sick to un slög den Weg nah'n Felde in. He wöör noch nich gans wiet von Huuse un wull jüst um den Slöbusch, (Schlehenbusch), de dar vörm Felde liggt, nah den Stähkröwenacker hinup dreien, as em

de Haas bemött, de in ähnlichen Geschäften uutgahn wöör, nämlich um sienen Kohl to besehn. As de Swinegel den Haasen ansichtig wöör, so böhd he em en fründlichen gôn Morgen. De Haas aver, de up siene Wies en vörnehmer Herr was, un grausahm hochfahrtig dabi, antwoorde nicks up den Swinegel sienen Gruß, sondern segte tom Swinegel, wobi he en gewaltig höhnische Miene annöhm, »wie kummt et denn, dat du hier all bi so fröhem Morgen im Felde rumlöppst?« »Jck gah spazeeren« segt de Swinegel. »Spazeeren?« lachte de Haas, »mi ducht du kunnst de Been ook wol to betern Dingen gebreuken.« Disse Antwort verdrööt den Swinegel ungeheuer, denn alles kunn he verdregen, aver up siene Been laet he nicks komen, eben weil se von Natuhr scheef wöören. »Du bildst di wol in,« seggt nu de Swinegel tom Haasen, »as wenn du mit diene Beene mehr utrichten kunnst?« »Dat denk ick« seggt de Haas. »Dat kummt up 'n Versöök an,« meent de Swinegel, »ick pareer, wenn wi in de Wett loopt, ick loop di vörbi.« »Dat is tum Lachen, du mit diene scheefen Been,« seggt de Haas, »aver mienetwegen mach't sien, wenn du so övergroot Lust hest. Wat gilt de Wett?« »En goldne Lujedor un'n Buddel Branwien« seggt de Swinegel. »Angenahmen,« spröök de Haas, »sla in, un denn kann't gliek los gahn.« »Nä, so groot Jhl hett et nich,« meen de Swinegel, »ick bün noch gans nüchdern; eerst will ick to Huus gahn un en beeten fröhstücken: inner halwen Stünd bün ick wedder hier upp'n Platz.«

Damit güng de Swinegel, denn de Haas wöör et tofreeden. Ünnerweges dachte de Swinegel bi sick »de Haas verlett sick up siene langen Been, aver ick will em wol kriegen. He is zwar ehn vörnehm Herr, aver doch man'n dummen Keerl, un betahlen sall he doch.« As nu de Swinegel to Huuse ankööm, spröök

he to sien Fro »Fro, treck di gau (schnell) an, du must mit mi nah'n Felde hinuut.« »Wat givt et denn?« seggt sien Fro. »Jck hew mit'n Haasen wett't üm'n golden Lujedor un'n Buddel Branwien, ick will mit em inn Wett loopen un da salst du mit dabi sien.« »O mien Gott, Mann,« füng nu den Swinegel sien Fro an to schreen, »büst du nich klook, hest du denn ganz den Verstand verlaaren? Wie kannst du mit den Haasen in de Wett loopen wollen?« »Holt dat Muul, Wief,« seggt de Swinegel, »dat is mien Saak. Resonehr nich in Männer-geschäfte. Marsch, treck di an un denn kumm mit.« Wat sull den Swinegel sien Fro maken? se muß wol folgen, se mugg nu wollen oder nich.

As se nu mit eenander ünnerwegs wöören, spröök de Swinegel to sien Fro »nu pass up, wat ick seggen will. Sühst du, up den langen Acker dar wüll wi unsen Wettloop maken. De Haas löppt nemlich in der eenen Föhr (Furche) un ick inner andern, un von baben (oben) fang wi an to loopen. Nu hast du wieder nicks to dohn as du stellst di hier unnen in de Föhr, un wenn de Haas up de andere Siet ankummt, so röpst du em entgegen »ick bün all (schon) hier.«

Damit wöören se bi den Acker anlangt, de Swinegel wiesde siener Fro ehren Platz an un gung nu den Acker hinup. As he baben ankööm, wöör de Haas all da. »Kann et losgahn?« seggt de Haas. »Ja wol« seggt de Swinegel. »Denn man to!« Un damit stelde jeder sick in siene Föhr. De Haas telde (zählte) »hahl een, hahl twee, hahl dree« un los güng he wie en Stormwind den Acker hindahl (hinab). De Swinegel aver lööp ungefähr man dree Schritt, dann duhkde he sick dahl (herab) in de Föhr un bleev ruhig sitten.

As nu de Haas in vullen Loopen ünnen am Acker ankööm, rööp em den Swinegel sien Fro entgegen »ick bün all hier.« De Haas stutzd un verwunderde

sick nich wenig: he menede nich anders als et wöör de Swinegel sülvst, de em dat torööp, denn bekanntlich süht den Swinegel sien Fro jüst so uut wie ehr Mann.

De Haas aver meende »datt geiht nich to mit rechten Dingen.« He rööp »nochmal geloopen, wedder üm!« Un fort güng he wedder wie en Stormwind, datt em de Ohren am Koppe flögen. Den Swinegel sien Fro aver blev ruhig up ehren Platze. As nu de Haas baben ankööm, rööp em de Swinegel entgegen »ick bün all hier.« De Haas aver, ganz uuter sick vör Jhwer (Ärger), schreede »nochmal geloopen, wedder üm!« »Mi nich to schlimm,« antwoorde de Swinegel, »mienetwegen so oft as du Lust hest.« So löp de Haas noch dreeun- söbentigmal, un de Swinegel höhl (hielt) et ümmer mit em uut. Jedesmal, wenn de Haas ünner oder baben ankööm, seggten de Swinegel oder sien Fro »ick bün all hier.«

Tum veerunsöbentigstenmal aver köm de Haas nich mehr to ende. Midden am Acker stört he tor Eerde, datt Blohd flög em utn Halse un he bleev doot upn Platze. De Swinegel aver nöhm siene gewunnene Lujedor un den Buddel Branwien, rööp siene Fro uut der Föhr aff, un beide güngen vergnügt mit een- anner nah Huus; un wenn se nich storben sünd, lewt se noch.

So begev et sick, dat up der Buxtehuder Heid de Swinegel den Haasen dodt lopen hett, un sied jener Tied hatt et sick keen Haas wedder infallen laten mit'n Buxtehuder Swinegel in de Wett to lopen.

De Lehre aver uut disseer Geschicht is erstens, datt keener, un wenn he sick ook noch so vörnehm dücht, sick sall bikommen laten, övern geringen Mann sick lustig to maken, un wöört ook man'n Swinegel. Un tweetens, datt et gerahden

is, wenn eener freet, datt he sick 'ne Fro uut sienem Stande nimmt, un de jüst so uutsüht as he sülwst. Wer also en Swinegel is, de mutt tosehn datt siene Fro ook en Swinegel is, un so wieder.

Spindel, Webeschiffchen und Nadel.

Es war einmal ein Mädchen, dem starb Vater und Mutter, als es noch ein kleines Kind war. Am Ende des Dorfes wohnte in einem Häuschen ganz allein seine Pate, die sich von Spinnen Weben und Nähen ernährte. Die Alte nahm das verlassene Kind zu sich, hielt es zur Arbeit an und erzog es in aller Frömmigkeit. Als das Mädchen für zehn Jahr alt war, erkrankte sie, rief das Kind an ihr Bett und sagte »liebe Tochter, ich fühle daß mein Ende herannaht, ich hinterlasse dir das Häuschen, darin bist du vor Wind und Wetter geschützt, dazu Spindel, Webeschiffchen und Nadel, damit kannst du dir dein Brot verdienen.« Sie legte noch die Hände auf seinen Kopf, segnete es und sprach »behalt nur Gott in dem Herzen, so wird dir wohl gehen.« Darauf schloß sie die Augen, und als sie zur Erde erstattet wurde, ging das Mädchen bitterlich weinend hinter dem Sarg und erwies ihr die letzte Ehre.

Das Mädchen lebte nun in dem kleinen Haus ganz allein, war fleißig, spann, webte und nähte, und auf allem, was es tat, ruhte der Segen der guten Alten. Es war als ob sich der Flachs in der Kammer von selbst mehrte, und wenn sie ein Stück Tuch oder einen Teppich gewebt, oder ein Hemd genäht hatte, so fand sich gleich ein Käufer, der es reichlich bezahlte, so daß sie keine Not empfand und andern noch etwas mitteilen konnte.

Um diese Zeit zog der Sohn des Königs im Land umher und wollte sich eine Braut suchen. Eine arme sollte er nicht wählen und eine reiche wollte er nicht. Da sprach er »die soll meine Frau werden, die zugleich die ärmste und die reichste ist.« Als er in das Dorf kam, wo das Mädchen lebte, fragte er, wie er überall tat, wer in dem Ort die reichste und ärmste wäre. Sie nannten ihm die reichste zuerst: die ärmste, sagten sie, wäre das Mädchen, das in dem kleinen Haus ganz am Ende wohnte. Die Reiche saß vor der Haustür in vollem Platz, und als der Königssohn sich näherte, stand sie auf, ging ihm entgegen und neigte sich vor ihm. Er sah sie an, sprach kein Wort und ritt weiter. Als er zu dem Haus der Armen kam, stand das Mädchen nicht an der Türe, sondern saß in seinem Stübchen. Er hielt das Pferd an und sah durch das Fenster, durch das die helle Sonne schien, das Mädchen an dem Spinnrad sitzen und emsig spinnen. Es blickte auf, und als es bemerkte daß der Königssohn hereinschaute, ward es über und über rot, schlug die Augen nieder und bann weiter; ob der Faden diesmal ganz gleich ward, weiß ich nicht, aber es spann so lange bis der Königssohn wieder weggeritten war. Dann trat es ans Fenster, öffnete es und sagte »es ist so heiß in der Stube,« aber es blickte ihm nach so lange es noch die weißen Federn an seinem Hut erkennen konnte.

er setze sich wieder in seine Stube zur Arbeit und spann weiter. Da kam ihm ein Spruch in den Sinn, den die Alte manchmal gesagt

hatte, wenn es bei der Arbeit saß, und es sang so vor sich hin

»Spindel, Spindel, geh du aus,

bring den Freier in mein Haus.«

Was geschah? Die Spindel sprang ihm augenblicklich aus der Hand und zur Türe hinaus; und als es vor Verwunderung stand und ihr nachblickte, so

sah es daß sie lustig in das Feld hinein ranzte und einen glänzenden goldenen Faden hinter sich herzog. Nicht lange, so war sie ihm aus den

Augen entschwinden.

Das Mädchen, da es keine Spindel mehr hatte, nahm das Webeschiffchen in die Hand, setzte sich an den Webstuhl und fing an zu weben.

Die Spindel aber ranzte immer weiter, und eben als der Faden zu Ende war, hatte sie den Königssohn erreicht. »Was sehe ich?« rief er,

»die Spindel will mir wohl den Weg zeigen?« drehte sein Pferd um und ritt an dem goldenen Faden zurück. Das Mädchen aber saß an seiner

Arbeit und sang

»Schiffchen, Schiffchen, webe fein,

führ den Freier mir herein.«

Als bald sprang ihr das Schiffchen aus der Hand und sprang zur Türe hinaus. Vor der Türschwelle aber fing es an einen Teppich zu weben, schöner

als man je gesehen hat. Auf beiden Seiten blühten Rosen und Lilien und in der Mitte auf goldenem Grund stiegen grüne Ranken herauf,

darin sprangen Hasen und Kaninchen; Hirsche und Rehe streckten die Köpfe dazwischen: oben in den Zweigen saßen bunte Vögel; es fehlte

nichts als daß sie gesungen hätten. Das Schiffchen sprang hin und her, und es war als wüchse alles von selber.

Weil das Schiffchen fortgelaufen war, hatte sich das Mädchen zum Nähen hingesetzt: es hielt die Nadel in der Hand und sang

»Nadel, Nadel, spitz und fein,

Mach das Haus dem Freier rein.«

Da sprang ihr die Nadel aus den Fingern und flog in der Stube hin und her, so schnell wie der Blitz. Es war nicht anders als wenn unsichtbare

Geister arbeiteten, als bald überzogen sich Tisch und Bänke mit grünem Tuch, die Stühle mit Sammet, und an den Fenstern hingen seidene

Vorhänge herab. Kaum hatte die Nadel den letzten Stich getan, so sah das Mädchen schon durch das Fenster die weißen Federn von dem Hut des

Königssohns, den die Spindel an dem goldenen Faden herbei geholt hatte. Er stieg ab, schritt über den Teppich in das Haus herein, und als er in die

stube trat, stand das Mädchen da in seinem ärmlichen Kleid, aber es glühte darin wie eine Rose im Busch. »Du bist die Ärmste und auch die Reichste,« sprach er zu ihr, »komm mit mir, du sollst meine Braut sein.« Sie schweig, aber sie reichte ihm die Hand. Da gab er ihr einen Kuss, führte sie hinaus, hob sie auf sein Pferd und brachte sie in das königliche Schloß, wo die Hochzeit mit großer Freude gefeiert ward. Spindel, Webeschiffchen und Nadel wurden in der Schatzkammer verwahrt und in großen Ehren gehalten.

Der Bauer und der Teufel.

Es war einmal ein kluges und verschmitztes Bauerlein, von dessen Streichen viel zu zählen wäre: die schönste Geschichte ist aber doch, wie er

den Teufel einmal dran gekriegt und zum Narren gehabt hat.

Das Bauerlein hatte eines Tages seinen Acker bestellt und rüstete sich zur Heimfahrt als die Dämmerung schon eingetreten war. Da erblickte er mitten

auf seinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als er voll Verwunderung anzuging, so saß oben auf der Glut ein kleiner

schwarzer Teufel. »Du sitzt wohl auf einem Sitz?« sprach das Bauerlein. »Ja wohl,« antwortete der Teufel, »auf einem Sitz, der mehr

Gold und Silber enthält als du dein Lebtage gesehen hast.« »Der Sitz liegt auf meinem Feld und gehört mir« sprach das Bauerlein. »Er ist

dein« antwortete der Teufel, »wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibst, was dein Acker hervorbringt: Geld habe ich genug,

aber ich trage Verlangen nach den Früchten der Erde.« Das Bauerlein ging auf den Handel ein. »Damit aber kein Streit bei der Teilung

gilt,« sprach es, »so soll dir gehören was über der Erde ist und mir was unter der Erde ist.« Dem Teufel gefiel das wohl, aber das listige

Bauerlein hatte Rüben gesät. Als nun die Zeit der Ernte kam, so erschien der Teufel und wollte seine Frucht holen, er fand aber nichts

als die gelben welken Blätter, und das Bauerlein ganz vergnügt grub seine Rüben aus. »Einmal hast du den Vorteil gehabt,« sprach der Teufel,

»aber für das nächstmal soll das nicht gelten. Dein ist was über der Erde wächst und mein was darunter ist.« »Mir auch recht« antwortete das

Bauerlein. Als aber die Zeit zur Aussat kam, säte das Bauerlein nicht wieder Rüben, sondern Weizen. Die Frucht ward reif, das

Bauerlein ging auf den Acker und schnitt die vollen Halme bis zur Erde ab. Als der Teufel kam, fand er nichts als die Stoppeln und fuhr

wütend in eine Felsenschlucht hinab. »So muß man die Füchse prellen« sprach das Bauerlein, ging hin und holte sich den Sitz.

Die Brosamen auf dem Tisch.

Der Guggel het einisch zue sine Hüendlene gseit »chömmet weidli i d Stuben ufe goh Brotbrösmele zämmebicke ufem Tisch: euse Frau isch ußgange goh ne Visite mache.« Do säge do d Hüendli »nei nei, mer chömmen nit: weist d Frau balget amme mit is.« Do seit der Guggel »se weiß jo nüt dervo, chömmet er numme: se git is doch au nie nit guets.« Do säge d Hüendli wider »nei nei, sisch uß und verby, mer gönd nit ufe.« Aber der Guggel het ene kei ruei glo, bis se endlich gange sind und ufe Tisch, und do Brotbrösmeli zämme gläse hend in aller Strenge. Do chunt justement d Frau derzue und nimmt gschwind e Stücke und steubt se abe und regiert gar grüseli mit ene. Und wo se do vor em hus unde gsi sind, so säge do d Hüendli zum Guggel »gse gse gse gse gse gse gsehst aber?« Do het der Guggel glachet und numme gseit »ha ha han is nit gwüßt?« do händ se chönne goh.

ersch. [Meerhäschen]

Das Meerhäschen.

Es war einmal eine Königstochter, die hatte in ihrem Schloß hoch unter der Zinne einen Saal mit zwölf Fenstern, die gingen nach allen Himmelsgegenden, und wenn sie hinaufstieg und umher schaute, so konnte sie ihr ganzes Reich übersehen. Aus dem ersten sah sie schon schärfer als andere Menschen, in dem zweiten noch besser, in dem dritten noch deutlicher und so immer weiter bis in dem zwölften, wo sie alles sah, was über und unter der Erde war und ihr nichts verborgen bleiben konnte. Weil sie aber stolz war, sich niemand unterwerfen wollte und die Herrschaft allein behalten, so ließ sie bekannt machen, es sollte niemand ihr Gemahl werden, der sich nicht so vor ihr verstecken könnte daß es ihr unmöglich wäre ihn zu finden. Wer es aber versuche und sie entdecke ihn, so werde ihm das Haupt abgeschlagen und auf einen Pfahl gesteckt. Es standen schon sieben und neunzig Pfähle mit toten Häuption vor dem Schloß, und in langer Zeit meldete sich niemand. Die Königstochter war vergnügt und dachte »ich werde nun für mein Lebtag frei bleiben.« Da schienen drei Brüder vor ihr und kündigten ihr an daß sie ihr Glück versuchen wollten. Der älteste glaubte sicher zu sein, wenn er in ein Kalkloch krieche, aber sie erblickte ihn schon aus dem ersten Fenster, ließ ihn heranziehen und ihm das Haupt abschlagen. Der zweite kroch in den Keller des Schlosses, aber auch diesen erblickte sie aus dem ersten Fenster, und es war um ihn zu sehen: sein Haupt kam auf den neun und neunzigsten Pfahl. Da trat der jüngste vor sie hin und bat sie möchte ihm einen Tag Bedenkzeit geben, auch so gnädig sein es ihm zweimal zu schenken, wenn sie ihn entdecke: misslinge es ihm im drittenmal, so wolle er sich nichts mehr aus seinem Leben machen. Weil er so schön war und so herzlich bat, so sagte sie »ja, ich will dir das bewilligen, aber es wird dir nicht glücken.«

Den folgenden Tag sann er lange nach wie er sich verstecken wollte, aber es war vergeblich. Da ergriff er seine Büchse und ging hinaus auf die Jagd. Er sah einen Raben und nahm ihn aufs Korn; eben wollte er losdrücken, da rief der Rabe »schieß nicht, ich will dir vergelten!« Er setzte ab, ging weiter und kam an einen See, wo er einen großen Fisch überaschte, der aus der Tiefe herauf an die Oberfläche des Wassers gekommen war. Als er argelegt hatte, rief der Fisch »schieß nicht, ich will dir vergelten!« Er ließ ihn untertauchen, ging weiter und begegnete einem Fuchs der hinkte. Er schoß und verfehlte ihn, da rief der Fuchs »komm lieber her und zieh mir den Dorn aus dem Fuß.« Er tat es, war, wollte aber dann den Fuchs töten und ihm den Balg ziehen. Der Fuchs sprach »laß ab, ich will dir vergelten!« Der Jüngling ließ ihn laufen, und da es Abend war, kehrte er heim.

Am andern Tag sollte er sich verkriechen, aber wie er sich auch den Kopf darüber erbrach, er wußte nicht wohin. Er ging in den Wald zu dem Raben und sprach »ich habe dich leben lassen, jetzt sage mir wohin ich mich verkriechen soll, damit mich die Königstochter nicht sieht.« Der Rabe senkte den Kopf und bedachte sich lange. Endlich schnarrte er »ich habs heraus!« Er holte ein Ei aus seinem Nest, zerlegte es in zwei Teile und schloß den Jüngling hinein: dann machte er es wieder ganz und setzte sich darauf. Als die Königstochter an das erste Fenster traf, konnte sie ihn nicht entdecken, auch nicht in den folgenden, und es fing an ihr bange zu werden, doch im elften erblickte sie ihn. Sie ließ den Raben schießen, das Ei holen und zerbrechen, und der Jüngling mußte heraus kommen. Sie sprach »einmal ist es dir beschenkt, wenn du es nicht besser machst, so bist du verloren.«

Am folgenden Tag ging er an den See, rief den Fisch herbei und sprach »ich habe dich leben lassen, nun sage wohin soll ich mich verbergen, damit mich die Königstochter nicht sieht.« Der Fisch besann sich, endlich rief er »ich habs heraus! ich will dich in meinen Bauch verschließen.« Er verschluckte ihn und fuhr hinab auf den Grund des Sees. Die Königstochter blickte durch ihre Fenster, auch im elften sah sie ihn nicht, und war bestürzt, doch endlich im zwölften entdeckte sie ihn. Sie ließ den Fisch fangen und töten, und der Jüngling kam zum Vorschein. Es kann sich jeder denken wie ihm zu Mut war. Sie sprach »zweimal ist dir beschenkt, aber dein Haupt wird wohl auf den hundertsten Pfahl kommen.«

An dem letzten Tag ging er mit schwerem Herzen aufs Feld und begegnete dem Fuchs. »Du weißt alle Schlupfwinkel zu finden,« sprach er, »ich habe dich leben lassen, jetzt rat mir wohin ich mich verstecken soll, damit mich die Königstochter nicht findet.« »Ein schweres Stück,« antwortete der Fuchs, und machte ein bedenklches Gesicht. Endlich rief er »ich habs heraus!« Er ging mit ihm zu einer Quelle, tauchte sich hinein und kam als ein Marktkrämer und Tierhändler heraus. Der Jüngling mußte sich auch in das Wasser tauchen, und ward in ein kleines Meerhäschen verwandelt. Der Kaufmann zog in die Stadt und zeigte das artige Tierchen. Es lief viel Volk zusammen um es anzusehen. Jetzt kam auch die Königstochter, und weil sie großen Gefallen daran hatte, kaufte sie es und gab dem Kaufmann viel Geld dafür. Bevor er es ihr hinreichte, sagte er zu ihm »wenn die Königstochter ans Fenster geht, so kriech schnell unter ihren Zopf.«

Nun kam die Zeit, wo sie ihn suchen sollte. Sie trat nach der Reihe an die Fenster vom ersten bis im elften und sah ihn nicht. Als sie ihn auch bei dem zwölften nicht sah, war sie voll Angst und Zorn und schlug es so gewaltig zu, daß das Glas in allen Fenstern in tausend Stücke sprang und das ganze Schloß erzitterte. Sie ging zurück und fühlte das Meerhäschen unter ihrem Zopf, da packte sie es, warf es zu Boden und rief »fort mir aus den Augen!« Es lief im Kaufmann und beide eilten zur Quelle, wo sie sich untertauchten und ihre wahre Gestalt zurück erhielten. Der Jüngling dankte dem Fuchs und sprach

Der Meisterdieb.

Eines Tages saß vor einem ärmlichen Hause ein alter Mann mit seiner Frau, und wollten von der Arbeit ein wenig ausruhen. Da kam auf einmal ein prächtiger, mit vier Rappen bespannter Wagen herbeigefahren, aus dem ein reingekleideter Herr stieg. Der Bauer stand auf, trat zu dem Herrn und fragte was sein Verlangen wäre und worin er ihm dienen könnte. Der Fremde reichte dem Alten die Hand und sagte »ich wünsche nichts als einmal ein ländliches Gericht zu genießen. Bereitet mir Kartoffel, wie ihr sie zu essen pflegt, dann will ich mich u euefm Tisch setzen, und sie mit Freude verzehren.« Der Bauer lächelte und sagte »ihr seid ein Graf oder Fürst, oder gar ein Herzog, vornehme Herrn haben manchmal solch ein Gelüsten; euer Wunsch soll aber erfüllt werden.« Die Frau ging in die Küche und sie fing an Kartoffel zu waschen und zu reiben und wollte Klöße daraus bereiten, wie sie die Bauern essen. Während sie bei der Arbeit stand, sagte der Bauer zu dem Fremden »kommt einstweilen mit mir in meinen Hausgarten, wo ich noch etwas zu schaffen habe.« In dem Garten hatte er Löcher gegraben und wollte jetzt Bäume einsetzen. »Habt ihr keine Kinder,« fragte der Fremde, »die euch bei der Arbeit behilflich sein könnten?« »Nein« antwortete der Bauer; »ich habe freilich einen Sohn gehabt,« setzte er hinzu, »aber der ist schon seit langer Zeit in die weite Welt gegangen. Es war ein ungeratener Junge, klug und verchlagen, aber er wollte nichts lernen und machte lauter böse Streiche; zuletzt lief er mir fort, und seitdem habe ich nichts von ihm gehört.« Der Alte nahm ein Bäumchen, setzte es in ein Loch und stieß einen Pfahl daneben: und als er Erde hineingehaufelt und sie festgestampft hatte, band er den Stamm unten, oben und in der Mitte mit einem Strohseil fest an den Pfahl. »Aber sagt mir,« sprach der Herr, »warum bindet ihr den krummen knorrichtigen Baum, der dort in der Ecke fast bis auf den Boden gebückt liegt, nicht auch an einen Pfahl, wie diesen, damit er strack wächst?« Der Alte lächelte und sagte »Herr, ihr redet wie ihr versteht: man sieht wohl daß ihr euch mit der Gärtnerei nicht abgegeben habt. Der Baum dort ist alt und verknozt, den kann niemand mehr gerade machen: Bäume muß man sehen, so lange sie jung sind.« »Es ist wie bei euefm Sohn,« sagte der Fremde, »hättet ihr den gezogen, wie er noch jung war, so wäre er nicht fortgelaufen; jetzt wird er auch hart und knorzi geworden sein.« »Freilich,« antwortete der Alte, »es ist schon lange seit er fortgegangen ist; er wird sich verändert haben.« »Würdet ihr ihn noch erkennen, wenn er vor euch träte?« fragte der Fremde. »Am Gesicht schwerlich,« antwortete der Bauer, »aber er hat ein Zeichen an sich, ein Muttermal auf der Schulter, das wie eine Bohne aussieht.« Als er das gesagt hatte, zog der Fremde den Rock aus, entblöste seine Schulter und zeigte dem Bauer die Bohne. »Herr Gott,« rief der Alte, »du bist

wahrhaftig mein Sohn,« und die Liebe zu seinem Kind regte sich in seinem Herzen. »Aber,« setzte er hinzu, »wie kannst du mein Sohn sein, du bist ein großer Herr geworden und lebst in Reichtum und Überfluß? auf welchem Weg bist du dazu gelangt?« »Ach, Vater,« erwiderte der Sohn, »der junge Baum war an keinen Pfahl gebunden und ist krumm gewachsen: jetzt ist er zu alt; er wird nicht wieder gerade. Wie ich das alles erworben habe? ich bin ein Dieb geworden. Aber erschreckt euch nicht, ich bin ein Meisterdieb. Für mich gibt es weder Schloß noch Riegel: wonach mich gelüftet, das ist mein. Glaubt nicht daß ich lehle wie ein gemeiner Dieb, ich nehme nur vom Überfluß der Reichen. Arme Leute sind sicher: ich gebe ihnen lieber als daß ich ihnen etwas nehme. So auch was ich ohne Mühe List und Gewandtheit haben kann, das rühre ich nicht an.« »Ach, mein Sohn,« sagte der Vater, »es gefällt mir doch nicht, ein Dieb bleibt ein Dieb; ich sage dir es nimmt kein gutes Ende.« Er führte ihn zu der Mutter, und als sie hörte daß es ihr Sohn war, weinte sie vor Freude, als er ihr aber sagte daß er ein Meisterdieb geworden wäre, so flossen ihr zwei Ströme über das Gesicht. Endlich sagte sie »wenn er auch ein Dieb geworden ist, so ist er doch mein Sohn, und meine Augen haben ihn noch einmal gesehen.«

Sie setzten sich an den Tisch, und er aß mit seinen Eltern wieder einmal die schlechte Kost, die er lange nicht gegessen hatte. Der Vater sprach »wenn unser Herr, der Graf drüben im Schlosse, erfährt wer du bist und was du treibst, so nimmt er dich nicht auf die Arme und wiegt dich darin, wie er tat, als er dich am Aufstein hielt, sondern er läßt dich am Galgestrick schaukeln.« »Seid ohne Sorge, mein Vater, er wird mir nichts tun, denn ich verstehe mein Handwerk. Ich will heute noch selbst zu ihm gehen.« Als die Abendzeit sich näherte, setzte sich der Meisterdieb in seinen Wagen und fuhr nach dem Schloß. Der Graf empfing ihn mit Artigkeit, weil er ihn für einen vornehmen Mann hielt. Als aber der Fremde sich zu erkennen gab, so erleichte er und schwieg eine Zeitlang gütlich. Endlich sprach er »du bist mein Pate, deshalb will ich Gnade für Recht ergehen lassen und nachsichtig mit dir verfahren. Weil du dich rühmst ein Meisterdieb zu sein, so will ich deine Kunst auf die Probe stellen wenn du aber nicht bestehst, so mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Gekrächze der Raben soll deine Musik dabei sein.« »Herr Graf,« antwortete der Meister, »denkt euch drei Stücke aus, so schwer ihr wollt, und wenn ich eure Aufgabe nicht löse, so tut mit mir wie euch gefällt.« Der Graf sann einige Augenblicke nach, dann sprach er »wohlan, im ersten sollst du mir mein Leibpferd aus dem Stalle fehlen, im andern sollst du mir und meiner Gemahlin, wenn wir eingeschlafen sind, das Bettüch unter dem Leib wegnehmen, ohne daß wirs merken, und dazu meiner Gemahlin den Trauring vom Finger: im dritten und letzten sollst du mir den Pfarrer und Küster aus der Kirche wegstehlen. Merke dir alles wohl, denn es geht dir an den Hals.«

Der Meister begab sich in die nächst liegende Stadt. Dort kaufte er einer alten Bauernfrau die Kleider ab, und zog sie an. Dann färbte er sich

das Gesicht braun und malte sich noch Ritzeln hinein, so daß ihn kein Mensch wieder erkannt hätte. Endlich füllte er ein Fäßchen mit altem Ungarwein, in welchen ein starker Schlaftrunk gemischt war. Das Fäßchen legte er auf eine Kötze, die er auf den Rücken nahm, und ging mit bedächtigen, schwankenden Schritten zu dem Schloß des Grafen. Es war schon dunkler als er anlangte: er setzte sich in dem Hof auf einen Stein, fing an zu husten, wie eine alte brustkranke Frau und rieb die Hände, als wenn er fröre. Vor der Türe des Pferdestalls lagen Soldaten um ein Feuer: einer von ihnen bemerkte die Frau und rief ihr zu »komm näher, altes Mütterchen, und wärme dich bei uns. Du hast doch kein Nachtlager und nimmst es an, wo du es findest.« Die Alte trippelte herbei, bat ihr die Kötze vom Rücken zu heben, und setzte sich zu ihnen ans Feuer. »Was hast du da in deinem Fäßchen, du alte Schachtel?« fragte einer. »Einen guten Schluck Wein,« antwortete sie, »ich ernähre mich mit dem Handel, für Geld und gute Worte gebe ich euch gerne ein Glas.« »Nur her damit,« sagte der Soldat, und als er ein Glas gekostet hatte, rief er »wenn der Wein gut ist, so trink ich lieber ein Glas mehr,« ließ sich nochmals eiruchenken, und die andern folgten seinem Beispiel. »Heda, Kameraden,« rief einer denen zu, die in dem Stall saßen, »hier ist ein Mütterchen, das hat Wein, der so alt ist wie sie selber, nehmt auch einen Schluck, der wärmt euch den Magen noch besser als unser Feuer.« Die Alte trug ihr Fäßchen in den Stall. Einer hatte sich auf das gesattelte Leibpferd gesetzt, ein anderer hielt den Baum in der Hand, ein dritter hatte den Schwanz gepackt. Sie schenkte ein so viel verlangt ward, bis die Quelle versiegte. Nicht lange so fiel dem einen der Baum aus der Hand, er sank nieder und fing an zu schnarchen, der andere ließ den Schwanz los, legte sich nieder und schnarchte noch lauter. Der welcher im Sattel saß, blieb zwar sitzen, bog sich aber mit dem Kopf fast bis auf den Hals des Pferdes, schlief und blies mit dem Mund wie ein Schmiedebalg. Die Soldaten draußen waren schon längst eingeschlafen, lagen auf der Erde und regten sich nicht, als wären sie von Stein. Als der Meisterdieb sah daß es ihm geglückt war, gab er dem einen statt des Zurns ein Seil in die Hand, und dem andern, der den Schwanz gehalten hatte, einen Strohwisch, aber was sollte er mit dem, der auf dem Rücken des Pferdes saß, anfangen? Herunter werfen wollte er ihn nicht, er hätte erwachen und ein Geschrei erheben können. Er wußte aber guten Rat, er schnallte die Sattelgurt auf, knüpfte ein paar Seile, die in Ringen an der Wand hingen, an den Sattel fest, und zog den schlafenden Reiter mit dem Sattel in die Höhe, dann schlug er die Seile um den Pfosten und machte sie fest. Das Pferd hatte er bald von der Kette los gebunden, aber wenn er über das steinerne Pflaster des Hofes geritten wäre, so hätte man den Lärm im Schloß gehört. Er umwickelte ihm also zuvor die Hüften mit alten Lappen, führte es dann vorsichtig hinaus, schwang sich auf und jagte davon.

Als der Tag angebrochen war, sprengte der Meister auf dem gestohlenen Pferd zu dem Schloß. Der Graf war eben aufgestanden und blickte aus dem Fenster. »Guten Morgen, Herr Graf,« rief er ihm zu, »hier ist das Pferd, das ich glücklich aus dem Stall geholt habe. Schaut nur, wie schön eure

Soldaten da liegen und schlafen, und wenn ihr in den Stall gehen wollt, so werdet ihr sehen, wie bequem das eure Wächter gemacht haben.« Der Graf mußte lachen, dann sprach er »einmal ist dir's gelungen, aber das zweitemal wirds nicht so glücklich ablaufen. Und ich warne dich, wenn du mir als Dieb begegnest, so behandle ich dich auch wie einen Dieb.« Als die Gräfin Abends zu Bette gegangen war, schloß sie die Hand mit dem Trauring fest zu, und der Graf sagte »alle Türen sind verschlossen und verriegelt, ich bleibe wach und will den Dieb erwarten; steigt er aber am Fenster ein, so schieße ich ihn nieder.« Der Meisterdieb aber ging in der Dunkelheit hinaus zu dem Galgen, schnitt einen armen Sünder, der da hing, von dem Strick ab und trug ihn auf dem Rücken nach dem Schloß. Dort stellte er eine Leiter an das Schlagemach, setzte den Toten auf seine Schultern und fing an hinauf zu steigen. Als er so hoch gekommen war, daß der Kopf des Toten in dem Fenster erschien, drückte der Graf, der in seinem Bett lauerte, eine Pistole auf ihn los: alsbald ließ der Meister den armen Sünder herab fallen, sprang selbst die Leiter herab, und versteckte sich in eine Ecke. Die Nacht war von dem Mond so weit erhellt, daß der Meister deutlich sehen konnte wie der Graf aus dem Fenster auf die Leiter lag, herabkam und den Toten in den Garten trug. Dort fing er an ein Loch zu graben, in das er ihn legen wollte. »Jetzt,« dachte der Dieb, »ist der günstige Augenblick gekommen,« schlich behende aus seinem Winkel und stieg die Leiter hinauf, geradezu ins Schlagemach der Gräfin. »Liebe Frau,« fing er mit der Stimme des Grafen an, »der Dieb ist tot, aber er ist doch mein Pate und mehr ein Schelm als ein Bösewicht gewesen: ich will ihn der öffentlichen Schande nicht preis geben; auch mit den armen Eltern habe ich Mitleid. Ich will ihn, bevor der Tag anbricht, selbst im Garten begraben, damit die Sache nicht ruchbar wird. Gib mir auch das Betttuch, so will ich die Leiche einhüllen und ihn nicht wie einen Hund verscharren.« Die Gräfin gab ihm das Tuch. »Weißt du was,« sagte der Dieb weiter, »ich habe eine Anwendung von Großmut, gib mir noch den Ring; der Unglückliche hat sein Leben gewagt, so mag er ihn ins Grab mitnehmen.« Sie wollte dem Grafen nicht entgegen sein, und obgleich sie es ungern tat, so zog sie doch den Ring vom Finger und reichte ihn hin. Der Dieb machte sich mit beiden Stücken fort und kam glücklich nach Haus, bevor der Graf im Garten mit seiner Totengräberarbeit fertig war. Was zog der Graf für ein langes Gesicht, als am andern Morgen der Meister kam und ihm das Betttuch und den Ring brachte. »Kannst du hexen?« sagte er zu ihm, »wer hat dich aus dem Grab geholt, in das ich selbst dich gelegt habe, und hat dich wieder lebendig gemacht?« »Mich habt ihr nicht begraben,« sagte der Dieb, »sondern den armen Sünder am Galgen« und erzählte ausführlich wie es abgegangen war; und der Graf mußte ihm zustehen daß er ein gescheiter und listiger Dieb wäre. »Aber noch bist du nicht zu Ende,« setzte er hinzu, »du hast noch die dritte Aufgabe zu lösen, und wenn dir das nicht gelingt, so hilft dir alles nichts.« Der Meister lächelte und gab keine Antwort. Als die Nacht eingebrochen war, kam er mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Bündel unter dem Arm, und einer Laterne in der Hand zu

der Dorfkirche gegangen. In dem Sack hatte er Krebse, in dem Bündel aber kurzweg Wachslichter. Er setzte sich auf den Gottesacker, holte einen Krebs heraus und klebte ihm ein Wachslichtchen auf den Rücken; dann zündete er das Lichtchen an, setzte den Krebs auf den Boden und ließ ihn kriechen. Er holte einen zweiten aus dem Sack, machte es mit diesem ebenso und fuhr fort bis auch der letzte aus dem Sack war. Hierauf zog er ein langes schwarzes Gewand an, das wie eine Mönchskutte aussah und klebte sich einen grauen Bart an das Kinn. Als er endlich ganz unkenntlich war, nahm er den Sack, in dem die Krebse gewesen waren, ging in die Kirche und stieg auf die Karel. Die Turmuhr schlug eben zwölf: als der letzte Schlag verklungen war, rief er mit lauter gellender Stimme »hört an, ihr sündigen Menschen, das Ende aller Dinge ist gekommen, der jüngste Tag ist nahe: hört an, hört an. Wer mit mir in den Himmel will, der krieche in den Sack. Ich bin Petrus, der die Himmelstüre öffnet und schließt. Seht ihr draußen auf dem Gottesacker wandeln die Gestorbenen und sammeln ihre Gebeine zusammen. Kommt, kommt und kriecht in den Sack, die Welt geht unter.« Das Geschrei schallte durch das ganze Dorf. Der Pfarrer und der Küster, die zunächst an der Kirche wohnten, hatten es zuerst vernommen, und als sie die Lichter erblickten, die auf dem Gottesacker umher wandelten, merkten sie daß etwas Ungewöhnliches vorging und traten sie in die Kirche ein. Sie hörten der Predigt eine Weile zu, da stieß der Küster den Pfarrer an und sprach »es wäre nicht übel, wenn wir die Gelegenheit benutzten und zusammen vor dem Einbruch des jüngsten Tags auf eine leichte Art in den Himmel kämen.« »Freilich,« erwiderte der Pfarrer, »das sind auch meine Gedanken gewesen; habt ihr Lust, so wollen wir uns auf den Weg machen.« »Ja,« antwortete der Küster, »aber ihr, Herr Pfarrer, habt den Vortritt, ich folge nach.« Der Pfarrer schritt also vor und stieg auf die Karel, wo der Meister den Sack öffnete. Der Pfarrer kroch zuerst hinein, dann der Küster. Gleich band der Meister den Sack fest zu, packte ihn am Bartsch und schleifte ihn die Karelstreppe hinab: so oft die Köpfe der beiden Toren auf die Stufen aufschlugen, rief er »jetzt gehts schon über die Berge.« Dann zog er sie auf gleiche Weise durch das Dorf, und wenn sie durch Pfützen kamen, rief er »jetzt gehts schon durch die nassen Wolken,« und als er sie endlich die Schloßstreppe hinaufzog, so rief er »jetzt sind wir auf der Himmelstreppe und werden bald im Vorhof sein.« Als er oben angelangt war, schob er den Sack in den Tauberschlag, und als die Tauben flatterten, sagte er »hört ihr wie die Engel sich freuen und mit den Fittichen schlagen.« Dann schob er den Riegel vor und ging fort.

Am andern Morgen begab er sich zu dem Grafen, und sagte ihm daß er auch die dritte Aufgabe gelöst und den Pfarrer und Küster aus der Kirche weggeführt hätte. »Wo hast du sie gelassen?« fragte der Herr. »Sie liegen in einem Sack oben auf dem Tauberschlag und bilden sich ein sie wären im Himmel.« Der Graf stieg selbst hinauf und überzeugte sich daß er die Wahrheit gesagt hatte. Als er den Pfarrer und Küster aus dem Gefängnis befreit hatte, sprach er »du bist ein Ezdieb, und hast deine Sache gewonnen. Für diesmal kommst du mit heiler Haut davon, aber mache daß du aus meinem

sch, e c e p e e u h b, - n e s e s z a m d u. « j e t n e p e l
Land fortkommst, denn wenn du dich wieder darin betreten läßt, so kannst du auf deine Erhöhung am Galgen rechnen.« Der Dieb nahm Abschied von

o n l, n e, i c d, - n e, e k o l p p l.
seinen Eltern, ging wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

Der Trommler.

Eines Abends ging ein junger Trommler ganz allein auf dem Feld und kam an einen See, da sah er an dem Ufer drei Stückchen weiße Leinwand liegen. »Was für feines Leinen« sprach er, und steckte eins davon in die Tasche. Er ging heim, dachte nicht weiter an seinen Fund und legte sich zu Bett. Als er eben einschlafen wollte, war es ihm als nannte jemand seinen Namen. Er horchte und vernahm eine leise Stimme, die ihm zurief »Trommler, Trommler, wach auf.« Er konnte, da es finstere Nacht war, niemand sehen, aber es kam ihm vor als schwebte eine Gestalt vor seinem Bett auf und ab. »Was willst du?« fragte er. »Gib mir mein Hemdchen zurück,« antwortete die Stimme, »das du mir gestern Abend am See weggenommen hast.« »Du sollst es wieder haben,« sprach der Trommler, »wenn du mir sagst wer du bist.« »Ach,« erwiderte die Stimme, »ich bin die Tochter eines mächtigen Königs, aber ich bin in die Gewalt einer Hexe geraten, und bin auf den Glasberg gebannt. Jeden Tag muß ich mich mit meinen zwei Schwestern im See baden, aber ohne mein Hemdchen kann ich nicht wieder fort fliegen. Meine Schwestern haben sich fort gemacht, ich aber habe zurück bleiben müssen. Ich bitte dich gib mir mein Hemdchen wieder.« »Sei ruhig, armes Kind,« sprach der Trommler, »ich will dir gerne zurückgeben.« Er holte es aus seiner Tasche, und reichte es ihr in der Dunkelheit hin. Sie erfaßte es hastig, und wollte damit fort. »Weile einen Augenblick,« sagte er »vielleicht kann ich dir helfen.« »Helfen kannst du mir nur, wenn du auf den Glasberg steigst und mich aus der Gewalt der Hexe befreist. Aber du dem Glasberg kommst du nicht, und wenn du auch ganz nahe daran wärst, so kannst du nicht hinauf.« »Was ich will, das kann ich,« sagte der Trommler, »ich habe Mitleid mit dir und ich fürchte mich vor nichts. Aber ich weiß den Weg nicht, der nach dem Glasberge führt.« »Der Weg geht durch den großen Wald, in dem die Menschenfresser hausen,« antwortete sie, »mehr darf ich dir nicht sagen.« Darauf hörte er wie sie fortgeschwirrte.

Bei Anbruch des Tags machte sich der Trommler auf, hing seine Trommel um und ging ohne Furcht geradezu in den Wald hinein. Als er ein Weichen gegangen war und keinen Riesen erblickte, so dachte er »ich muß die Langeschläfer aufwecken,« hing die Trommel vor und schlug einen Wirbel, daß die Vögel aus den Bäumen mit Geschrei aufflogen. Nicht lange so erhob sich auch ein Riese in die Höhe, der im Gras gelegen und geschlafen hatte, und war so groß wie eine Tanne. »Du Wicht,« rief er ihm zu, »was trommelst du hier und weckst mich aus dem besten Schlaf?« »Ich trommle,« antwortete er, »weil viele tausende hinter mir herkommen, damit sie den Weg wissen.« »Was wollen die hier in meinem Wald?« fragte der Riese. »Sie wollen dir den Garaus machen und den Wald von einem Götüm, wie du bist, säubern.« »Oho,« sagte der

Riese, »ich trete euch wie Ameisen tot.« »Meinst du, du könntest gegen sie etwas ausrichten?« sprach der Trommler, »wenn du dich bückst, um
 einen zu packen, so springt er fort und versteckt sich: wie du dich aber niederlegst und schläfst, so kommen sie aus allen Gebüsch herbei,
 und kriechen an dir hinauf. Jeder hat einen Hammer von Stahl am Gürtel stecken, damit schlagen sie dir den Schädel ein.« Der Riese ward verdrießlich und
 dachte »wenn ich mich mit dem listigen Volk befasse, so könnte es doch zu meinem Schaden ausschlagen. Wölven und Bären drücke ich die
 Gurgel zusammen, aber vor den Erdwürmern kann ich mich nicht schützen.« »Hör, kleiner Kerl,« sprach er, »zieh wieder ab, ich verspreche dir,
 daß ich dich und deine Gesellen in Zukunft in Ruhe lassen will, und hast du noch einen Wunsch, so sag mir, ich will dir wohl etwas zu gefallen tun.«
 »Du hast lange Beine,« sprach der Trommler, »und kannst schneller laufen als ich, trag mich zum Glasberge, so will ich den Meinigen ein
 Zeichen zum Rückzug geben, und sie sollen dich diesmal in Ruhe lassen.« »Komm her, Wurm,« sprach der Riese, »setz dich auf meine Schulter, ich
 will dich tragen wohin du verlangst.« Der Riese hob ihn hinauf, und der Trommler fing oben an nach Heizenslust auf der Trommel zu
 wirbeln. Der Riese dachte »das wird das Zeichen sein, daß das andere Volk zurückgehen soll.« Nach einer Weile stand ein zweiter Riese am Weg,
 der nahm den Trommler dem ersten ab und steckte ihn in sein Knopfloch. Der Trommler faßte den Knopf, der wie eine Schüssel groß war,
 hielt sich daran und schaute ganz lustig umher. Dann kamen sie zu einem dritten, der nahm ihn aus dem Knopfloch und setzte ihn auf den Rand seines
 Hütes; da ging der Trommler oben auf und ab und sah über die Bäume hinaus, und als er in blauer Ferne einen Berg erblickte, so dachte er
 »das ist gewiss der Glasberg,« und er war es auch. Der Riese tat nur noch ein paar Schritte, so waren sie an dem Fuß des Bergs angelangt, wo
 ihn der Riese absetzte. Der Trommler verlangte er sollte ihn auch auf die Spitze des Glasberges tragen, aber der Riese schüttelte mit dem Kopf, brummte
 etwas in den Bart und ging in den Wald zurück.
 Nun stand der arme Trommler vor dem Berg, der so hoch war, als wenn drei Berge aufeinander gesetzt wären, und dabei so glatt wie ein
 Spiegel, und wußte keinen Rat um hinauf zu kommen. Er fing an zu klettern, aber vergeblich, er rutschte immer wieder herab. »Wer setzt ein
 Vogel wäre« dachte er, aber was half das Wünschen, es wuchsen ihm keine Flügel. Indem er so stand, und sich nicht zu helfen wußte,
 erblickte er nicht weit von sich zwei Männer, die heftig miteinander stritten. Er ging auf sie zu und sah daß sie wegen eines Sattels meins waren, der
 vor ihnen auf der Erde lag und den jeder von ihnen haben wollte. »Was seid ihr für Narren,« sprach er, »zankt euch um einen Sattel und
 habt kein Pferd dazu.« »Der Sattel ist wert daß man darum streitet,« antwortete der eine von den Männern, »wer darauf sitzt und wünscht sich
 irgend wohin, und wärs am Ende der Welt, der ist im Augenblick angelangt, wie er den Wunsch ausgesprochen hat. Der Sattel gehört uns
 gemeinschaftlich, die Reihe darauf zu reiten ist an mir, aber der andere will es nicht zulassen.« »Der Streit will ich bald austragen,« sagte der

Trommler, ging eine Strecke weit und steckte einen weißen Stab in die Erde. Dann kam er zurück und sprach »Jetzt lauft nach dem Ziel, wer zuerst
 ist; der reitet zuerst.« Beide setzten sich in Trab, aber kaum waren sie ein paar Schritte weg, so schwang sich der Trommler auf den Sattel,
 wünschte sich auf den Glasberg, und ehe man die Hand umdrehte, war er dort. Auf dem Berg oben war eine Ebne, da stand ein altes
 steinernes Haus, und vor dem Haus lag ein großer Fischteich, dahinter aber ein finsterner Wald. Menschen und Tiere sah er nicht, es war
 alles still, nur der Wind flüchtete in den Bäumen, und die Wolken zogen ganz nah über seinem Haupt weg. Er trat an die Türe und
 klopfte an. Als er zum drittenmal geklopft hatte, öffnete eine Alte mit braunem Gesicht und roten Augen die Türe; sie hatte eine Brille auf
 ihrer langen Nase und sah ihn scharf an, dann fragte sie was sein Begehren wäre. »Einlaß, Kost und Nachtlager« antwortete der
 Trommler. »Das sollst du haben,« sagte die Alte, »wenn du dafür drei Arbeiten verrichten willst.« »Warum nicht?« antwortete er, »ich scheue keine
 Arbeit, und wenn sie noch so schwer ist.« Die Alte ließ ihn ein, gab ihm Essen und Abends ein gutes Bett. Am Morgen als er ausgeschlafen hatte,
 nahm die Alte einen Fingerhut von ihrem dünnen Finger, reichte ihn dem Trommler hin, und sagte »Jetzt geh an die Arbeit und schöpfe den
 Teich draußen mit diesem Fingerhut aus: aber ehe es Nacht wird mußt du fertig sein, und alle Fische, die in dem Wasser sind, müssen nach ihrer Art
 und Größe ausgesücht und nebeneinander gelegt sein.« »Das ist eine seltsame Arbeit,« sagte der Trommler, ging aber zu dem Teich und fing an
 zu schöpfen. Er schöpfte den ganzen Morgen, aber was kann man mit einem Fingerhut bei einem großen Wasser ausrichten, und wenn
 man tausend Jahre schöpft? Als es Mittag war, dachte er »es ist alles umsonst, und ist einerlei ob ich arbeite oder nicht,« hielt ein, und
 setzte sich nieder. Da kam ein Mädchen aus dem Haus gegangen, stellte ihm ein Körbchen mit Essen hin, und sprach »du sitzt da so
 traurig, was fehlt dir?« Er blickte es an und sah daß es wunderschön war. »Ach,« sagte er, »ich kann die erste Arbeit nicht vollbringen, wie wird es
 mit den andern werden? Ich bin ausgegangen eine Königstochter zu suchen, die hier wohnen soll, aber ich habe sie nicht gefunden; ich will weiter
 gehen.« »Bleib hier,« sagte das Mädchen, »ich will dir aus deiner Not helfen. Du bist müde, lege deinen Kopf in meinen Schoß und
 schlaf. Wenn du wieder aufwachst, so ist die Arbeit getan.« Der Trommler ließ sich das nicht zweimal sagen. Sobald ihm die Augen auffielen, drehte sie
 einen Wünschring und sprach »Wasser herauf, Fische heraus.« Als bald stieg das Wasser wie ein weißer Nebel in die Höhe und zog mit den andern
 Wolken fort, und die Fische schmalzten, sprangen ans Ufer, und legten sich nebeneinander, jeder nach seiner Größe und Art. Als der Trommler
 erwachte, sah er mit Erstaunen daß alles vollbracht war. Aber das Mädchen sprach »einer von den Fischen liegt nicht bei seinesgleichen, sondern ganz
 allein. Wenn die Alte heute Abend kommt, und sieht daß alles geschehen ist, was sie verlangt hat, so wird sie fragen »was soll dieser Fisch
 allein?« Dann wirf ihr den Fisch ins Angesicht und sprich »der soll für dich sein, alte Hexe.« Abends kam die Alte, und als sie die Frage getan hatte,

so warf er ihr den Fisch ins Gesicht. Sie stellte sich als merkte sie es nicht und schwieg still, aber sie blickte ihn mit boshafte Augen an. Am andern
Morgen sprach sie »gestern hast du es zu leicht gehabt, ich muß dir schwerere Arbeit geben. Heute mußt du den ganzen Wald umhauen, das Holz
in Scheite spalten und in Klaftern legen, und am Abend muß alles fertig sein.« Sie gab ihm eine Axt, einen Schläger und zwei Keile.
Aber die Axt war von Blei, der Schläger und die Keile waren von Blech. Als er anfang zu hauen, so legte sich die Axt um, und Schläger und
Keile drückten sich zusammen. Er wußte sich nicht zu helfen, aber Mittags kam das Mädchen wieder mit dem Essen und tröstete ihn. »Lege deinen
Kopf in meinen Schoß,« sagte sie, »und schlaf, wenn du aufwachst, so ist die Arbeit getan.« Sie drehte ihren Wischring, in dem Augenblick
sank der ganze Wald mit Krachen zusammen, das Holz spaltete sich von selbst, und legte sich in Klaftern zusammen; es war als ob unsichtbare Riesen die
Arbeit vollbrächten. Als er aufwachte, sagte das Mädchen »siehst du das Holz ist geklaffert und gelegt: nur ein einziger Ast ist übrig, aber wenn
die Alte heute Abend kommt und fragt was der Ast solle, so gib ihr damit einen Schlag und sprich »der soll für dich sein, du Hexe.« Die Alte kam,
»siehst du,« sprach sie, »wie leicht die Arbeit war: aber für wen liegt der Ast noch da?« »Für dich, du Hexe« antwortete er und gab ihr einen
Schlag damit. Aber sie tat als fühlte sie es nicht, lachte höhnisch und sprach »Morgen früh sollst du alles Holz auf einen Haufen legen, es anzünden
und verbrennen.« Er stand mit Anbruch des Tages auf und fing an das Holz herbei zu holen, aber wie kann ein einziger Mensch einen
ganzen Wald zusammen tragen? die Arbeit rückte nicht fort. Doch das Mädchen verließ ihn nicht in der Not: es brachte ihm Mittags seine Speise, und als er
gegessen hatte, legte er seinen Kopf in den Schoß und schlief ein. Bei seinem Erwachen brannte der ganze Aststoß in einer
ungeheuern Flamme, die ihre Zungen bis in den Himmel ausstreckte. »Hör mich an,« sprach das Mädchen, »wenn die Hexe kommt, wird sie dir
allerlei auftragen: tust du ohne Furcht was sie verlangt, so kann sie dir nichts anhaben: fürchtest du dich aber, so packt dich das Feuer
und verzehrt dich. Jetzt, wenn du alles getan hast, so packe sie mit beiden Händen, und wirf sie mitten in die Glut.« Das Mädchen ging fort, und die
Alte kam heranschlüpfen, »hul mich friert,« sagte sie, »aber das ist ein Feuer, das brennt, das wärmt mir die alten Knochen, da wird mir
wohl. Aber dort liegt ein Klotz, der will nicht brennen, den hol mir heraus. Hast du das noch getan, so bist du frei, und kannst ziehen
wohin du willst. Nur munter hinein.« Der Trommler besann sich nicht lange, sprang mitten in die Flammen, aber sie taten ihm nichts, nicht einmal die
Haare konnten sie ihm versengen. Er trug den Klotz heraus und legte ihn hin. Kaum aber hatte das Holz die Erde berührt, so verwandelte es sich, und das
schöne Mädchen stand vor ihm, das ihm in der Not geholfen hatte: und an den seidenen goldglänzenden Kleidern, die es anhatte,
merkte er wohl daß es die Königstochter war. Aber die Alte lachte giftig und sprach »du meinst du hättest sie, aber du hast sie noch nicht.«
Eben wollte sie auf das Mädchen losgehen, und es fortziehen, da packte er die Alte mit beiden Händen, hob sie in die Höhe, und warf sie den

Flammen in den Rachen, die über ihr zusammentrugen, als freuten sie sich daß sie eine Hexe verzehren sollten.

Die Königstochter blickte darauf den Trommler an, und als sie sah daß es ein schöner Jüngling war und bedachte daß er sein Leben daran

gesetzt hatte, um sie zu erlösen, so reichte sie ihm die Hand und sprach »du hast alles für mich gewagt, aber ich will auch für dich alles tun.

»Versprichst du mir deine Treue, so sollst du mein Gemahl werden. An Reichtümern fehlt es uns nicht, wir haben genug an dem, was die Hexe hier

zusammen getragen hat.« Sie führte ihn in das Haus, da standen Kisten und Kisten, die mit ihren Stützen angefüllt waren. Sie ließen Gold und Silber liegen

und nahmen nur die Edelsteine. Sie wollte nicht länger auf dem Glasberg bleiben, da sprach er zu ihr »setze dich zu mir auf meinen Sattel, so

fliegen wir hinab wie Vögel.« »Der alte Sattel gefällt mir nicht,« sagte sie, »ich brauche nur an meinem Wunschring zu drehen, so sind wir zu Haus.«

»Wohlan,« antwortete der Trommler, »so wünsch uns vor das Stadttor.« Im Nu waren sie dort, der Trommler aber sprach »ich will

erst zu meinen Eltern gehen und ihnen Nachricht geben, harre mein hier auf dem Feld, ich will bald zurück sein.« »Ach,« sagte die

Königstochter, »ich bitte dich, nimm dich in Acht, küsse deine Eltern bei deiner Ankunft nicht auf die rechte Wange, denn sonst wirst du

alles vergessen, und ich bleibe hier allein und verlassen auf dem Feld zurück.« »Wie kann ich dich vergessen?« sagte er und versprach ihr in die Hand recht

bald wieder zu kommen. Als er in sein väterliches Haus trat, wußte niemand wer er war, so hatte er sich verändert, denn die drei Tage, die er auf

dem Glasberg zugebracht hatte, waren drei lange Jahre gewesen. Da gab er sich zu erkennen, und seine Eltern fielen ihm vor Freude um den Hals, und

er war so bewegt in seinem Herzen, daß er sie auf beide Wangen küßte und an die Worte des Mädchens nicht dachte. Wie er ihnen aber den

Kuß auf die rechte Wange gegeben hatte, ver schwand ihm jeder Gedanke an die Königstochter. Er leerte seine Taschen aus und legte Händevoll der

größten Edelsteine auf den Tisch. Die Eltern wußten gar nicht was sie mit dem Reichtum anfangen sollten.

Da baute der Vater ein prächtiges Schloß, von Gärten, Wäldern und Wiesen umgeben, als wenn ein Fürst darin wohnen sollte. Und als es fertig

war, sagte die Mutter »ich habe ein Mädchen für dich ausgesucht, in drei Tagen soll die Hochzeit sein.« Der Sohn war mit allem zufrieden, was die

Eltern wollten.

Die arme Königstochter hatte lange vor der Stadt gestanden und auf die Rückkehr des Jünglings gewartet. Als es Abend ward, sprach sie »gewiss hat

er seine Eltern auf die rechte Wange geküßt, und hat mich vergessen.« Ihr Herz war voll Trauer, sie wünschte sich in ein einsames Waldhäuschen

und wollte nicht wieder an den Hof ihres Vaters zurück. Jeden Abend ging sie in die Stadt, und ging an seinem Haus vorüber: er sah sie manchmal,

aber er kannte sie nicht mehr. Endlich hörte sie wie die Leute sagten »morgen wird seine Hochzeit gefeiert.« Da sprach sie »ich will

versuchen ob ich sein Herz wieder gewinne.« Als der erste Hochzeitstag gefeiert ward, da drehte sie ihren Wunschring und sprach »ein

Kleid so glänzend wie die Sonne.« Als bald lag das Kleid vor ihr und war so glänzend, als wenn es aus lauter Sonnensahlen gewebt

wäre. Als alle Gäste sich versammelt hatten, so trat sie in den Saal. Jedermann wunderte sich über das schöne Kleid, am meisten die Braut,

und da schöne Kleider ihre größte Lust waren, so ging sie zu der Fremden und fragte ob sie es ihr verkaufen wollte. »Für Geld nicht,«

antwortete sie, »aber wenn ich die erste Nacht vor der Türe verweilen darf, wo der Bräutigam schläft, so will ich es hingeben.« Die Braut

konnte ihr Verlangen nicht bezwingen und willigte ein, aber sie mischte dem Bräutigam einen Schlaftrunk in seinen Nachtwein, wovon er in tiefen

Schlaf fiel. Als nun alles still geworden war, so kauerte sich die Königstochter vor die Türe der Schlafkammer, öffnete sie ein

wenig und rief hinein

»Trommler, Trommler, hör mich an,

hast du mich denn ganz vergessen?

hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gegessen?

habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?

hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?

Trommler, Trommler, hör mich an.«

Aber es war alles vergeblich, der Trommler wachte nicht auf, und als der Morgen anbrach, mußte die Königstochter unverrichteter Dinge wieder

fortgehen. Am zweiten Abend drehte sie ihren Wünschring und sprach »ein Kleid so silbern als der Mond.« Als sie mit dem Kleid, das so

zart war, wie der Monchein, bei dem Fest erschien, erregte sie wieder das Verlangen der Braut und gab es ihr für die Erlaubnis auch die zweite

Nacht vor der Türe der Schlafkammer zubringen zu dürfen. Da rief sie in nächtlicher Stille

»Trommler, Trommler, hör mich an,

hast du mich denn ganz vergessen?

hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gegessen?

habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?

hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?

Trommler, Trommler, hör mich an.«

Aber der Trommler, von dem Schlaftrunk betäubt, war nicht zu erwecken. Traurig ging sie den Morgen wieder zurück in ihr Waldhaus. Aber die Leute

im Haus hatten die Klage des fremden Mädchens gehört und erzählten dem Bräutigam davon: sie sagten ihm auch daß es ihm nicht möglich gewesen wäre

etwas davon zu vernehmen, weil sie ihm einen Schlaftrunk in den Wein geschüttet hätten. Am dritten Abend drehte die Königstochter den

Wünschring und sprach »ein Kleid flimmernd wie Sterne.« Als sie sich darin auf dem Fest zeigte, war die Bräut über die Pracht des Kleides, das

die andern weit übertraf, ganz außer sich und sprach »ich soll und muß es haben.« Das Mädchen gab es, wie die andern, für die Erlaubnis die Nacht vor der

Türe des Bräutigams hinzubringen. Der Bräutigam aber trank den Wein nicht, der ihm vor dem Schlafengehen gereicht wurde, sondern goß ihn

hinter das Bett. Und als alles im Haus still geworden war, so hörte er eine sanfte Stimme, die ihn anrief

»Trommler, Trommler, hör mich an,

hast du mich denn ganz vergessen?

hast du auf dem Glasberg nicht bei mir gesessen?

habe ich vor der Hexe nicht bewahrt dein Leben?

hast du mir auf Treue nicht die Hand gegeben?

Trommler, Trommler, hör mich an.«

Plötzlich kam ihm das Gedächtnis wieder. »Ach,« rief er, »wie habe ich so treulos handeln können, aber der Kuls, den ich meinen Eltern in der

Freude meines Herzens auf die rechte Wange gegeben habe, der ist schuld daran, der hat mich betäubt.« Er sprang auf, nahm die Königstochter

bei der Hand und führte sie zu dem Bett seiner Eltern. »Das ist meine rechte Bräut,« sprach er, »wenn ich die andere heirate, so tue ich großes

Unrecht.« Die Eltern, als sie hörten wie alles sichgetragen hatte, willigten ein. Da wurden die Lichter im Saal wieder angezündet, Pauken und Trompeten

herbei geholt, die Freunde und Verwandten eingeladen wieder zu kommen, und die wahre Hochzeit ward mit großer Freude gefeiert. Die erste

Bräut behielt die schönen Kleider zur Entschädigung und gab sich zufrieden.



Die Kornähre.

Erzeiten, als Gott noch selbst auf Erden wandelte, da war die Fruchtbarkeit des Bodens viel größer als sie jetzt ist: damals trugen die Ähren
 nicht fünfzig- oder sechzigfältig, sondern vier- bis fünfhundertfältig. Da wuchsen die Körner am Halm von unten bis oben hinauf: so lang er
 war, so lang war auch die Ähre. Aber wie die Menschen sind, im Überfluß achten sie des Segens nicht mehr, der von Gott kommt, werden
 gleichgültig und leichtsinnig. Eines Tages ging eine Frau an einem Kornfeld vorbei, und ihr kleines Kind, das neben ihr sprang,
 fiel in eine Pfütze und beschmutzte sein Kleidchen. Da riß die Mutter eine Hand voll der schönen Ähren ab und reinigte ihm damit das
 Kleid. Als der Herr, der eben vorüberkam, das sah, zürnte er und sprach »fortan soll der Kornhalm keine Ähre mehr tragen: die Menschen
 sind der himmlischen Gabe nicht länger wert.« Die Lustehenden, die das hörten, erschrecken, fielen auf die Knie und flehten, daß er noch etwas möchte an
 dem Halm stehen lassen: wenn sie selbst es auch nicht verdienten, doch der schuldigen Hühner wegen, die sonst verhungern müßten. Der Herr, der ihr
 Elend voraus sah, erbarmte sich und gewährte die Bitte. Also blieb noch oben die Ähre übrig, wie sie jetzt wächst.

Der Grabhügel.

Ein reicher Bauer stand eines Tags in seinem Hof und schaute nach seinen Feldern und Gärten: das Korn wuchs kräftig heran und die Obstbäume hingen voll Früchte. Das Getreide des vorigen Jahrs lag noch in so mächtigen Haufen auf dem Boden, daß es kaum die Balken tragen konnten. Dann ging er in den Stall, da standen die gemästeten Ochs'en, die fetten Kühe und die spiegelglatten Pferde. Endlich ging er in seine Stube zurück und warf seine Blicke auf die eisernen Kasten, in welchen sein Geld lag. Als er so stand, und seinen Reichtum übersah, klopfte es auf einmal heftig bei ihm an. Es klopfte aber nicht an die Türe seiner Stube, sondern an die Türe seines Herzens. Sie tat sich auf und er hörte eine Stimme, die zu ihm sprach »hast du den Deinigen damit wohl getan? hast du die Not der Armen angesehen? hast du mit den Hungrigen dein Brot geteilt? war dir genug was du besahest oder hast du noch immer mehr verlangt?« Das Herz zögerte nicht mit der Antwort »ich bin hart und unerbittlich gewesen und habe den Meinigen niemals etwas Gutes erzeigt. Ist ein Armer gekommen, so habe ich mein Auge weg gewendet. Ich habe mich um Gott nicht bekümmert, sondern nur an die Mehrung meines Reichtums gedacht. Wäre alles mein eigen gewesen, was der Himmel bedeckte, dennoch hätte ich nicht genug gehabt.« Als er diese Antwort vernahm, erschrak er heftig: die Knie fingen an ihm zu zittern und er mußte sich niedersetzen. Da klopfte es abermals an, aber es klopfte an die Türe seiner Stube. Es war sein Nachbar, ein armer Mann, der ein Häufchen Kinder hatte, die er nicht mehr sättigen konnte. »Ich weiß,« dachte der Arme, »mein Nachbar ist reich, aber er ist ebenso hart: ich glaube nicht daß er mir hilft, aber meine Kinder schreien nach Brot, da will ich es wagen.« Er sprach zu dem Reichen »Ihr gebt nicht leicht etwas von dem eurigen weg, aber ich stehe da wie einer, dem das Wasser bis an den Kopf geht: meine Kinder hungern, leiht mir vier Malter Korn.« Der Reiche sah ihn lange an, da begann der erste Sonnendahl der Milde einen Tropfen von dem Eis der Habsucht abzuschmelzen. »Vier Malter will ich dir nicht leihen,« antwortete er, »sondern achte will ich dir schenken, aber eine Bedingung mußst du erfüllen.« »Was soll ich tun?« sprach der Arme. »Wenn ich tot bin, sollst du drei Nächte an meinem Grabe wachen.« Dem Bauer ward bei dem Antrag unheimlich zu Mut, doch in der Not, in der er sich befand, hätte er alles bewilligt: er sagte also zu und trug das Korn heim. Es war, als hätte der Reiche vorausgesehen was geschehen würde, nach drei Tagen fiel er plötzlich tot zur Erde; man wußte nicht recht wie es gegangen war, aber niemand trauerte um ihn. Als er bestattet war, fiel dem Armen sein Versprechen ein: gerne wäre er davon entbunden gewesen, aber er dachte »er hat sich gegen dich doch mildtätig erwiesen, du hast mit seinem Korn deine hungrigen Kinder gesättigt, und wäre das

Doch nicht, du hast einmal das Versprechen gegeben und mußt du es halten.« Bei einbrechender Nacht ging er auf den Kirchhof und setzte sich
 auf den Grabhügel. Es war alles still, nur der Mond schien über die Grabhügel und manchmal flog eine Eule vorbei und ließ ihre kläglichen
 Töne hören. Als die Sonne aufging, begab sich der Arme ungefährdet heim, und ebenso ging die zweite Nacht ruhig vorüber. Den Abend
 des dritten Tages empfand er eine besondere Angst, es war ihm als stände noch etwas bevor. Als er hinaus kam, erblickte er an der Mauer des
 Kirchhofs einen Mann, den er noch nie gesehen hatte. Er war nicht mehr jung, hatte Narben im Gesicht und seine Augen blickten scharf und feurig
 umher. Er war ganz von einem alten Mantel bedeckt und nur große Reistiefeln waren sichtbar. »Was sucht ihr hier?« redete ihn der Bauer an,
 »grüßelt euch nicht auf dem einsamen Kirchhof?« »Ich suche nichts,« antwortete er, »aber ich fürchte auch nichts. Ich bin wie der Junge, der
 ausging das Gruseln zu lernen, und sich vergeblich bemühte, der aber bekam die Königstochter zur Frau und mit ihr große Reichtümer, und ich
 bin immer arm geblieben. Ich bin nichts als ein obgedankter Soldat und will hier die Nacht zubringen, weil ich sonst kein Obdach habe.«
 »Wenn ihr keine Furcht habt,« sprach der Bauer, »so bleibt bei mir und helft mir dort den Grabhügel bewachen.« »Wacht halten ist
 Sache des Soldaten,« antwortete er, »was uns hier begegnet, Gutes oder Böses, das wollen wir gemeinschaftlich tragen.« Der Bauer schlug ein und
 sie setzten sich zusammen auf das Grab.
 Alles blieb still bis Mitternacht, da ertönte auf einmal ein schneidendes Pfeifen in der Luft, und die beiden Wächter erblickten den Bösen, der
 leibhaftig vor ihnen stand. »Fort, ihr Halunken,« rief er ihnen zu, »der in dem Grab liegt, ist mein: ich will ihn holen, und wo ihr nicht weg
 geht, dreh ich euch die Häse um.« »Herr mit der roten Feder,« sprach der Soldat, »ihr seid mein Hauptmann nicht, ich brauch euch nicht zu
 gehorchen, und das Fürchten hab ich noch nicht gelernt. Geht eurer Wege, wir bleiben hier sitzen.« Der Teufel dachte »mit Gold fängst du die
 zwei Haderlumpen am besten,« zog gelindere Saiten auf und fragte ganz zutraulich ob sie nicht einen Beuter mit Gold annehmen und damit
 heim gehen wollten. »Das läßt sich hören,« antwortete der Soldat, »aber mit Einem Beuter voll Gold ist uns nicht gedient: wenn ihr
 so viel Gold geben wollt als da in einen von meinen Stiefeln geht, so wollen wir Euch das Feld räumen und ziehen.« »So viel habe ich nicht
 bei mir,« sagte der Teufel, »aber ich will es holen: in der benachbarten Stadt wohnt ein Wechsler, der mein guter Freund ist, der streckt mir
 gerne so viel vor.« Als der Teufel verschwunden war, zog der Soldat seinen linken Stiefel aus und sprach »dem Kohlenbrenner wollen wir
 schon eine Nase drehen: gebt mir nur euer Messer, Gevätter.« Er schnitt von dem Stiefel die Sohle ab und stellte ihn neben den Hügel in das hohe
 Gras an den Rand einer halb überwachsenen Grube. »So ist alles gut,« sprach er, »nun kann der Schorsteinfeger kommen.«
 Beide setzten sich und warteten, es dauerte nicht lange, so kam der Teufel und hatte ein Säckchen Gold in der Hand. »Schüttet es nur

hinein, sprach der Soldat und hob den Stiefel ein wenig in die Höhe, »das wird aber nicht genug sein.« Der schwarze leerte das Säckchen,
 das Gold fiel durch und der Stiefel blieb leer. »Dummer Teufel,« rief der Soldat, »es schickt nicht: habe ich es nicht gleich gesagt? kehrt nur wieder um
 und holt mehr.« Der Teufel schüttelte den Kopf, ging und kam nach einer Stunde mit einem viel größeren Sack unter dem Arm. »Nur
 eingefüllt,« rief der Soldat, »aber ich zweifle, daß der Stiefel voll wird.« Das Gold klingelte als es hinab fiel, und der Stiefel blieb leer. Der
 Teufel blickte mit seinen glühenden Augen selbst hinein und überzeugte sich von der Wahrheit. »Ihr habt überschämte starke Waden« rief er und verzog
 den Mund. »Meint ihr,« erwiderte der Soldat, »ich hätte einen Pferdefuß wie ihr? seit wann seid ihr so knäusrig? macht daß ihr mehr
 Gold herbeischafft, sonst wird aus unserm Handel nichts.« Der Unhold trollte sich abermals fort. Diesmal blieb er länger aus, und als er endlich
 erschien, keuchte er unter der Last eines Sackes, der auf seiner Schulter lag. Er schüttete ihn in den Stiefel, der sich aber so wenig füllte als vorher. Er
 ward wütend und wollte dem Soldat den Stiefel aus der Hand reißen, aber in dem Augenblick drang der erste Strahl der aufgehenden Sonne am
 Himmel herauf und der böse Geist entfloh mit lautem Schrei. Die arme Seele war gerettet.
 Der Bauer wollte das Gold teilen, aber der Soldat sprach »gib den Armen was mir zufällt: ich ziehe zu dir in deine Hütte und wir wollen mit
 dem übrigen in Ruhe und Frieden zusammen leben, so lange es Gott gefällt.«

Oll Rinkrank.

Dar war mal 'n König wän, un de har 'n Tochter hat: un de har 'n glasen Barg maken laten, un har segt de dar över lopen kun, an to vallen, de schull sin Tochter to 'n Fro hebben. Do is dar ok en, de mag de Königsdochter so gärn liden, de vragt den König of he sin Tochter nich hebben schal? »Ja,« segt de König, »wenn he dar över den Barg lopen kan, an dat he valt, den schal he är hebben.« Do segt de Königsdochter den wil se dar mit hüm över lopen un wil hüm hollen, wen he war vallen schul. Do lopt se dar mit 'nanner över, un as se dar miden up sünt, do glit de Königsdochter ut un valt, un de Glasbarg de deit sick apen, un se schütt darin hendal: un de Brögam de kan nich sen war se herdör kamen is, den de Barg het sick glick wär to dan. Do jammert un went he so väl, un de König is ok so trorig un let den Barg dar wedder weg bräken un ment he wil är wedder ut krigen, man se könt de Stä ni finnen wär se hendal vallen is. Ünnertüsken is de Königsdochter ganz dep in de Grunt in 'n grote Höl kamen. Do kumt är dar 'n ollen Kärl mit 'n ganzen langen grauen Bart to möt, un de segt wen se sin Magd wäsen wil un all don wat he bevelt, den schal se läven bliven, anners wil he är ümbringen. Do deit se all wat he är segt. «S Morgens den kricht he sin Ledder ut de Task un legt de an den Barg un sticht darmit to 'n Barg henut: un den lukt he de Ledder na sick ümhoch mit sick henup. Un den mut se sin Äten kaken und sin Bedd maken un all sin Arbeit don, un den, wen he wedder in Hus kumt, den bringt he alltit 'n Hüpen Golt un Sülver mit. As se al väl jaren bi em wäsen is un al ganz olt wurden is, do het he

är Fro Mansrot, un se möt hüm oll Rinkrank heten. Do is he ok ins enmal ut, do
makt se hüm sin Bedd un waskt sin Schöttels, un do makt se de Dören un
Vensters all dicht to, un do is dar so 'n Schuf wäsen, war 't Lecht herin schint
het, dat let se apen. As d'oll Rinkrank do wedder kumt, do klopt he an sin Dör
un röpt »Fro Mansrot, do mi d' Dör apen.« »Na,« segt se, »ik do di, oll Rinkrank,
d' Dör nich apen.« Do segt he

»hir sta ik arme Rinkrank

up min söventein Benen lank

up min en vergüllen Vot,

Fro Mansrot, wask mi d' Schöttels.«

»k heb din Schöttels al wusken« segt se. Do segt he wedder

»hir sta ik arme Rinkrank

up min söventein Benen lank,

up min en vergüllen Vot,

Fro Mansrot, mak mi 't Bedd.«

»k heb din Bedd al makt« segt se. Do segt he wedder

»hir sta ik arme Rinkrank

up min söventein Benen lank,

up min en vergüllen Vot,

Fro Mansrot, do mi d' Dör apen.«

Do löpt he all runt üm sin Hus to un süt dat de lütke Luk dar apen is, do denkt
he »du schast doch ins tosen wat se dar wol makt, warüm dat se mi d' Dör wol
nich apen don wil.« Do wil he dar dör kiken un kan den Kop dar ni dör krigen
van sin langen Bart. Do stekt he sin Bart dar erst dör de Luk, un as he de dar

hendör het, do geit Fro Mansrot bi un schuft de Luk grad to mit 'n Bant, de se dar an bunnen het, un de Bart blift darin vast sitten. Do fangt he so jammerlik an to kriteren, dat deit üm so sär: un do biddt he är se mag üm wedder los laten. Do segt se er nich as bet he är de Ledder deit, war he mit to 'n Barg herut sticht. Do mag he willen oder nich, he mot är seggen war de Ledder is. Do bint se 'n ganzen langen Bant dar an de Schuf, un do legt se de Ledder an un sticht to 'n Barg herut: un as se baven is, do lukt se de Schuf apen. Do geit se na är Vader hen un vertelt wo dat är all gan is. Do freut de König sick so un är Brögam is dar ok noch, un do gat se hen un gravt den Barg up un finnt den ollen Rinkrank mit all sin Golt ün Sülver darin. Do let de König den ollen Rinkrank dot maken, un all sin Sülver un Golt nimt he mit. Do kricht de Königsdochter den ollen Brögam noch ton Mann, un se lävt recht vergnügt un herrlich un in Freuden.


 Die Kristallkugel.

Es war einmal eine Zauberin, die hatte drei Söhne, die sich brüderlich liebten: aber die Alte traute ihnen nicht und dachte sie wollten ihr ihre Macht rauben. Da verwandelte sie den ältesten in einen Adler, der mußte auf einem Felsengebirge hausen und man sah ihn manchmal am Himmel in großen Kreisen auf und nieder schweben. Den zweiten verwandelte sie in einen Walfisch, der lebte im tiefen Meer, und man sah nur wie er zuweilen einen mächtigen Wasserstrahl in die Höhe warf. Beide hatten nur zwei Stunden jeden Tag ihre menschliche Gestalt. Der dritte Sohn, da er fürchtete sie möchte ihn auch in ein reißendes Tier verwandeln, in einen Bären oder einen Wolf, so ging er heimlich fort, er hatte aber gehört daß auf dem Schloß der goldenen Sonne eine verwünschte Königstochter säße, die auf Erlösung harrete: es mußte aber jeder sein Leben daran wagen, schon drei und vierzig Jünglinge wären eines jämmerlichen Todes gestorben und nur noch einer übrig, dann dürfte keiner mehr kommen. Und da sein Herz ohne Furcht war, so faßte er den Entschluß das Schloß von der goldenen Sonne auszusuchen. Er war schon lange Zeit herumgezogen, und hatte es nicht finden können, da geriet er in einen großen Wald und wußte nicht wo der Ausgang war. Auf einmal erblickte er in der Ferne zwei Riesen, die winkten ihm mit der Hand, und als er zu ihnen kam, sprachen sie »wir streiten um einen Hut, wem er zugehören soll, und da wir beide gleich stark sind, so kann keiner den andern überwältigen: die kleinen Menschen sind klüger als wir, daher wollen wir dir die Entscheidung überlassen.« »Wie könnt ihr euch um einen alten Hut streiten?« sagte der Jüngling. »Du weißt nicht was er für Eigenschaften hat, es ist ein Wunschhut, wer den aufsetzt, der kann sich hinwünschen wohin er will, und im Augenblick ist er dort.« »Gebt mir den Hut« sagte der Jüngling, »ich will ein Stück Wegs gehen, und wenn ich euch dann rufe, so lauft um die Wette, und wer am ersten bei mir ist, dem soll er gehören.« Er setzte den Hut auf und ging fort, dachte aber an die Königstochter, vergaß die Riesen und ging immer weiter. Einmal seufzte er aus Heftigkeit und rief, »ach, wäre ich doch auf dem Schloß der goldenen Sonne!« und kaum waren die Worte über seine Lippen, so stand er auf einem hohen Berg vor dem Tor des Schlosses. Er trat hinein und ging durch alle Zimmer, bis er in dem letzten die Königstochter fand. Aber wie erschrak er, als er sie anblickte: sie hatte ein aschgrünes Gesicht voll Runzeln, trübe Augen und rote Haare. »Seid ihr die Königstochter, deren Schönheit alle Welt rühmt?« rief er aus. »Ach,« erwiderte sie, »das ist meine Gestalt nicht, die Augen der Menschen können mich nur in dieser Häßlichkeit erblicken, aber damit du weißt wie ich aussehe, so schau in den Spiegel, der läßt sich nicht irre machen, da zeigt dir mein Bild, wie es in Wahrheit ist.« Sie gab ihm den Spiegel in die Hand,

und er sah darin das Abbild der schönsten Jungfrau, die auf der Welt war, und sah wie ihr vor Traurigkeit die Tränen über die Wangen rollten. Da

sprach er »wie kannst du erlöst werden? ich scheue keine Gefahr.« Sie sprach »wer die kristallene Kugel erlangt und hält sie dem Zauberer vor,

der bricht damit seine Macht, und ich kehre in meine wahre Gestalt zurück.« »Ach,« setzte sie hinzu, »schon so mancher ist darum in seinen Tod gegangen,

und du junges Blut, du jammerst mich, wenn du dich in die großen Gefährlichkeiten begibst.« »Mich kann nichts abhalten« sprach er, »aber sage mir was

ich tun muß.« »Du sollst alles wissen,« sprach die Königstochter, »wenn du den Berg auf dem das Schloß steht, hinabgehst, so wird unten an einer

Quelle ein wilder Auerochse stehen, mit dem mußt du kämpfen. Und wenn es dir glückt ihn zu töten, so wird sich aus ihm ein feuriger

Vogel erheben, der trägt in seinem Leib ein glühendes Ei, und in dem Ei steckt als Dotter die Kristallkugel. Er läßt aber das Ei nicht

fallen, bis er dazu gedrängt wird, fällt es aber auf die Erde, so zündet es und verbrennt alles in seiner Nähe, und das Eis selbst schmilzt und mit

ihm die kristallene Kugel, und all deine Mühe ist vergeblich gewesen.«

Der Jüngling stieg hinab zu der Quelle, wo der Auerochse schraubte und ihn anbrüllte. Nach langem Kampf stieß er ihm sein Schwert in den Leib

und er sank nieder. Augenblicklich erhob sich aus ihm der Feuervogel und wollte fort fliegen, aber der Adler, der Bruder des Jünglings, der zwischen

den Wolken dahinzog, stürzte auf ihn herab, jagte ihn nach dem Meer hin und stieß ihn mit seinem Schnabel an, so daß er in der Bedrängnis das

Ei fallen ließ. Es fiel aber nicht in das Meer, sondern auf eine Fischerhütte, die am Ufer stand, und die fing gleich an zu rauchen und wollte in

Flammen aufgehen. Da erhoben sich im Meer haushohe Wellen, strömten über die Hütte und bezwangen das Feuer. Der andere Bruder, der Wallfisch,

war heran geschwommen und hatte das Wasser in die Höhe getrieben. Als der Brand gelöscht war, suchte der Jüngling nach dem Ei und fand es glücklicher

Weise: es war noch nicht geschmolzen, aber die Schale war von der plötzlichen Abkühlung durch das kalte Wasser zerbröckelt und er konnte die

Kristallkugel unversehrt heraus nehmen.

Als der Jüngling zu dem Zauberer ging und sie ihm vorhielt, so sagte dieser »meine Macht ist zerstört und du bist von nun an der König vom

Schloß der goldenen Sonne. Auch deinen Brüdern kannst du die menschliche Gestalt damit zurück geben.« Da eilte der Jüngling zu der

Königstochter, und als er in ihr immer trat, so stand sie da in vollem Glanz ihrer Schönheit, und beide wechselten voll Freude ihre

Ringe mit einander.

Hjzen. [Maleen]

Jungfrau Maleen.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der warb um die Tochter eines mächtigen Königs, die hieß Jungfrau Maleen und war wunderschön. Weil ihr Vater sie einem andern geben wollte, so ward sie ihm versagt. Da sich aber beide von Hjzen liebten, so wollten sie nicht von einander lassen, und die Jungfrau Maleen sprach zu ihrem Vater »ich kann und will keinen andern zu meinem Gemahl nehmen.« Da geriet der Vater in Zorn und ließ einen finstern Turm bauen, in den kein Strahl von Sonne oder Mond fiel. Als er fertig war, sprach er »es ° gdu h r o p, e - m m - a s e l p n o p h i: « l, o n h o e »darin sollst du sieben Jahre lang sitzen, dann will ich kommen und sehen ob dein trotziger Sinn gebrochen ist.« Für die sieben Jahre ward Speise und Trank in den Turm getragen, dann ward sie und ihre Kammerjungfer hinein geführt und eingemauert, und also von Himmel und Erde geschieden. Da saßen sie in der Finsternis, wußten nicht wann Tag oder Nacht anbrach. Der Königssohn ging oft um den Turm herum und rief ihren Namen, aber kein Laut drang von außen durch die dicken Mauern. Was konnten sie anders tun als jammern und klagen? Indessen ging die Zeit dahin und an der Abnahme von Speise und Trank merkten sie daß die sieben Jahre ihrem Ende sich näherten. Sie dachten der Augenblick ihrer Erlösung wäre gekommen, aber kein Hammer Schlag ließ sich hören und kein Stein wollte aus der Mauer fallen: es schien als ob ihr Vater sie vergessen hätte. Als sie nur noch für kurze Zeit Nahrung hatten und einen jämmerlichen Tod voraus sahen, da sprach die Jungfrau Maleen »wir müssen das letzte versuchen und sehen ob wir die Mauer durchbrechen.« Sie nahm das Brotmesser, grub und bohrte an dem Mörtel eines Steins, und wenn sie müd war, so löste sie die Kammerjungfer ab. Nach langer Arbeit gelang es ihnen einen Stein heraus zu nehmen, er war der zweite und dritte, und nach drei Tagen fiel der erste Lichtstrahl in ihre Dunkelheit, und endlich war die Öffnung so groß daß sie hinaus schauen konnten. Der Himmel war blau, und eine frische Luft wehte ihnen entgegen, aber wie traurig sah rings umher alles aus: das Schloß ihres Vaters lag in Trümmern, die Stadt und die Dörfer waren, so weit man sehen konnte, verbrannt, die Felder weit und breit verheert: keine Menschenseele ließ sich erblicken. Als die Öffnung in der Mauer so groß war, daß sie hindurchschlüpfen konnten, so sprang zuerst die Kammerjungfer herab und dann folgte die Jungfrau Maleen. Aber wo sollten sie sich hinwenden? Die Feinde hatten das ganze Reich verwüstet, den König verjagt und alle Einwohner erschlagen. Sie wanderten fort um ein anderes Land zu suchen, aber sie fanden nirgend ein Obdach oder einen Menschen, der ihnen einen Bissen Brot gab, und ihre Not war so groß daß sie ihren Hunger an einem Brennesselstrauch stillen mußten. Als sie nach langer Wanderung in ein anderes Land kamen, boten sie überall ihre Dienste an, aber wo sie anklopfen wurden sie

abgewiesen, und niemand wollte sich ihrer erbarmen. Endlich gelangten sie in eine große Stadt und gingen nach dem königlichen Hof. Aber

auch da hieß man sie weiter gehen, bis endlich der Koch sagte sie könnten in der Küche bleiben und als Achenputtel dienen.

Der Sohn des Königs, in dessen Reich sie sich befanden, war aber gerade der Verlobte der Jungfrau Maleen gewesen. Der Vater hatte ihm eine andere

Braut bestimmt, die ebenso häßlich von Angesicht als böß von Herzen war. Die Hochzeit war festgesetzt und die Braut schon angelangt, bei ihrer

großen Häßlichkeit aber ließ sie sich vor niemand sehen und schloß sich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Maleen mußte ihr das Essen aus der

Küche bringen. Als der Tag heran kam, wo die Braut mit dem Bräutigam in die Kirche gehen sollte, so schämte sie sich ihrer Häßlichkeit und

fürchtete wenn sie sich auf der Straße zeigte, würde sie von den Leuten verspottet und ausgelacht. Da sprach sie zur Jungfrau Maleen »dir steht ein

großes Glück bevor, ich habe mir den Fuß vertreten und kann nicht gut über die Straße gehen: du sollst meine Brautkleider anziehen und meine Stelle

einnehmen: eine größere Ehre kann dir nicht zu Teil werden.« Die Jungfrau Maleen aber schlug es aus und sagte »ich verlange keine Ehre, die mir

nicht gebührt.« Es war auch vergeblich daß sie ihr Gold anbot. Endlich sprach sie zornig »wenn du mir nicht gehorchst, so kostet es dir

dein Leben: ich brauche nur ein Wort zu sagen, so wird dir der Kopf vor die Füße gelegt.« Da mußte sie gehorchen und die prächtigen

Kleider der Braut sammt ihrem Schmuck anlegen. Als sie in den königlichen Saal eintrat staunten alle über ihre große Schönheit und der König

sagte zu seinem Sohn »das ist die Braut, die ich dir ausgewählt habe und die du zur Kirche führen sollst.« Der Bräutigam staunte und dachte »sie gleicht

meiner Jungfrau Maleen, und ich würde glauben sie wäre es selbst, aber die sitzt schon lange im Turm gefangen oder ist tot.« Er nahm sie

an der Hand und führte sie zur Kirche. An dem Wege stand ein Brennesselbusch, da sprach sie

»Brennettelbusch,

Brennettelbusch so klene,

wat steist du hier allene?

ik hef de Tyt geweten

da hef ik dy ungesaden

ungebraden eten.«

»Was sprichst du da?« fragte der Königssohn. »Nichts,« antwortete sie, »ich dachte nur an die Jungfrau Maleen.« Er wunderte sich daß sie von

ihr wußte, schwieg aber still. Als sie an den Steg vor dem Kirchhof kamen, sprach sie

»Karkstegels, brik nich,

Bün de rechte Brut nich.«

»co þe er?« Ht. »Nichts,« antwortete sie, »ich dachte nur an die Jungfrau Maleen.« »Kennst du die Jungfrau Maleen?« »Nein,« antwortete sie, »wie sollt ich sie kennen, ich habe nur von ihr gehört.« Als sie an die Kirchthüre kamen, sprach sie

abermals

»Karkendär, brik nich,

bün de rechte Brut nich.«

»co þe er?« Ht. »Ach,« antwortete sie, »ich habe nur an die Jungfrau Maleen gedacht.« Da zog er ein kostbares Geschmeide hervor, legte es ihr an den Hals und hakete die Kettenringe in einander. Darauf traten sie in die Kirche und der Priester legte vor dem Altar ihre Hände in einander und vermählte sie. Er führte sie zurück, aber sie sprach auf dem ganzen Weg kein Wort. Als sie wieder in dem königlichen Schloß angelangt waren, eilte sie in die Kammer der Bräut, legte die prächtigen Kleider und den Schmuck ab, zog ihren grauen Kittel an und behielt nur das Geschmeide um den Hals, das sie von dem Bräutigam empfangen hatte.

Als die Nacht heran kam und die Bräut in das Zimmer des Königssohns sollte geführt werden, so ließ sie der Schleier über ihr Gesicht fallen, damit er den Betrug nicht merken sollte. Sobald alle Leute fortgegangen waren, sprach er zu ihr »was hast du doch zu dem Brennesselbusch gesagt, der an dem Weg

stand?« »Zu welchem Brennesselbusch?« fragte sie, »ich spreche mit keinem Brennesselbusch.«

»Wenn du es nicht getan hast, so bist du die rechte Bräut nicht« sagte er. Da half sie sich und sprach

»mut herut na myne Maegt,

de my myn Gedanken draegt.«

Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an, »Dirne, was hast du zu dem Brennesselbusch gesagt?« »Ich sagte nichts als

Brennettelbusch,

Brennettelbusch so klene,

wat steist du hier allene?

Jk hef de Tyt geweten,

da hef ik dy ungesaden

ungebraden eten.«

Die Braut lief in die Kammer zurück und sagte »Jetzt weiß ich was ich zu dem Brennesselbusch gesprochen habe,« und wiederholte die Worte, die sie eben gehört hatte. »Aber was sagtest du zu dem Kirchensteg, als wir darüber gingen?« fragte der Königssohn. »Zu dem Kirchensteg?« antwortete sie, »ich spreche mit keinem Kirchensteg.« »Dann bist du auch die rechte Braut nicht.« Sie sagte wiederum

»mut herut na myne Maegt,
de my myn Gedanken draegt.«

Lief hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an, »Dirne, was hast du zu dem Kirchensteg gesagt?« »Ich sagte nichts als

Karkstegels, brik nich,
bün de rechte Brut nich.«

»Das kostet dich dein Leben« rief die Braut, eilte aber in die Kammer und sagte »Jetzt weiß ich was ich zu dem Kirchensteg gesprochen habe« und wiederholte die Worte. »Aber was sagtest du zur Kirchentür?« »Zur Kirchentür?« antwortete sie, »ich spreche mit keiner Kirchentür.« »Dann bist du auch die rechte Braut nicht.«

Sie ging hinaus, fuhr die Jungfrau Maleen an »Dirne, was hast du zu der Kirchentür gesagt?« »Ich sagte nichts als

Karkendär, brik nich,
bün de rechte Brut nich.«

»Das bricht dir den Hals« rief die Braut und geriet in den größten Zorn, eilte aber zurück in die Kammer und sagte »Jetzt weiß ich was ich zu der Kirchentür gesprochen habe,« und wiederholte die Worte. »Aber, wo hast du das Beschmeide, das ich dir an der Kirchentüre gab?« »Was für

ein Beschmeide,« antwortete sie, »du hast mir kein Beschmeide gegeben.« »Ich habe es dir selbst um den Hals gelegt und selbst eingehakt: wenn du das nicht weißt, so bist du die rechte Braut nicht.« Er zog ihr der Schleier vom Gesicht, und als er ihre gründlose Häßlichkeit erblickte, sprang er

erschrocken zurück und sprach »wie kommst du hierher? wer bist du?« »Ich bin deine verlobte Braut, aber weil ich fürchtete die Leute würden mich erspotten, wenn sie mich draußen erblickten, so habe ich dem Achenputtel befohlen meine Kleider anzuziehen und statt meiner zur Kirche

zu gehen.« »Wo ist das Mädchen« sagte er, »ich will es sehen, geh und hol es hierher.« Sie ging hinaus und sagte den Dienern das Achenputtel

sei eine Betrügerin, sie sollten es in den Hof hinabführen und ihm den Kopf abschlagen. Die Diener packten es und wollten es fort schleppen, aber es schrie so laut um Hilfe, daß der Königssohn seine Stimme vernahm, aus seinem Zimmer herbei eilte und den Befehl gab das Mädchen

augenblicklich loszulassen. Es wurden Lichter herbei geholt und da bemerkte er an ihrem Hals den Goldschmuck den er ihm vor der Kirchentür

gegeben hatte. »Du bist die rechte Braut« sagte er, »die mit mir zur Kirche gegangen ist: komm mit mir in meine Kammer.« Als sie beide allein waren, sprach er »du hast auf dem Kirchgang die Jungfrau Maleen genannt, die meine verlobte Braut war: wenn ich dächte es wäre möglich, so müßte ich glauben sie stände vor mir: du gleichst ihr in allem.« Sie antwortete »ich bin die Jungfrau Maleen, die um dich sieben Jahre in der Finsternis gefangen gesessen, Hunger und Durst gelitten und so lange in Not und Armut gelebt hat: aber heute bescheint mich die Sonne wieder. Ich bin dir in der Kirche angetraut und bin deine rechtmäßige Gemahlin.« Da küßten sie einander und waren glücklich für ihr Lebtage. Der falschen Braut ward zur Vergeltung der Kopf abgeschlagen.

Der Turm, in welchem die Jungfrau Maleen gesessen hatte, stand noch lange Zeit, und wenn die Kinder vorüber gingen, so sangen sie

»Kling klang kloria,

wer sitt in dissen Toria?

Dar sitt en Königsdochter in,

die kann ik nich to seen krygn.

De Muer de will nich bräken,

de Steen de will nich stechen.

Hänschen mit de bunte Jak,

kumm unn folg my achterna.«

Der Stiefel von Büffelleder.

Ein Soldat, der sich vor nichts fürchtet, kümmert sich auch um nichts. So einer hatte seinen Abschied erhalten, und da er nichts gelernt hatte und nichts verdienen konnte, so zog er umher und bat gute Leute um ein Almosen. Auf seinen Schultern hing ein alter Wettermantel, und ein paar Reitstiefeln von Büffelleder waren ihm auch noch geblieben. Eines Tages ging er, ohne auf Weg und Steg zu achten, immer ins Feld hinein und gelangte endlich in einen Wald. Er wußte nicht wo er war, sah aber auf einem abgehauenen Baumstamm einen Mann sitzen, der gut gekleidet war und einen grünen Jägerrock trug. Der Soldat reichte ihm die Hand, ließ sich neben ihm auf das Gras nieder und streckte seine Beine aus. »Ich sehe du hast feine Stiefel an, die glänzend gewischt sind« sagte er zu dem Jäger, »wenn du aber herumziehen müßtest wie ich, so würden sie nicht lange halten. Schau die meinigen an, die sind von Büffelleder und haben schon lange gedient, gehen aber durch dick und dünn.« Nach einer Weile stand der Soldat auf und sprach »ich kann nicht länger bleiben, der Hunger treibt mich fort. Aber, Bruder Wickstiefel, wohinaus geht der Weg?« »Ich weiß es selber nicht« antwortete der Jäger, »ich habe mich in dem Wald verirrt.« »So geht dirs ja, wie mir« sprach der Soldat, »gleich und gleich gesellt sich gern, wir wollen bei einander bleiben und den Weg suchen.« Der Jäger lächelte ein wenig, und sie gingen zusammen fort immer weiter, bis die Nacht einbrach. »Wir kommen aus dem Wald nicht heraus« sprach der Soldat, »aber ich sehe dort in der Ferne ein Licht schimmern, da wirts etwas zu essen geben.« Sie fanden ein Steinhaus, klopfen an die Türe und ein altes Weib öffnete. »Wir suchen ein Nachtquartier« sprach der Soldat, »und etwas Unterfutter für den Magen, denn der meinige ist so leer wie ein alter Tornister.« »Hier könnt ihr nicht bleiben,« antwortete die Alte, »das ist ein Räuberhaus, und ihr tut am klügsten daß ihr euch fortmacht, bevor sie heim kommen, denn finden sie euch, so seid ihr verloren.« »Es wird so schlimm nicht sein,« antwortete der Soldat, »ich habe seit zwei Tagen keinen Bissen genossen, und es ist mir einerlei ob ich hier umkomme oder im Wald vor Hunger sterbe. Ich gehe herein.« Der Jäger wollte nicht folgen, aber der Soldat zog ihn am Ärmel mit sich: »komm, Bruderhals, es wird nicht gleich an den Kragen gehen.« Die Alte hatte Mitleiden und sagte »kriecht hinter den Ofen, wenn sie etwas übrig lassen und eingeschlafen sind, so will ichs euch stecken.« Kaum saßen sie in der Ecke, so kamen zwölf Räuber herein gestürzt, setzten sich an den Tisch, der schon gedeckt war, und forderten mit Speiß. Die Alte trug einen großen Braten herein, und die Räuber ließen was wohl schmecken. Als der Geruch von der Speise dem Soldaten in die Nase stieg, sagte er zum Jäger »ich halts nicht länger aus, ich izze mich an den Tisch und esse mit.« »Du bringst uns ums Leben«

sprach der Jäger und hielt ihn am Arm. Aber der Soldat fing an laut zu husten. Als die Räuber das hörten, warfen sie Messer und Gabel hin, sprangen auf und entdeckten die beiden hinter dem Ofen. »Aha, ihr Herrn,« riefen sie, »sitzt ihr in der Ecke? was wollt ihr hier? seid ihr als Kundschafter ausgesandt? wartet, ihr sollt an einem dürrn Ast das Fliegen lernen.« »Nur manierlich« sprach der Soldat, »mich hungert, gebt mir zu essen, hernach könnt ihr mit mir machen was ihr wollt.« Die Räuber schätzten und der Anführer sprach »ich sehe du fürchtest dich nicht, gut, Essen sollst du haben, aber hernach mußt du sterben.« »Das wird sich finden« sagte der Soldat, setzte sich an den Tisch und fing an tapfer in den Braten einzuhauen. »Brüder Wickstiefel, komm und iß,« rief er dem Jäger zu, »du wirst hungriig sein, so gut als ich, und einen bessern Braten kannst du zu Haus nicht haben;« aber der Jäger wollte nicht essen. Die Räuber sahen dem Soldaten mit Estauen zu und sagten »der Kerl macht keine Umstände.« Hernach sprach er »das Essen wäre schon gut, nun schafft auch einen guten Trunk herbei.« Der Anführer war in der Laune und ließ das auch noch gefallen zu lassen und rief der Alten zu »hol eine Flasche aus dem Keller und war von dem besten.« Der Soldat zog den Pfropfen heraus daß es knallte, ging mit der Flasche zu dem Jäger und sprach »gib acht, Brüder, du sollst dein blaues Wunder sehen: jetzt will ich eine Gesundheit auf die ganze Sippschaft ausbringen.« Dann schwenkte er die Flasche über den Köpfen der Räuber, rief »ihr sollt alle leben, aber das Maul auf und die rechte Hand in der Höhe« und tat einen heftigen Zug. Kaum waren die Worte heraus, so saßen sie alle bewegungslos als wären sie von Stein, hatten das Maul offen und streckten den rechten Arm in die Höhe. Der Jäger sprach zu dem Soldaten »ich sehe du kannst noch andere Kunststücke, aber nun komm und laß uns heim gehen.« »Oho, Bruderherz, das wäre zu früh abmarchiert, wir haben den Feind geschlagen und wollen erst Beute machen. Die sitzen da fest und sperren das Maul vor Verwunderung auf: sie dürfen sich aber nicht rühren bis ich es erlaube. Komm iß und trink.« Die Alte mußte noch eine Flasche von dem besten holen, und der Soldat stand nicht eher auf als bis er wieder für drei Tage gegessen hatte. Endlich als der Tag kam, sagte er »nun ist die Zeit daß wir das Zelt abbrechen, und damit wir einen kurzen March haben, so soll die Alte uns den nächsten Weg nach der Stadt zeigen.« Als sie dort angelangt waren, ging er zu seinen alten Kameraden und sprach »ich habe draußen im Wald ein Nest voll Galgenvögel angetroffen, kommt mit, wir wollen es ausheben.« Der Soldat führte sie an und sprach zu dem Jäger »du mußt wieder mit zurück und ansehen wie sie flattern, wenn wir sie an den Füßen packen.« Er stellte die Mannschaft rings um die Räuber herum, dann nahm er die Flasche, trank einen Schluck, schwenkte sie über ihnen her und rief »ihr sollt alle leben!« Augenblicklich hatten sie ihre Bewegung wieder, wurden aber niedergeworfen und an Händen und Füßen mit Stricken gebunden. Dann hieß sie der Soldat wie Säcke auf einen Wagen werfen und sagte »fährt sie nur gleich vor das Gefängnis.« Der Jäger aber nahm einen von der Mannschaft bei Seite und gab ihm noch eine

4. 2.
Bestellung mit.

»Brüder Widsstiefel,« sprach der Soldat, »wir haben den Feind glücklich überrumpelt und uns wohl genährt, jetzt wollen wir als Nahrungszüger in
aller Ruhe hinter her marschieren.« Als sie sich der Stadt näherten, so sah der Soldat wie sich eine Menge Menschen aus der Stadttor
drängten, lautes Freudentuscheln erhob und grüne Zweige in der Luft schweben. Dann sah er daß die ganze Leibwache herangezogen kam. »Was
soll das heißen?« sprach er ganz verwundert zu dem Jäger. »Weißt du nicht,« antwortete er, »daß der König lange Zeit aus seinem
Reich entfernt war, heute kehrt er zurück, und da gehen ihm alle entgegen.« »Aber wo ist der König?« sprach der Soldat, »ich sehe ihn
nicht.« »Hier ist er,« antwortete der Jäger, »ich bin der König und habe meine Ankunft melden lassen.« Dann öffnete er seinen
Jägerrock, daß man die königlichen Kleider sehen konnte. Der Soldat erschrak, fiel auf die Knie und bat ihn um Vergebung daß er ihn in der
Unwissenheit wie seines Gleichen behandelt und ihn mit solchem Namen angeredet habe. Der König aber reichte ihm die Hand und sprach »du bist
ein braver Soldat und hast mir das Leben gerettet. Du sollst keine Not mehr leiden, ich will schon für dich sorgen. Und wenn du einmal ein
Stück guten Braten essen willst, so gut als in dem Räuberhaus, so komm nur in die königliche Küche. Willst du aber eine Gesundheit
ausbringen, so sollst du erst bei mir Erlaubnis dazu holen.«

Der goldene Schlüssel.

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun
 zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein
 bisschen wärmen. Da scharfte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun
 glaubte er wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu sein, grub in der Erde und fand ein eisernes Kästchen. »Wenn der Schlüssel nur
 paßt!« dachte er, »es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen.« Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da, endlich entdeckte er eins,
 aber so klein daß man es kaum sehen konnte. Er probierte und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir
 warten bis er vollends abgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat, dann werden wir erfahren was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

1.

Der heilige Joseph im Walde.

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Töchter, davon war die älteste hartig und böse, die zweite schon viel besser, obgleich sie auch ihre Fehler hatte, die jüngste aber war ein frommes gutes Kind. Die Mutter war aber so wunderbar, daß sie gerade die älteste Tochter am liebsten hatte und die jüngste nicht leiden konnte. Daher schickte sie das arme Mädchen oft hinaus in einen großen Wald, um es sich vom Hals zu schaffen, denn sie dachte es würde sich verirren und nimmermehr wieder kommen. Aber der Schutzengel, den jedes fromme Kind hat, verließ es nicht, sondern brachte es immer wieder auf den rechten Weg. Einmal indessen tat das Schutzenglein als wenn es nicht bei der Hand wäre, und das Kind konnte sich nicht wieder aus dem Walde herausfinden. Es ging immer fort bis es Abend wurde, da sah es in der Ferne ein Lichtchen brennen, lief darauf zu und kam vor eine kleine Hütte. Es klopfte an, die Türe ging auf, und es gelangte zu einer zweiten Türe, wo es wieder anklopfte. Ein alter Mann, der einen schneeweißen Bart hatte und ehrwürdig aussah, machte ihm auf, und das war niemand anders als der heilige Joseph. Er sprach ganz freundlich »komm, liebes Kind, setze dich ans Feuer auf mein Stühchen und wärme dich, ich will dir klar Wässerchen holen, wenn du Durst hast; zu essen aber hab ich hier im Walde nichts für dich als ein paar Würzelcher, die mußt du dir erst haben und kochen.« Da reichte ihm der heilige Joseph die Wurzeln: das Mädchen schrappte sie säuberlich ab, dann holte es ein Stückchen Pfannkuchen, und das Brot, das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, und tat alles zusammen in einem Kesselchen beis Feuer, und kochte sich ein Mus. Als das fertig war, sprach der heilige Joseph »ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.« Da war das Kind bereitwillig und gab ihm mehr als es für sich behielt, doch war Gottes Seegen dabei, daß es satt ward. Als sie nun gegessen hatten, sprach der heilige Joseph »nun wollen wir zu Bett gehen: ich habe aber nur Ein Bett, lege du dich hinein, ich will mich ins Stroh auf die Erde legen.« »Nein,« antwortete es, »bleib du nur in deinem Bett, für mich ist das Stroh weich genug.« Der heilige Joseph, aber nahm das Kind auf den Arm und trug es ins Bettchen, da tat es sein Gebet und schlief ein. Am andern Morgen, als es aufwachte, wollte es dem heilige Joseph guten Morgen sagen, aber es sah ihn nicht. Da stand es auf und suchte ihn, konnte ihn aber in keiner Ecke finden: endlich gewahrte es hinter der Türe einen Sack mit Geld, so schwer, als es ihn nur tragen konnte, darauf stand geschrieben das wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es den Sack und sprang

damit fort und kam auch glücklich zu seiner Mutter, und weil es ihr alle das Geld schenkte, so konnte sie nicht anders, sie mußte mit ihm zufrieden

sein.

Am folgenden Tag bekam das zweite Kind auch Lust in den Wald zu gehen. Die Mutter gab ihm ein viel größeres Stück Pfannkuchen und Brot mit.

Es erging ihm nun gerade wie dem ersten Kinde. Abends kam es in das Hüttchen des heiligen Joseph, der ihm Würstchen zu einem Mus

reichte. Als das fertig war, sprach er gleichfalls zu ihm »ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen.« Da antwortete das Kind

»iß als mit.« Als ihm danach der heilige Joseph sein Bett anbot und sich aufs Stroh legen wollte, antwortete es »nein, leg dich

als mit ins Bett, wir haben ja beide wohl Platz darin.« Der heilige Joseph nahm es auf den Arm, legte es ins Bettchen und legte sich ins Stroh.

Morgens, als das Kind aufwachte und den heiligen Joseph suchte, war er verschwunden, aber hinter der Türe fand es ein Säckchen mit Geld, das war

händelang, und darauf stand geschrieben es wäre für das Kind, das heute Nacht hier geschlafen hätte. Da nahm es das Säckchen und lief damit

heim, und brachte es seiner Mutter, doch behielt es heimlich ein paar Stücke für sich.

Nun war die älteste Tochter neugierig geworden und wollte den folgenden Morgen auch hinaus in den Wald. Die Mutter gab ihr Pfannkuchen mit,

so viel sie wollte, Brot und auch Käse dazu. Abends fand sie den heiligen Joseph in seinem Hüttchen gerade so, wie ihn die zwei andern

gefunden hatten. Als das Mus fertig war und der heilige Joseph sprach »ich bin so hungrig, gib mir etwas von deinem Essen,« antwortete das

Mädchen »warte, bis ich satt bin, was ich dann übrig lasse, das sollst du haben.« Es aß, aber beinah alles auf und der heilige Joseph mußte das

Schüsselchen ausschrapfen. Der gute Alte bot ihm hernach sein Bett an und wollte auf dem Stroh liegen, das nahm es ohne Widerrede an, legte sich

in das Bettchen und ließ dem Greis das harte Stroh. Am andern Morgen, wie es aufwachte, war der heilige Joseph nicht zu finden, doch darüber machte

es sich keine Sorgen: es suchte hinter der Türe nach einem Geldsack. Es kam ihm vor als läge etwas auf der Erde, doch weil es nicht recht

unterscheiden konnte, was es war, bückte es sich und stieß mit seiner Nase daran. Aber es blieb an der Nase hängen, und wie es sich aufrichtete, sah

es zu seinem Schrecken, daß es noch eine zweite Nase war, die an der seinen festhing. Da hub es an zu schreien und zu heulen, aber das

half nichts, es mußte immer auf seine Nase sehen, wie die so weit hinausstand. Da lief es in einem Geschrei fort, bis es dem heiligen Joseph

begegnete, dem fiel es zu Füßen und bat so lange, bis er aus Mitleid ihm die Nase wieder abnahm und noch zwei Pfennige schenkte. Als es

daheim ankam, stand vor der Türe seine Mutter und fragte »was hast du geschenkt kriegt?« Da log es und antwortete »einen großen

Sack voll Gelds, aber ich habe ihn unterwegs verloren.« »Verloren!« rief die Mutter, »den wollen wir schon wieder finden,« nahm es bei

der Hand und wollte mit ihm suchen. Zuerst fing es an zu weinen und wollte nicht mit gehen, endlich aber ging es mit, doch auf dem Wege kamen

so viele Eidechsen und Schlangen auf sie beide los, daß sie sich nicht zu retten wußten; sie stachen auch endlich das böse Kind tot, und die Mütter

stachen sie in den Fuß, weil sie es nicht besser erzogen hatte.

Die zwölf Apostel.

Es war dreihundert Jahre vor des Herrn Christi Geburt, da lebte eine Mutter, die hatte zwölf Söhne, war aber so arm und dürftig, daß sie nicht wußte womit sie ihnen länger das Leben erhalten sollte. Sie betete täglich zu Gott, er möchte doch geben daß alle ihre Söhne mit dem verheißenen Heiland auf Erden zusammen wären. Als nun ihre Not immer größer ward, schickte sie einen nach dem andern in die Welt, um sich ihr Brot zu suchen. Der älteste hieß Petrus, der ging aus, und war schon weit gegangen, eine ganze Tagreise, da geriet er in einen großen Wald. Er suchte einen Ausweg, konnte aber keinen finden und verirrte sich immer tiefer, dabei empfand er so großen Hunger daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Endlich ward er so schwach, daß er liegen bleiben mußte und glaubte dem Tode nahe zu sein. Da stand auf einmal neben ihm ein kleiner Knabe, der ganzte und war so schön und freundlich wie ein Engel. Das Kind schlug seine Händchen zusammen daß er aufschauen und es anblicken mußte. Da sprach es »warum sitztest du da so betrübt?« »Ach,« antwortete Petrus, »ich gehe umher in der Welt und suche mein Brot, damit ich noch den verheißenen lieben Heiland sehe, das ist mein größter Wunsch.« Das Kind sprach »komm mit, so soll dein Wunsch erfüllt werden.« Es nahm den armen Petrus an der Hand und führte ihn zwischen Felsen zu einer großen Höhle. Wie sie hineinkamen, so blitzte alles von Gold Silber und Krystall, und in der Mitte standen zwölf Wiegen neben einander. Da sprach das Englein »lege dich in die erste und schlaf ein wenig, ich will dich wiegen.« Das tat Petrus, und das Englein sang ihm und wiegte ihn so lange bis er eingeschlafen war. Und wie er schlief, kam der zweite Bruder, den auch sein Schutzenglein herein führte, und ward wie der erste in den schlaf gewiegt, und so kamen die andern nach der Reihe, bis alle zwölf da lagen in den goldenen Wiegen und schliefen. Sie schliefen aber dreihundert Jahre, bis in der Nacht, worin der Weltheiland geboren ward. Da erwachten sie und waren mit ihm auf Erden und wurden die zwölf Apostel genannt.

Die Rose.

Et was mal eine arme Frugge, de hadde twee Kinner; dat jungeste moste olle Dage in en Wald gohn un langen (holen) Holt. Asset nu mal ganz wiet söken geit, kam so en klein Kind, dat was awerst ganz wacker, to em und holp (half) flietig Holt lesen un drog et auck bis für dat Hus; dann was et awerst, eh en Augenschlägsken (Augenblick) vergienk, verschwunnen. Dat Kind vertelde et siner Moder, de wul et awerst nig glöven. Up et lest brochte et en Rause (Rose) mit un vertelde dat schöne Kind hädde em deise Rause gieven un hädde em sägt wenn de Rause upblöhet wär, dann wull et wier kummen. De Moder stellte dei Rause in't Water. Einen Morgen kam dat Kind gar nig ut dem Bedde, de Moder gink to dem Bedde hen un fund dat Kind daude (tot); et lag awerst ganz anmotik. Un de Rause was den sulftigen Morgen upblöhet.

Armut und Demüt führen zum Himmel.

Es war einmal ein Königssohn, der ging hinaus in das Feld und war nachdenklich und traurig. Er sah den Himmel an, der war so schön rein und blau, da seufzte er und sprach »wie wohl muß einem erst da oben im Himmel sein!« Da erblickte er einen armen greisen Mann, der des Weges daher kam, redete ihn an und fragte »wie kann ich wohl in den Himmel kommen?« Der Mann antwortete »durch Armut und Demüt. Leg an meine zerrissenen Kleider, wandere sieben Jahre in der Welt und lerne ihr Elend kennen: nimm kein Geld, sondern wenn du hungerst, bitt mitleidige Herzen um ein Stückchen Brot, so wirst du dich dem Himmel nähern.« Da zog der Königssohn seinen prächtigen Rock aus und hing dafür das Bettlergewand um, ging hinaus in die weite Welt und duldete groß Elend. Er nahm nichts als ein wenig Essen, sprach nichts, sondern betete zu dem Herrn daß er ihn einmal in seinen Himmel aufnehmen wollte. Als die sieben Jahre herum waren, da kam er wieder an seines Vaters Schloß, aber niemand erkannte ihn. Er sprach zu den Dienern »geht und sagt meinen Eltern daß ich wiedergekommen bin.« Aber die Diener glaubten es nicht, lachten und ließen ihn stehen. Da sprach er »geht und sagt meinen Brüdern, daß sie herab kommen, ich möchte sie so gerne wieder sehen.« Sie wollten auch nicht, bis endlich einer von ihnen hinging und es den Königskindern sagte, aber diese glaubten es nicht und bekümmerten sich nicht darum. Da schrieb er einen Brief an seine Mutter, und beschrieb ihr darin all sein Elend, aber er sagte nicht daß er ihr Sohn wäre. Da ließ ihm die Königin aus Mitleid einen Platz unter der Treppe anweisen und ihm täglich durch zwei Diener Essen bringen. Aber der eine war böse und sprach »was soll dem Bettler das gute Essen!« behielt's für sich oder gab's den Hunden und brachte dem Schwachen, Ackerzehrten nur Wasser; doch der andere war ehrlich und brachte ihm was er für ihn bekam. Es war wenig, doch konnte er davon eine Zeit lang leben; dabei war er ganz geduldig, bis er immer schwächer ward. Als aber seine Krankheit zunahm, da begehrte er das heilige Abendmahl zu empfangen. Wie es nun unter der halben Messe ist, fangen von selbst alle Glocken in der Stadt und in der Gegend an zu läuten. Der Geistliche geht nach der Messe zu dem armen Mann unter der Treppe, so liegt er da tot, in der einen Hand eine Rose, in der andern eine Lilie, und neben ihm ein Papier, darauf steht seine Geschichte aufgeschrieben.

Als er begraben war, wuchs auf der einen Seite des Grabes eine Rose, auf der andern eine Lilie heraus.

220 f. 6.
Gottes Speise.

Es waren einmal zwei Schwestern, die eine hatte keine Kinder und war reich, die andere hatte fünf Kinder und war eine Wittve und war so arm, daß sie nicht mehr Brot genug hatte, sich und ihre Kinder zu sättigen. Da ging sie in der Not zu ihrer Schwester, und sprach »meine Kinder leiden mit mir den größten Hunger, du bist reich, gib mir einen Bissen Brot.« Die steinreiche war auch steinhart, sprach »ich habe selbst nichts in meinem Hause« und wies die Arme mit bösen Worten fort. Nach einiger Zeit kam der Mann der reichen Schwester heim, und wollte sich ein Stück Brot schneiden, wie er aber den ersten Schnitt in den Laib tat, floß das rote Blut heraus. Als die Frau das sah, erschrak sie und erzählte ihm was geschehen war. Er eilte hin und wollte helfen, wie er aber in die Stube der Wittve trat, so fand er sie betend, die beiden jüngsten Kinder hatte sie auf den Armen, die drei ältesten lagen da und waren gestorben. Er bot ihr Speise an, aber sie antwortete »nach irdische Speise verlangen wir nicht mehr; drei hat Gott schon gesättigt, unser Flehen wird er auch erhören.« Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so taten die beiden Kleinen ihren letzten Atezzug, und darauf brach ihr auch das Hertz und sie sank tot nieder.

Die drei grünen Zweige.

Es war einmal ein Einsiedler, der lebte in einem Walde an dem Fuße eines Berges und brachte seine Zeit in Gebet und guten Werken zu, und jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein paar Eimer Wasser den Berg hinauf. Manches Tier wurde damit getränkt und manche Pflanze damit erquickt, denn auf den Anhöhen weht beständig ein harter Wind, der die Luft und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menschen scheuen, kreisen dann hoch und suchen mit ihren scharfen Augen nach einem Trunk. Und weil der Einsiedler so fromm war, so ging ein Engel Gottes, seinen Augen sichtbar, mit ihm hinauf, zählte seine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, sein Essen, so wie jener Prophet auf Gottes Geheiß von den Raben gespeiset ward. Als der Einsiedler in seiner Frömmigkeit schon zu einem hohen Alter gekommen war, da trug es sich zu, daß er einmal von weitem sah wie man einen armen Sünder zum Galgen führte. Er sprach so vor sich hin: »Jetzt wiederfährt diesem sein Recht.« Abends, als er das Wasser den Berg hinauftrug, erschien der Engel nicht, der ihn sonst begleitete und brachte ihm auch nicht seine Speise. Da erschrak er, prüfte sein Herz und bedachte womit er wohl könnte gesündigt haben, weil Gott also zürne, aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf sich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal in dem Walde so recht bitterlich weinte, hörte er ein Vöglein, das sang so schön und herrlich, da ward er noch betrübter und sprach: »Wie singst du so fröhlich! dir zürnt der Herr nicht: ach, wenn du mir sagen könntest womit ich ihn beleidigt habe, damit ich Buße täte, und mein Herz auch wieder fröhlich würde!« Da fing das Vöglein an zu sprechen und sagte: »Du hast recht getan, weil du einen armen Sünder verdammt hast, der zum Galgen geführt wurde, darum zürnt dir der Herr; er allein hält Gericht. Doch wenn du Buße tun und deine Sünde bereuen willst, so wird er dir verzeihen.« Da stand der Engel neben ihm und hatte einen trockenen Ast in der Hand und sprach: »Diesen trockenen Ast sollst du so lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervorriefen, aber Nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brot sollst du dir an den Türen erbitten und in demselben Hause nicht länger als eine Nacht verweilen. Das ist die Buße, die dir der Herr auflagt.« Da nahm der Einsiedler das Stück Holz und ging in die Welt zurück, die er so lange nicht gesehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Türen reichte; manche Bitte aber ward nicht gehört, und manche Türe blieb ihm verschlossen, also daß er oft ganze Tage lang keinen Krumen Brot bekam. Einmal war er vom Morgen bis Abend von Türe zu Türe gegangen, niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen, da ging er hinaus in einen Wald, und fand endlich eine angebaute Höhle, und eine alte Frau saß darin. Da

sprach er »gute Frau, behaltet mich diese Nacht in euerm Hause.« Aber sie antwortete »nein, ich darf nicht, wenn ich auch wollte. Ich habe drei Söhne, die sind böse und wild, wenn sie von ihrem Raubzug heim kommen und finden euch, so würden sie uns beide umbringen.« Da sprach der Einsiedler »laßt mich nur bleiben, sie werden euch und mir nichts tun,« und die Frau war mitleidig und ließ sich bewegen. Da legte sich der Mann unter die Treppe und das Stück Holz unter seinen Kopf. Wie die Alte das sah, fragte sie nach der Ursache, da erzählte er ihr daß er es zur Buße mit sich herum trage und Nachts zu einem Kissen brauche. Er habe den Herrn beleidigt, denn als er einen armen Sünder auf dem Gang nach dem Gericht gesehen, habe er gesagt diesem widerfahre sein Recht. Da fing die Frau an zu weinen und rief »ach, wenn der Herr ein einziges Wort also gestraft, wie wird es meinen Söhnen ergehen, wenn sie vor ihm im Gericht erscheinen.«

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, lärmten und tobten. Sie zündeten ein Feuer an, und als das die Höhle erleuchtete und sie einen Mann unter der Treppe liegen sahen, gerieten sie in Zorn und schrien ihre Mütter an, »wer ist der Mann? haben wirs nicht verboten irgend jemand aufzunehmen?« Da sprach die Mutter »laßt ihn, es ist ein armer Sünder der seine Schuld büßt.« Die Räuber fragten »was hat er getan?« »Alter,« riefen sie, »erzähl uns deine Sünden.« Der Alte erhob sich und sagte ihnen wie er mit einem einzigen Wort schon so gesündigt habe, daß Gott ihm zürne, und er für diese Schuld jetzt büße. Den Räubern ward von seiner Erziehung das Herz so gewaltig gerührt, daß sie über ihr bisheriges Leben erschrecken, in sich gingen und mit heftiger Reue ihre Buße begannen. Der Einsiedler, nachdem er die drei Sünder bekehrt hatte, legte sich wieder zum Schlaf unter die Treppe. Am Morgen aber fand man ihn tot, und aus dem trocknen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige hoch empor gewachsen. Also hatte ihn der Herr wieder in Gnaden zu sich aufgenommen.

Muttergottesgläschen

Es hatte einmal ein Fuhrmann seinen Karren, der mit Wein schwer beladen war, festgefahren, so daß er ihn trotz aller Mühe nicht wieder losbringen konnte. Nun kam gerade die Mutter Gottes des Weges daher, und als sie die Not des armen Mannes sah, sprach sie zu ihm »ich bin müd und durstig, gib mir ein Glas Wein, und ich will dir deinen Wagen frei machen.« »Gerne,« antwortete der Fuhrmann, »aber ich habe kein Glas, worin ich dir den Wein geben könnte.« Da brach die Mutter Gottes ein weißes Blümchen mit roten Streifen ab, das Feldwinde heißt und einem Glase sehr ähnlich sieht, und reichte es dem Fuhrmann. Er füllte es mit Wein, und die Mutter Gottes trank ihn, und in dem Augenblick ward der Wagen frei und der Fuhrmann konnte weiter fahren. Das Blümchen heißt noch immer Muttergottesgläschen.

e. M. M.
Das alte Mütterchen.

Es war in einer großen Stadt ein altes Mütterchen, das saß Abends allein in seiner Kammer: es dachte so darüber nach wie es erst den Mann,
dann die beiden Kinder, nach und nach alle Verwandte, endlich auch heute noch den letzten Freund verloren hätte und nun ganz allein
und verlassen wäre. Da ward es in tiefstem Herzen traurig, und vor allem schwer war ihm der Verlust der beiden Söhne, daß es in seinem Schmerz
Gott darüber anklagte. So saß es still und in sich versunken, als es auf einmal zur Frühlirche läuten hörte. Es wunderte sich daß es die
ganze Nacht also in Leid durchwacht hätte, zündete seine Leuchte an und ging zur Kirche. Bei seiner Ankunft war sie schon erhellt,
aber nicht, wie gewöhnlich, von Kerzen, sondern von einem dämmernden Licht. Sie war auch schon angefüllt mit Menschen, und alle Plätze waren besetzt,
und als das Mütterchen zu seinem gewöhnlichen Sitz kam, war er auch nicht mehr ledig, sondern die ganze Bank gedrängt voll. Und wie es die Leute
ansah, so waren es lauter verstorbene Verwandten, die saßen da in ihren altmodischen Kleidern aber mit blassem Angesicht. Sie sprachen
auch nicht und sangen nicht, es ging aber ein leises Summen und Wehen durch die Kirche. Da stand eine Mühme auf, trat
vor, und sprach zu dem Mütterlein »dort sieh nach dem Altar, da wirst du deine Söhne sehen.« Die Alte blickte hin und sah ihre beiden
Kinder, der eine hing am Galgen, der andere war auf das Rad geflochten. Da sprach die Mühme »siehst du, so wär es ihnen ergangen,
wären sie im Leben geblieben und hätte sie Gott nicht als schuldige Kinder zu sich genommen.« Die Alte ging zitternd nach Haus und
dankte Gott auf den Knien daß er es besser mit ihr gemacht hätte als sie hätte begreifen können; und am dritten Tag legte sie sich und

st.
starb.


Die himmlische Hochzeit.

Es hörte einmal ein armer Bauernjunge in der Kirche wie der Pfarrer sprach »wer da will ins Himmelreich kommen, muß immer gerade
 aus gehen.« Da machte er sich auf, und ging immer zu, immer gerade ohne abzuweichen, über Berg und Tal. Endlich führte ihn sein Weg in eine
 große Stadt, und mitten in die Kirche, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Wie er nun all die Herrlichkeit sah, meinte er nun wäre er im
 Himmel angelangt, setzte sich hin und war von Herzen froh. Als der Gottesdienst vorbei war und der Küster ihn hinausgehen hieß, antwortete er
 »nein, ich gehe nicht wieder hinaus, ich bin froh daß ich endlich im Himmel bin.« Da ging der Küster zum Pfarrer und sagte ihm es wäre ein
 Kind in der Kirche, das wollte nicht wieder heraus, weil es glaubte es wäre im Himmelreich. Der Pfarrer sprach »wenn es das glaubt, so
 wollen wir es darin lassen.« Darauf ging er hin und fragte ob es auch Lust hätte zu arbeiten. »Ja,« antwortete der Kleine, ans
 Arbeiten wäre er gewöhnt, aber aus dem Himmel ginge er nicht wieder heraus. Nun blieb er in der Kirche, und als er sah wie die Leute zu dem
 Muttergottesbild mit dem Jesuskind, das aus Holz geschnitten war, kamen, knieten und beteten, dachte er »das ist der liebe Gott« und sprach »hör
 einmal, lieber Gott, was bist du mager! gewiss lassen dich die Leute hungern: ich will dir aber jeden Tag mein halbes Essen bringen.« Von
 nun an brachte er dem Bilde jeden Tag die Hälfte von seinem Essen, und das Bild fing auch an die Speise zu genießen. Wie ein paar Wochen herum
 waren, merkten die Leute daß das Bild unahm, dick und stark ward, und wunderten sich sehr. Der Pfarrer konnte es auch nicht begreifen, blieb in der
 Kirche und ging dem Kleinen nach, da sah er wie der Knabe sein Brot mit der Mutter Gottes teilte und diese es auch annahm.
 Nach einiger Zeit wurde der Knabe krank und kam acht Tage lang nicht aus dem Bett; wie er aber wieder aufstehen konnte, war sein erstes
 daß er seine Speise der Mutter Gottes brachte. Der Pfarrer ging ihm nach und hörte wie er sprach »lieber Gott, nimms nicht übel, daß ich dir so
 lange nichts gebracht habe: ich war aber krank und konnte nicht aufstehen.« Da antwortete ihm das Bild und sprach »ich habe deinen guten Willen
 gesehen, das ist mir genug; nächsten Sonntag sollst du mit mir auf die Hochzeit kommen.« Der Knabe freute sich darüber und sagte es dem Pfarrer, der
 bat ihn hinzugehen und das Bild zu fragen ob er auch dürfte mitkommen. »Nein,« antwortete das Bild, »du allein.« Der Pfarrer wollte ihn
 erst vorbereiten und ihm das Abendmahl geben, das war der Knabe zufrieden; und nächsten Sonntag, wie das Abendmahl an ihn kam, fiel er um, und
 war tot und wartet ewigen Hochzeit.

12011.
Die Haselrute.

Eines Nachmittags hatte sich das Christkind in sein Wiegenbett gelegt und war eingeschlafen, da trat seine Mutter heran, sah es voll Freude an und sprach »hast du dich schlafen gelegt, mein Kind? schlaf sanft, ich will derweil in den Wald gehen und eine Handvoll Erdbeeren für dich holen; ich weiß wohl, du freust dich darüber, wenn du aufgewacht bist.« Draußen im Wald fand sie einen Platz mit der schönsten Erdbeeren, als sie sich aber herabückt um eine zu brechen, so springt aus dem Gras eine Natter in die Höhe. Sie erschrickt, läßt die Beeren stehen und eilt hinweg. Die Natter schießt ihr nach, aber die Mutter Gottes, das könnt ihr denken, weiß guten Rat, sie versteckt sich hinter eine Haselstaude und bleibt da stehen, bis die Natter sich wieder verkrochen hat. Sie sammelt dann die Beeren, und als sie sich auf den Heimweg macht, spricht sie »wie die Haselstaude diesmal mein Schutz gewesen ist, so soll sie es auch in Zukunft andern Menschen sein.« Darum ist seit den ältesten Zeiten ein grüner Haselzweig gegen Nattern, Schlangen und was sonst auf der Erde kriecht, der sicherste Schutz.


Göttingen,


Druck der Dieterich'schen Buchdruckerei.


(W. Fr. Kästner.)



